Zwei Cents.

Sonntagpost

Zwei Cents.

No. 5 (16 Seiten.) Chicago, Sonntag, den 3. Februar 1901. Dreizehnter Jahrgang.

Telegraphische Depeschen.

(Spezialdepeschen-Dienst der „Sonntagpost".)

Ausland.

Londoner Streiflichter.

Die große Fürsten- und Adelsparade bei Victorias Leichenbegängniß.—Was für Glossen die Volksmasse darüber machte.—Hämische Auslassungen über die deutschen Kleinfürsten. — Kaiser Wilhelm und Herzog von Connaught gefielen noch am meisten in der Parade.—Die Abwesenheit der Kaiserin Friedrich schmerzlich gefühlt. — Hat mit Victoria die britische Monarchie ihre beste Stütze verloren?—Selbstsüchtige Trauer der Schotten.—Der neue König wird keine Reklame mehr für die Hochlande machen. — „Prinz von Wales" wird nicht abgeschafft.

London, 2. Febr. England ist heute, als am Begräbnißtag der Königin Victoria, in tiefer Trauer, — aber es ist nicht wie die Trauer Amerikas um einen Lincoln oder auch nur um einen Garfield. England trauert um Victoria einfach deshalb, weil mit ihr ein Theil von der Existenz der Nation selbst, wenigstens von ihrer Haushalts-Routine, für immer dahingeschieden ist.

„Ich fühle, als wäre meine Großmutter gestorben", äußerte sich heute ein im mittleren Lebensalter stehender Engländer; „schon seit ich alt genug war, irgend etwas zu wissen, habe ich immer von der Königin Victoria gehört, bis es mir vorkam, als ob sie ewig am Leben bleiben würde. Und jetzt ist sie dahin, und ich kann mich kaum dazu bringen, es zu glauben. Ich habe nichts an König Edward auszusetzen; aber er kann doch nicht unsere Großmutter sein, wie Victoria."

Diese Worte sprechen ungefähr das Gefühl der mittleren und unteren Volksklassen von ganz England aus, jedenfalls der Millionen, welche sich heute vom frühen Morgen an in den Straßen Londons drängten und Augenzeugen des größten Leichenzuges waren, den das Land je gesehen hat.

Die englische Masse betrauert Victoria als eine Persönlichkeit, die ihr theuer war. Das Gefühl für sie ist keines von Loyalität im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern von pietätvoller Ehrfurcht, und unter all' dem Glanz und Prunk, der vielleicht noch nie dagewesenen Schaustellung kaiserlicher, königlicher und volksthümlicher Ehrenbezeugungen für eine dahingeschiedene Monarchin läßt sich bereits eine Ahnung erkennen, daß mit ihr vielleicht das englische Königthum selbst zu Grabe getragen worden sei.

König Edward wird schmeichelhaft genug begrüßt, — aber unter den einsichtsvollen, wenn auch nicht durch Rang und Titel hervorragenden Führern der öffentlichen Meinung wird die Frage aufgeworfen, ob der Thron, nachdem der Stützpfeiler von Victorias persönlichem Charakter entfernt ist, noch lange festen Bestand haben kann! In den letzten paar Jahren ist diese Frage schon öfter aufgetaucht, aber sie wird jetzt ernster, als je, erörtert, und zwar um so lebhafter, je mehr das Volk von der Betäubung, welche die Todeskunde anfangs verursachte, wieder zur nüchternen Betrachtung der Wirklichkeit aufwacht.

Es ist dem Publikum nicht entgangen, daß, während Deutschland vier Könige hat, nur einer im heutigen Leichenzug war, nämlich Kaiser Wilhelm als Enkelsohn Victorias. Die Könige von Portugal, Belgien und Griechenland sind nur eine Art Vasallen Englands und behaupten ihre Kronen unter britischem Schutz. Rußland war durch ein Mitglied der kaiserlichen Familie vertreten: aber obwohl die kürzliche Krankheit des Zaren als genügende Entschuldigung für seine und der Zarin (Victorias Enkeltochter) Abwesenheit gelten kann, war es doch offenkundig, daß Englands großer Nebenbuhler um die Herrschaft über Asien nicht mehr Ehrerbietung für Victorias Andenken zeigte, als der Anlaß unbedingt erforderte. Selbst beim Leichenbegängniß der friedensliebenden Königin war es nicht schwer, zu erkennen, wie Europa sich im Stillen für den großen Kampf der Zukunft vorbereitet.

Eine rührende Erscheinung in dem großen Leichenzug war der echte Kummer der Mitglieder und Attachees des königlichen Hauses. Sie machten keinen Versuch, ihre Gefühle zu unterdrücken, und dies brachte wiederum die englischen Massen dem häuslich-familiären Charakter der Dahingeschiedenen näher, welche ihre ganze Umgebung mit den Banden persönlicher Neigung an sich fesselte. Der natürliche Zug, welcher die ganze Welt als einander verwandt erscheinen läßt, war bei diesem großartigen Menschen-Zusammenstrom ebenso ersichtlich, wie im bescheidensten Haushalt, der eines lieben Angehörigen beraubt worden ist.

Königin Victorias Herz war jedenfalls groß genug, ihre ganze zahlreiche Nachkommenschaft und Verwandtschaft zu umfassen, und bei dem Anblick der vielen trauervollen Gesichter von allen Theilen Europas an der Bahre einer Mutter und Großmutter konnte man sich auch daran erinnern, daß der Gram um den Verlust eines Enkelsohnes in Südafrika etwas mit der Beschleunigung von Victorias Tod zu thun gehabt haben mag. Gleichzeitig muß übrigens gesagt werden, daß die königliche Familie und die übrigen fürstlichen Persönlichkeiten im Allgemeinen keinen imponirenden Eindruck machten.

Noch am besten, nach dem britischen Ideal von einem Fürsten, sahen Kaiser Wilhelm und der Herzog von Connaught aus. Die übrigen fürstlichen Persönlichkeiten in der Parade entsprachen weder in ihrer Natur, noch in ihrem Aussehen der durchschnittlichen britischen Männlichkeit. Es war unmöglich, sich des Eindruckes zu erwehren, daß die Königsthümelei im Niedergang ist, und dieser Niedergang keinen tragischen, sondern eher einen possenhaften Charakter hat. Das Volk von England oder mehrere Millionen desselben konnte sich zum ersten Mal in der jetzigen Generation so ziemlich die ganze fürstliche Gesellschaft gut betrachten, und die Ausdrücke, welche man darüber hörte, zeigen, daß die Herrschaften bei dieser Betrachtung nicht gewonnen haben. Natürlich wurden über die e n g l i s c h e Königsfamilie nichts als respektvolle Bemerkungen laut; hinsichtlich der fürstlichen "furriners" glaubten die Zuschauer aber ihrer Zunge keine Zügel anlegen zu müssen, und ihre Aeußerungen über sie waren nur in seltenen Fällen schmeichelhaft.

Besonders viele Glossen wurden über die kleineren deutschen Fürsten gemacht, und es war klar, daß, wie freundschaftlich auch die Beziehungen zwischen dem neuen König von England und dem deutschen Kaiser sein mögen, das englische Volk die Deutschen nicht mit günstigeren Augen ansieht, als früher auch. Die Engländer im Allgemeinen sehen die deutschen „Fürstlinge" nur als armselige Schmarotzer an, welche darnach trachteten, eine englische fürstliche Person zu heirathen, um von dem Schweiß englischer Steuerzahler leben zu können, und sogar die Feierlichkeit der heutigen Szenen konnte verbissene und sogar rohe Aeußerungen über die „deutsche Sippe", welche von Victorias offener Hand herausgefüttert worden sei, nicht verhindern. Wenn König Edward in Verkleidung—nach der Manier eines Harun al Raschid — sich während des Leichenzuges unter dem Volke herum bewegt hätte, so würde er vielleicht in seinem künftigen Verkehr mit seinen deutschen Verwandten zurückhaltender sein.

Einen sehr schmerzensvollen Eindruck beim Leichenbegängniß, wie auch beim Ableben der Königin, machte die Abwesenheit der Kaiserinwittwe Friedrich, „Vicky", wie die Königin sie zu nennen pflegte, ihrer Erstgeborenen und stets einer der ihrem Herzen am nächsten Stehenden. Königin Victoria hatte ihre Tochter in ihrer Wittwenschaft getröstet und sie mit Rath und Trost in dem Kampfe gestärkt, dessen Geschichte niemals vollständig enthüllt worden ist — nämlich in dem Kampf zur Aufrechterhaltung ihrer mütterlichen und kaiserlichen Rechte gegenüber Bismarcks mächtiger Gegnerschaft. Victorias Todeskampf wurde auch noch durch das Gefühl verdüstert, daß auch ihre Tochter kritisch, vielleicht tödtlich, krank sei: und jetzt liegt das Kind, das Victoria zuerst an ihre Mutterbrust drückte, in seinem Wittwenheim in Deutschland und wird dasselbe vielleicht nie wieder verlassen, außer auf dem Weg zum Grab.

Die Masern-Krankheit des jetzigen britischen Thronerben wird nicht als bedenklich angesehen, obwohl es nothwendig ist, daß er sich nicht dem ungewissen Februarwetter aussetzt. Uebrigens ist die Angabe, daß er nicht den Rang eines Prinzen von Wales bekleiden werde, grundlos.

Diese Bekleidung mag sich bis nach der Königskrönung verzögern, König Edward ist aber zu klug, um in der Titulatur des Thronfolgers die Anerkennung der walisischen Nationalität gerade zu einer Zeit zu versagen, da Wales mehr, als seit Jahrhunderten, in Gesinnung und Sprache national ist. Die Waliser vor den Kopf zu stoßen würde zwar einigen engherzigen englischen Kirchenleuten und Tories behagen, für welche die Bewegung für die Abschaffung der Sonderrechte der englischen Staatskirche in Wales sehr anstößig ist, aber es würde das ganze Volk von Wales schwer beleidigen und es zur Opposition, nicht nur gegen die englische Kirche, sondern ebenso gegen die englische Königsfamilie vereinigen. Ohne Zweifel werden also die Engländer wieder einen Prinzen von Wales haben. Die Bemerkungen, welche heute über die fürstlichen Persönlichkeiten in der Leichenparade gemacht wurden, haben ihre Bedeutung nicht minder für die Schaar des britischen Adels, welche den Ueberresten ihrer Herrscherin folgte. Es waren übrigens etliche prächtige Erscheinungen unter diesen, welche äußerlich ganz dem Ideal der Ritter und Barone der alten Zeit entsprachen, — aber meist war es eine zwergenhafte, schmächtige und entartete Gesellschaft.

London wimmelt derzeit von Besuchern aus den Provinzen, darunter auch eine Masse „Squires" oder titellose Landbesitzer Großbritanniens, und diese, die ein rüstiges, gesundes Leben im Freien geführt haben, zeigen meistens eine frische Gesichtsfarbe und sehen viel besser aus, als die Herzöge und Lords, deren Gesellschaft sie im Leichenzug theilen durften. Schottland war sehr reichlich, Irland aber nur spärlich in den Reihen der trauernden Aristokratie repräsentirt. Die Schotten empfinden den Verlust der Königin besonders lebhaft; denn sie zeigte bekanntlich eine starke Neigung für das nördliche Britannien, und ihre Vorliebe in dieser Hinsicht hatte viel damit zu thun, daß die schottischen Hochlande ein beliebter Vergnügungs-Aufenthalt wurden. Man glaubt nicht, daß der neue König dieselbe Vorliebe zeigen werde. Die männlichen Mitglieder der königlichen Familie haben überhaupt stets Abscheu vor den Befehlen der Königin gehabt, sie in die Hochlande zu begleiten, da man erwartete, daß sie in diesem Fall die Unaussprechlichen ablegen und sich ganz schottisch kleiden würden, was in dem nordischen Klima nicht immer behaglich für sie war.

Es heißt, daß eine der wenigen Streitigkeiten zwischen Victoria und Prinz Albert gerade über diese Frage entstanden sei. Der Prinzgemahl legte auf das Geheiß Victorias schottische „Kilts" an und wurde von einem Insekt empfindlich in die ungeschützten Waden gebissen. Darauf zog er ohne Weiteres wieder Hosen an und weigerte sich entschieden, ferner sich als Hochlands-Häuptling zu „maskiren", sehr zum Grame Victorias. Auch der neue König hatte als Prinz von Wales für die schottische Nationaltracht nichts übrig und hielt sich soviel wie möglich von den Hochlanden fern, obgleich zu seinen Titeln auch der eines „Lords der Inseln" gehörte.

Die Hochland-Manie ist daher wahrscheinlich mit der guten Königin begraben worden, und wenn der König Edward in die Ferien geht, wird er wohl einen Punkt südlich vom Tay vorziehen. Die Schotten haben das rasch genug gemerkt, und ihre Trauer um Victoria ist ebenso viel selbstsüchtige Interessen-, wie Gefühlssache.

Zwischen den Lobpreisungen von Victorias Tugenden und den Bemerkungen über die fürstlichen Besucher finden die Londoner noch Zeit genug, ihre Mißbilligung über den Vorschlag zu äußern, den neuen König mit „Ew. Kaiserliche Majestät" anzureden, kraft seines Titels als Kaiser von Indien. Offenbar würde diese Aenderung sehr wenig volksthümlich sein und würde nur dazu führen, die alten Anhänglichkeitsbande zu schwächen, welche die Hauptstärke der Monarchie bilden.

Es scheint nun einmal selbst bei Trauerfestlichkeiten in der britischen Metropole nicht möglich zu sein, daß dieselben ohne rohes und opferreiches Gedränge sich abspielen! Auch heute ging es theilweise fürchterlich her, und die „St. Johns Ambulance Association" hatte nicht weniger, als 1305 Personen zu behandeln, die während der Leichenparade mehr oder weniger schlimm gequetscht wurden. Diese Assoziation hatte 701 Aerzte und Verwundetenpfleger in Dienst und hielt an 26 Stationen ihre Gefährte bereit. Bei den 3 Millionen Menschen, die sich auf den Straßen drängten, erscheint die Verlust-Liste sowie die Hilfs-Vorkehrungen freilich noch immer bescheiden.

London, 3. Febr. Am Montag wird die Leiche der Königin Victoria aus der Gedächtnißkapelle in Windsor nach ihrer letzten Ruhestätte gebracht und an der Seite ihres geliebten Gemahls beigesetzt. Doch wird dies ohne weiteren Pomp geschehen.

Gleichzeitig mit dem Leichenbegängniß dahier fanden übrigens in allen Theilen des Vereinigten Königreichs große Trauerfestlichkeiten statt. Dem Wetter nach war der gestrige Tag einer der schlimmsten, die London je gehabt hatte, und es dauerte lange, bis das Weinen des Himmels aufhörte.

Die Angabe, daß die letzten Worte der Königin vor ihrem Ableben gewesen seien: „O d a ß d e r F r i e d e k o m m e n m ö c h t e!" wird, obwohl sie zuerst von einem Provinzialblatt gebracht wurde, allgemein für wahr gehalten. Lord Wantage bürgt für ihre Richtigkeit. Vielleicht wird der Ausdruck dieses letzten Wunsches Victorias eine entschiedene Wirkung auf die Beendigung des Südafrika-Krieges haben! Denn ganz ohne Eindruck auf den König und seine Minister dürften diese Worte nicht bleiben. Zu bezweifeln ist jedenfalls nicht, daß der Königin der Südafrika-Krieg schwer auf dem Herzen gelegen hat. Mehrere diesbezügliche Unterredungen werden jetzt veröffentlicht. Nach den Aeußerungen einer Reihe Londoner Blätter zu schließen, scheint das Publikum zu erwarten, daß irgend ein Versuch zur Herbeiführung des Friedens und und Befriedigung des Wunsches der sterbenden Königin gemacht wird, wenn auch gewisse Zugeständnisse an die Boeren hierzu nothwendig sind.

De Wet's Vordringen

Mit 3000 Boeren nach der Kapkolonie.

Kapstadt, 3. Febr. Es wird jetzt bestätigt, daß General De Wet mit 3000 Boeren Thabanehe passirt hat und direkt auf die Kapkolonie zu marschirt.

Pretoria, 2. Febr. Ex-Präsident Pretorius hat mit seiner Friedens-Mission bei General Botha gar keinen Erfolg gehabt. Botha weigerte sich, ihn in das Lager zuzulassen, empfing ihn aber draußen und sagte ihm, wenn die Briten irgendwelche Vorschläge zu machen hätten, so sollten sie dieselben schriftlich unterbreiten.

Gegen Brotvertheuerung.

Die Sozialisten in Deutschland bereiten allgemeine Protestversammlungen gegen Erhöhung der Getreidezölle vor. — Aber diese wird nicht abzuwenden sein.—Fürstliche Victoria-Trauergottesdienste und Ehrensalut der Flotte in Kiel.—Vom österreichischen Bruderstamm.—Das Reichsraths-Kasperletheater!—Allerlei.

Berlin, 2. Febr. Es fanden heute auch in vielen Städten Deutschlands Trauergottesdienste für die Königin Victoria statt, obgleich das Volk nichts mit denselben zu thun hatte. Dem Gottesdienst in Homburg wohnten die Kaiserin Auguste Victoria, die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, die Kronprinzessin von Griechenland und die Prinzessin Friedrich von Hessen bei. (Darnach scheint das Befinden der Kaiserinwittwe Friedrich wieder etwas ungünstiger geworden zu sein und ihre Betheiligung verhindert zu haben.) In München wohnten der Prinzregent Luitpold und andere bairische Prinzen und Prinzessinnen einem Trauergottesdienst bei.

In Kiel wurde von den Kriegsschiffen ein Salut von 81 Kanonenschüssen abgefeuert.

Angesichts des unzweifelhaften Entschlusses der deutschen Regierung, eine E r h ö h u n g d e r G e t r e i d e z ö l l e herbeizuführen, bereiten die Sozialisten in ganz Deutschland Protest-Versammlungen vor. Im württembergischen Landtag wurde aus der Mitte des Zentrums eine Anfrage an die Regierung betreffs der Erhöhung der Getreide-Zölle gestellt. Der württembergische Minister-Präsident General Schott v. Schottenstein antwortete, die Regierung sei der Ueberzeugung, daß eine namhafte Getreidezoll-Erhöhung, sowie eine Zollerhöhung auf Hafer und Gerste nothwendig sei. Andererseits müßten aber auch die Industrie und die Konsumenten berücksichtigt werden. Die Zollsätze dürften auf keinen Fall die Handels-Verträge verhindern.

Der preußische Minister des Innern hat ein besonderes „M o r d - B u r e a u" begründet, um die Ergreifung von Mördern und anderen desperaten Verbrechern zu erleichtern. Die Polizei wird auch S c h w e i ß h u n d e zur Verfolgung dieser Verbrecher verwenden. Der Entschluß, ein solches Bureau zu gründen, ist die Folge des Berichtes der Polizei-Kommission für 1900. Diesem Bericht zufolge wurden in Berlin 25 Morde begangen, deren Verüber n i c h t entdeckt wurden!

Im westlichen Deutschland und vielfach anderwärts verursachen die verheerenden Elemente noch immer g r o ß e U n z u t r ä g l i c h k e i t e n. Neuerdings hat da und dort die Kälte dem Hochwasser Einhalt gethan. In Kassel wurde das Husarenregiment Friedrich II. von Hessen-Homburg (2. hessisches) No. 14 nächtlicherweile alarmirt und zur Sprengung der, das Nachbardorf Niedermöllrich bedrohenden E i s m a s s e n des Edderflusses beordert.

In Hamburg hat ein Brautpaar, der Techniker Adolf Tamm und Frl. Alwine Jensen, gemeinschaftlich S e l b s t m o r d begangen, und in Berlin entleibte sich G. Bernheim, der Prokurist des Bankhauses Kretzschmar.

Jenseits der schwarz-gelben Pfähle.

Das neue österreichische Reichsraths-Abgeordnetenhaus hat seit seiner Eröffnung noch kein Geschäft erledigt, nicht einmal sein Bureau organisirt, — es ist aber bereits zu erkennen, daß auch dieser Reichsrath dem vorherigen in Radau-Leistungen und Geschäfts-Unfähigkeit nichts nachgeben wird! Zu der Eröffnungs-Sitzung ist noch zu bemerken: Der Ministerpräsident Dr. v. Koerber forderte zunächst den ältesten Abgeordneten, den Polen Weigel (Vertreter von Krakau) auf, provisorisch den Vorsitz zu übernehmen. Kaum hatte Hr. Weigel dieser Aufforderung entsprochen, als auch schon ein Höllenlärm losging, worin sich besonders die neue, aus vier Köpfen bestehende Gruppe der „tschechischen Arbeiterpartei" hervorthat. Ihr Führer Klofac, der in tschechischer Nationaltracht erschienen war, brüllte dem Ministerpräsidenten zu: „Tschechisch reden! Hier ist ein slavisches Parlament! Wehe Euch, wenn die Thronrede etwas gegen uns enthält!"

Diese Worte verursachten einen unbeschreiblichen Tumult und begreiflicherweise auch große Erregung auf der Ministerbank, wo man sich denn doch auf einen solchen Empfang nicht vorbereitet hatte. Klofac, dem es nicht entging, daß auf der Ministerbank abfällige Aeußerungen über ihn fielen, rief: „Die Minister sind alle Esel!"

Nachdem die Aufregung sich halbwegs gelegt hatte, versuchte der provisorische Vorsitzende Weigel, einen Nachruf auf die Königin Victoria zu halten, wurde aber schon nach den ersten Worten von dem Abgeordneten Lemisch (deutsche Volkspartei) durch den lauten Zuruf unterbrochen: „Heil den Boeren, heil unseren Stammesbrüdern!" Die Deutsch-Radikalen und die Christlich-Sozialen stimmten in diesen Ruf laut ein. „Nieder mit den Engländern! Pfui!", sowie höhnende Bemerkungen über den Hosenbandorden und über englische Taktlosigkeiten schwirrten durch den Saal. Mit seiner Stentorstimme schrie der Deutsch-Radikale K. H. Wolf dazwischen: „Z u m T e u f e l m i t d e r K ö n i g i n!"

Als Weigel versuchte, die Ordnung wieder herzustellen, und die Abgeordneten aufforderte, sich derartiger Demonstrationen gegen die todte Königin zu enthalten, donnerte ihm Klofac entgegen: „Abzug Weigel! Das will ein Pole sein!" Gleichzeitig streckten sich geballte Fäuste und erhobene Arme dem Vorsitzenden entgegen. Nur mit größter Mühe gelang es diesem, einigermaßen Ordnung zu schaffen. Als er sich erhob, um das Kaiserhoch auszubringen — die Sozialisten und Deutsch-Radikalen hatten vorher den Saal verlassen — war es im Saale wieder verhältnißmäßig ruhig.

Das übliche Gelöbniß wurde von den tschechischen Abgeordneten in tschechischer Sprache geleistet. Das Haus vertagte sich schließlich, ohne die Präsidentenwahl vorgenommen zu haben.

Inland.

In Männerkleidern.

Heroischer Entschluß der Gattin eines kranken Mannes.

Chippewa Falls, Wis., 2. Febr. Vor einigen Monaten noch wußte Frau George Dick, ehemals eine der Spitzen der Gesellschaft, nicht was es hieß, Mangel zu leiden. Da erkrankte ihr Mann, büßte sein Vermögen ein, Hunger und Noth zogen in das einst glückliche Heim, die Kinder des Paares wurden blaß und magerten ab. Die Frau schämte sich, ihre Lage bekannt zu geben, und da reifte in ihr ein heroischer Entschluß. Sie kaufte sich einen Mannesanzug, wie dieselben in den Holzfällerlagern getragen werden, zog denselben an, schnitt sich ihr Haar kurz ab, bräunte ihr Gesicht und zog durch die Stadt nach Arbeit suchend. Schließlich verdingte sie sich in ein Holzfällerlager. Da aber kam gerade ihr Bruder, der von der Lage der Familie Kenntniß erhalten hatte, hinzu und brachte Hilfe.

Fuchsprellende Volksschüler

Wollen die Westpointer Kadetten nachäffen.

LaCrosse, Wis., 2. Febr. In verschiedenen Ward-Volksschulen dahier sowie auch in der Hochschule ist in letzter Zeit das Fuchsprellen oder „Hazen" in Schwung gekommen. Offenbar haben die Berichte über das Fuchsprellen in der Militärschule zu West Point die älteren Schüler nicht ruhen lassen, und besonders seither suchen sie ihr Müthchen an den jüngeren Schülern zu kühlen. Zwar haben sie nicht versucht, denselben Tabakjauche einzuflößen, allein die jüngeren Schüler wurden schwer mißhandelt; ja ein Knabe wurde so schwer verletzt, daß er mehrere Tage lang nicht imstande war, die Schule zu besuchen.

Russel Sage warnt!

Erklärt die ungeheuren Eisenbahn-Kombinationen für eine große Gefahr.

New York, 2. Febr. Russel Sage, der bekannte Finanzmann, äußerte heute, es liege eine große Drohung in so gewaltigen Eisenbahn-Kombinationen, wie es der neuerliche Aufkauf der Southern Pacificbahn durch die Union-Pacificbahn sei. Hr. Sage, der früher selber ein Direktor der Union Pacificbahn war, sagte, es sei äußerst gefährlich, so viele Macht in die Hände weniger Menschen zu legen, und das Volk dieses Landes werde früher oder später drastische Maßnahmen gegen das konzentrirte Kapital ergreifen.

Ueber die Absorbirung der Southern Pacificbahn sagte Herr Sage wörtlich: „Das ist eine gigantische Verbindung, wobei die 12 oder 13 Männer vom Kontrollrath unbedingte Kontrolle über mehr als 25,000 Meilen Eisenbahn und sogut wie ein vollständiges Monopol über alle Bahnlinien erhalten, die nach dem Stillen Ozean führen. Es ist sicher, daß solche Vereinigungen konzentrirten Kapitals das Volk aufrütteln werden, und einmal aufgerüttelt, ist das Volk eine größere Macht, als diese Kombination oder irgend eine andere, welche gebildet werden mag! Ich betrachte es als sehr gefährlich, solche große Kombinationen zu haben. Es ist recht und billig, daß dem Kapitalist, welcher sein Geld in Eisenbahnen oder anderen großen Unternehmungen anlegt, ein anständiger Ertrag gesichert werden sollte; es ist recht, daß Eisenbahnen sich einigen sollten, die Raten nicht unter eine Ziffer herabzusetzen, die einen anständigen Profit sichert; aber das ist durch Berathungen und Konventionen zu geschehen, und dazu gehört keine Erstickung des Mitbewerbs. Es wird sich schließlich zeigen, daß diese Kombination Mißtrauen und Verbitterung erwecken und zu Vergeltungs-Maßregeln seitens des Volkes, der Staaten-Gesetzgebungen und sogar des Bundes führen wird."

Muthmaßliches Wetter.

Wenig Gutes verspricht der Onkel.

Washington, D. C., 2. Febr. Das Bundes-Wetteramt stellt folgendes Wetter für den Staat Illinois am Sonntag und Montag in Aussicht:

Am Sonntag Regen im südlichen und Schnee im nördlichen Theil— einschließlich Chicagos — sowie im mittleren Illinois. Die Winde werden zu nordwestlichen, und auf dem See lebhaft bis scharf.

Am Montag wahrscheinlich schön.

Riesenstreik droht!

Er mag in der Konferenz zu Columbus geboren werden.—Wenn den Weichkohlengräbern Lohnerhöhung bewilligt wird, wollen die Hartkohlengräber dasselbe. —Und dann mag es den größten je dagewesenen Ausstand geben.

Columbus, O., 2. Febr. Alles, was bis jetzt auf der gemeinsamen Konferenz der Weichkohlen-Grubenbesitzer und den Delegationen ihrer Arbeiter (von den Staaten Ohio, Illinois, Indiana und Pennsylvanien) erzielt worden ist, besteht in der Einreichung der Arbeiterforderungen beim Komite für die Lohn-Skala. Der übrige Theil des heutigen Tages verstrich mit dem Studiren dieser Forderungen seitens der Grubenbesitzer im Komite. Es kann schon jetzt als gewiß gelten, daß die Grubenbesitzer sich diesen Forderungen hartnäckig widersetzen werden; doch erwartet man, daß es zu Zugeständnissen auf beiden Seiten und endlich zu einer vollständigen Einigung kommen werde.

Die weitreichende Bedeutung dieser Konferenz läßt sich ermessen, wenn man einen Blick auf die weiteren Folgen wirft! Sollten die Weichkohlen-Arbeiter eine Lohnerhöhung erzielen, so werden die H a r t kohlengräber des Ostens ebenfalls eine fordern; sie haben bereits um eine gemeinsame Konferenz in dieser Sache nachgesucht. Man glaubt aber, daß der Finanzmann J. P. Morgan, welcher der Diktator des Hartkohlen-„Trust" ist, dieser Forderung keine Beachtung schenken wird. Und dann mag der größte industrielle Streik in der Geschichte unseres Landes folgen!

Die Hartkohlen- und die Weichkohlen-Arbeiter sind in derselben Organisation vereint, und wenn es diesmal zu einem Ausstand der Ersteren kommt, so werden die Weichkohlengräber, statt den Markt mit einem Ersatz für die östliche Hartkohle zu versorgen, zu einem Sympathie-Streik berufen werden. J. P. Morgan aber hat Ursache, nicht einmal einen solchen vereinten Streik zu fürchten: Denn er kontrollirt ja auch die Berwind-White'schen Weichkohlen-Felder im mittleren Pennsylvanien, welche mit Nicht-Gewerkschaftlern betrieben werden, sowie die west-virginischen Weichkohlen-Felder, von denen das Gleiche gilt.

Der nächste Schritt nach einem Streik sämmtlicher Gewerkschafts-Grubenarbeiter würde eine Aufforderung an die Eisenbahn-Leute zum Sympathiestreik sein. Aber auch hier ist J. P. Morgan gut verschanzt. Er kontrollirt die Baltimore & Ohio-Bahn, welche die west-virginische Kohle befördert, sowie auch den Kohlen-Transport nach dem Osten über die Pennsylvania-Bahn von den Berwind-White'schen Kohlenfeldern aus.

Die Moser-Mordklage.

Der Angeklagte gibt der Amish-Sekte die Schuld.

Pekin, Ill., 3. Febr. Samuel Moser, welcher angeklagt ist, seine Gattin und seine drei Kinder umgebracht zu haben, wird binnen zwei Wochen prozessirt werden. Er steht in seinem Elend ganz allein, da alle seine früheren Freunde ihm den Rücken gekehrt haben. Sogar sein Vater hat keine Sympathie für ihn übrig und sagte ihm blos, er solle sich vorbereiten, vor seinen Gott zu treten.

Moser hat eine Erklärung abgegeben, worin er der Amisch-Religionssekte die ganze Schuld an seiner schrecklichen Lage gibt. Er war nämlich aus der Kirche ausgestoßen worden, weil er seinen kleinen Knaben geliebkost hatte, und er sagt, ehe er mit seiner Familie leben und doch seiner Vaterrechte beraubt sein sollte, habe er lieber alle seine Angehörigen todt sehen wollen.

Noch ein trübes Nachspiel.

Tod des Vaters eines der Verurtheilten im Bosschieter-Mordprozeß.

Paterson, N. J., 3. Febr. Gebrochenen Herzens über die Schmach seines Sohnes, welcher nebst McAlister, Death und Campbell in Verbindung mit dem Tode der jungen Seidenweberin Jennie Bosschieter verurtheilt wurde, ist Hugh Kerr Samstagabend gestorben. Ueberraschend kam dies nicht; denn sein Zustand war so bedenklich gewesen, daß man den letzten Akt in dem obigen Prozeß, die Schuldig-Plaidirung seines Sohnes und seine Verurtheilung zu 15 Jahren Zuchthaus, ihm nicht mitzutheilen wagte. Alle Familien-Angehörigen waren um sein Sterbebett versammelt, mit Ausnahme seines Sohnes, der jetzt ein Insasse des Staats-Zuchthauses in Trenton ist.

Als George J. Kerr verhaftet wurde, war sein alter Vater ganz niedergeschmettert von dieser Schande; doch hoffte er immer noch, sein Sohn werde im Gericht seine Unschuld erweisen können, und bot demselben jeden möglichen Beistand. Als aber im Gericht die volle Geschichte der Schändlichkeiten und Greuel erzählt wurde, die an dem jungen Mädchen verübt wurden, brach der alte Mann völlig zusammen und nach einem schweren Kampf, angesichts des verdammenden Urtheils seiner lebenslangen Nachbarn hoch den Kopf hochzuhalten, war er geistig und körperlich ein Wrack und konnte sich nicht wieder vom Bett erheben.

Im Bundes-Kapitol.

Wird die Königin von England gefeiert. — Und dann macht Turner einen heftigen Angriff auf Frye.

Washington, D. C., 2. Febr. Die heutige Sitzung des Senats war zunächst durch ein Verherrlichungs-Gebet des Kaplans auf die Königin Victoria bemerkenswerth, welches die Mitglieder ehrfurchtsvoll, mit gebeugten Häuptern, anhörten.

Eine weitere bemerkenswerthe Affäre war ein heftiger Angriff des Senators Turner von Georgia auf Frye von Maine, der bekanntlich die Schiffssubsidien-Vorlage, das Lieblings-Projekt Mark Hannas, in Obhut hat.

Wiederholt versuchte Frye vergeblich, die Wiederaufnahme der Erörterung dieser Vorlage durchzusetzen und protestirte, erst mild und allmälig stärker, dagegen, daß immer wieder Senatoren mit anderen Geschäften kämen und Anerkennung verlangten. Das beleidigte die betreffenden Herren sehr, aber die Ausdrücke ihrer Mißbilligung waren noch nichts gegen die Rede Turner's, welcher ungeheuer über Frye aufgebracht war, weil derselbe in Turner's Abwesenheit dessen jüngste Rede gegen die Schiffssubsidien „verhohnigelt" und angeblich entstellt hatte. Turner nannte Frye einen Diktator und stellte ihn als gewissenlosen Verdreher und Verleumder hin, obwohl er diese Worte nicht brauchte; er hielt ein förmliches Hochgericht über ihn, und der Senator von Maine zuckte fortwährend in seinem Sitz nervös zusammen, und sein Gesicht wurde puterroth.

Turner führte dann sein schwerstes Geschütz gegen die „schändliche Vorlage" auf, zu deren Gunsten Frye alle übrige Gesetzgebung lahmlegen wolle, und warf Frye grobe Irrthümer bei den Angaben über die, von auswärtigen Ländern gezahlten Schiffs-Subsidien vor. Frye suchte sich einigemale gegen die rednerischen Keulenschläge Turner's zu vertheidigen; aber dieser schlug ihn immer wieder mit seinen, Frye's eigenen Worten, die er aus dem amtlichen Bericht vorlas. Frye nahm endlich verzweifelnd Reißaus und erschien nicht wieder; Turner aber setzte auch dann noch zwei Stunden lang seine wuchtigen Angriffe fort. „Wenn die Mehrheit darauf ausgeht", sagte er am Schluß seiner Rede, „die Verwilligungen aufzuhalten, bis die Schiffssubsidien-Vorlage passirt ist — nun wohl, so wird es der Beruf der Minderheit sein, über diese infame Vorlage fort und fort zu reden, bis das Land dieselbe gründlich versteht."

Nach Turner sprach Mallory ebenfalls gegen die Vorlage. Während des Nachmittags erschollen häufig Aufforderungen, einen Namens-Aufruf vorzunehmen, um die Abwesenheit eines „Quorums" festzustellen. Der Kampf gegen diese Vorlage ist jetzt heftiger, als je, und wenn ihre Freunde sie durchdrücken sollten, so wird ihnen das sicherlich schwer genug gemacht werden.

Eine Zeitlang berieth der Senat auch die Postamts-Verwilligungs-Vorlage. Scudder (Dem.) von New York brachte einen Zusatz ein, welcher die Aufrechterhaltung des Rohrpost-Dienstes in New York, C h i c a g o und St. Louis verfügt, und sprach darüber.

Es wurden auch wieder Lobreden auf den dahingeschiedenen Bundes-Senator Davis von Minnesota gehalten.

Jäger-Pech.

Der Hase schießt die Flinte ab!

Parkersburg, W. Va., 3. Febr. Eigenthümliches Pech hatte der junge Louis Fries gestern Nachmittag auf der Feldkaninchen-Jagd. Fries hatte ein Kaninchen in ein Loch springen sehen. Er legte die Jagdflinte zu Boden, um in das Loch hineinzusehen. Plötzlich sprang das Kaninchen an einem anderen Loch heraus und gerade auf die Flinte, welche sich infolge dessen entlud! Die Kugel drang Fries in das eine Bein, und sein Zustand ist bedenklich.

Wie eine britische Stadt!

So sah gestern New York wegen der Victoria-Trauer aus.

New York, 2. Febr. Heute Nachmittag hätte man glauben mögen, daß New York eine Stadt des britischen Reiches sei: So vielfach wurde das Leichenbegängniß der Königin Victoria beobachtet! Die Kirchenglocken läuteten feierlich, im Finanz-Distrikt waren alle Geschäfte eingestellt, und am unteren Broadway in der Gegend der Trinity- und der St. Pauls-Kirche drängten sich gewaltige schweigende Menschenmassen bis in den Abend hinein; auch sah man überall Flaggen auf Halbmast, obgleich nicht am Rathhaus. In einer Reihe Kirchen fanden eindrucksvolle Zeremonien statt. Viele Frauen gingen in Trauerkleidern und mit schwarzen Schleiern herum, während die Männer schwarz-purpurrothe Bänder um ihre Rockärmel trugen! Straßenverkäufer machten ein blühendes Geschäft mit Knöpfen, welche die Bildnisse der todten Königin und des Königs Edward zeigten.

(Auch in Boston wurde stark in Victoriathümelei gemacht.)

Dampfernachrichten.

Angekommen.

New York: New York von Southampton; Servia von Liverpool; Dresden von Bremen.
Liverpool: Campania von New York.

Abgegangen.

New York: Aller, nach Neapel und Genua; Graf Waldersee nach Hamburg; Amsterdam nach Amsterdam; British King nach Antwerpen; Etruria nach Liverpool; Laurentian nach Glasgow; Mesaba nach London.

Lokalbericht.

Die Baarfrage.

Sowohl die Stadtväter wie die Rathsherren von Cook County beschäftigen sich mit der Höhe ihrer Gehälter.

Ein Boulevard-Plan, der auf Widerstand stößt.

Vorschläge zur Reform der Schulverwaltung.

Der Appetit kommt beim Essen. Nachdem die Gehälter der Mitglieder des Chicagoer Gemeinderathes vor einigen Jahren von $150 für das Jahr auf das Zehnfache dieses Betrages erhöht worden sind, befürwortet Alderman Alling jetzt eine weitere Gehaltserhöhung, und zwar auf $2400. Er wird veranlassen, daß der Legislatur in Springfield eine Vorlage unterbreitet werden wird, durch deren Annahme der Stadtrath ermächtigt werden würde, seinen Mitgliedern die fragliche Lohnaufbesserung zu gewähren. Da ein Paragraph des Charters es den Stadtvätern untersagt, während des betreffenden Amtstermines Vortheil aus derartigen Maßnahmen zu ziehen, so würde man, im Falle der Anschlag gelingt, wieder zu dem Auswege der Ernennung von Privatsekretären schreiten müssen, um nicht zu kurz zu kommen. Alderman Alling behauptet, ein Alderman, der halbwegs den an ihn gestellten Anforderungen genügen wolle, müßte seine volle Zeit hierauf verwenden, und deshalb sollte man ihn auch halbwegs anständig für seine volle Zeit bezahlen. Mayor Harrison befürwortet den Vorschlag des Herrn Alling und sagt, die bessere Bezahlung der Stadtrathsdienste habe dem Stadtrath eine Anzahl von tüchtigen Kräften zugeführt, und durch eine weitere Gehaltsaufbesserung werde man in derselben Richtung weitere günstige Resultate erzielen, die in hohem Grade wünschenswerth seien.

* * *

Während die Stadtväter in verschämter Weise an die Erhöhung ihres Salärs gehen, macht es den Rathsherren von Cook County große Schwierigkeiten, ihre übertrieben hohen Saläre wieder zu reduziren und so einigermaßen mit den von ihnen geleisteten Diensten in Einklang zu bringen. Der Finanzausschuß der Körperschaft wird dieser auch morgen seinen Bericht noch nicht unterbreiten können, weil über diesen Punkt keine Einigung erzielt werden kann. Während die meisten Mitglieder der republikanischen Mehrheit des Komites es für genügend erachten, daß sich auch der Countrath einen Monat gehaltslose Ferien bewilligt, besteht Kommissär Organ, der Führer der demokratischen Minorität darauf, daß das Gehalt der Kommissäre von $4000 auf $3000 ermäßigt werden solle. Inzwischen warten die County-Angestellten, da ihre Gehälter für das laufende Jahr erst in dem Budget festgesetzt werden, mit Schmerzen auf ihre Saläre, und zwar nicht blos auf die für den Monat Januar, sondern auch noch auf die für den Monat Dezember rückständigen — was zusammen einen Betrag von rund $400,000 ausmacht.

* * *

Ald. Brennan von der 18. Ward droht im Namen zahlreicher interessirter Geschäftsleute, nöthigenfalls durch einen gerichtlichen Einhaltsbefehl verhindern zu wollen, daß der neue Viadukt in der Randolph Straße die starke Steigung erhält, welche die Pennsylvania-Bahn, die ihn zu bauen hat, ihm geben will. Die stählernen Theile des Viaduktes liegen, fertig zum Versandt, in der Gießerei zu Pittsburg, weil aber betreffs der Steigung keine Einigung erzielt werden kann, verzögert sich der Bau, und die Geschäfts-Interessen zahlreicher Anwohner der Randolph Str. erfahren inzwischen eine sehr empfindliche Schädigung. Muthmaßlich wird die Angelegenheit nun aber morgen im Stadtrath zum Austrag gebracht werden.

* * *

Ein erst 25 Jahre alter Bruder des Alderman Alling, der sich auf der Purdue-Universität zum Architekten hat ausbilden lassen, ist zum Regierungs-Architekten für den Distrikt Santjago, Cuba, ernannt worden. Er wird dort hauptsächlich den Bau von Schulhäusern zu leiten haben.

* * *

Vor dem stadträthlichen Ausschuß für Straßen und Gassen der Südseite werden Grundeigenthümer von der Lake Avenue und Anwohner derselben morgen gegen die geplante Boulevardisirung dieses Verkehrsweges Verwahrung einlegen. Es wird geltend gemacht, daß Lake Ave. immer eine Geschäftsstraße gewesen und ihrer diagonalen Richtung wegen bringend für den allgemeinen Verkehr benöthigt sei. Boulevards für Leute, die nur spazieren fahren, habe der Stadttheil nachgerade genug, und den Gewerbe treibenden Anwohnern der Lake Avenue sei nicht das Mindeste daran gelegen, große Ausgaben darauf zu verwenden, nur um sich das Geschäft zu verderben.

* * *

Der Einwendungen ungeachtet, die von der „Sachverständigen-Kommission" dagegen erhoben wurden, hat die Drainagebehörde gestern die Kontrakte für den Bau drei neuer Flußbrücken (in Canal Straße, Ashland Avenue und Main Straße) nach den Plänen vergeben, welche auch südlich von 12. Str. nur eine Breite von 200 Fuß für das Flußbett vorsehen. Die zu bauenden Brücken werden zum Aufklappen eingerichtet werden. Die Sachverständigen-Kommission befürwortet dagegen Mittelpfeiler-Brücken und die Erweiterung des Flußbettes bis auf 300 Fuß. Präsident Jones von der Drainagebehörde meint, wenn man sich wirklich zu einer derartigen Erweiterung des Flußbettes entschließen sollte, könnte man in der Gegend der Brücken unterirdische Nebenbetten anlegen, so daß in dieser Hinsicht durch die Vergebung der Kontrakte nichts verloren sei.

* * *

Gesundheits-Kommissär Reynolds ist hoch erfreut worden durch eine aus New York eingetroffene Nachricht, daß es daselbst dem dortigen italienischen Arzte Dr. Antonio Fanoni gelungen sei, ein Heilserum für die Lungenentzündung herzustellen, das auch gegen Luftröhren-Entzündung verwendbar sei. Diese beiden Krankheiten zusammen haben während der vergangenen Woche in Chicago wieder 120 Menschenleben dahingerafft, so daß ein wirksames Mittel zu ihrer Bekämpfung in der That als ein Segen begrüßt werden müßte.

* * *

In den drei städtischen Badehäusern sind während des Monats Januar 25,587 Freibäder gewährt worden, gegen 21,939 im Monat Dezember. Die Besucherzahl vertheilte sich wie folgt: Carter H. Harrison-Bad, 11,423; Martin B. Madden-Bad, 8112; Bad Nr. 3, 6052.

* * *

Cincinnatis stadträthlicher Ausschuß für Beleuchtungswesen macht zur Zeit eine Rundreise durch andere Städte, um zu ermitteln, wie sich am Besten eine Verbesserung und Verbilligung der Beleuchtungs-Einrichtungen genannter Stadt erzielen lassen. Gestern und vorgestern haben die Mitglieder der Kommission sich in Chicago aufgehalten. Nachstehend folgt ein Vergleich der Beleuchtungskosten in Cincinnati und in Chicago, den sie mit Stadt-Elektriker Ellicott zusammen aufgestellt haben:

Gas für Straßenbeleuchtung kostet in Cincinnati 87c per 1000 Kubikfuß, in Chicago 90c; Leuchtgas für Privatgebrauch — in Chicago $1.00, in Cincinnati 75c per 1000 Kubikfuß; Heizgas für Privatgebrauch — in Chicago $1.00, in Cincinnati 50c. Die Unterhaltung elektrischer Bogenlampen, von denen Cincinnati 2000 zur Straßenbeleuchtung verwendet, kostet dort per Stück und Jahr $84.90; in Chicago sind 4825 solcher Lampen im Gebrauch, einschließlich 525, welche Eigenthum von Privatgesellschaften sind, denen die Stadt dafür jährlich $103 per Stück zu zahlen hat. Die Unterhaltungskosten der Lampen überhaupt stellen sich hier durchgängig auf $60.98. Für die Straßenbeleuchtung gibt Chicago im Ganzen $1,000,000 im Jahre aus, Cincinnati $375,000.

* * *

Der Verband der Hochschullehrer hat sich gestern sehr entschieden gegen die Veranstaltung pomphafter Abgangsfeierlichkeiten erklärt, bei denen in den letzten Jahren von den weiblichen Abiturienten ein Kleiderluxus getrieben worden ist, der beständig zunahm. Weniger bemittelte Eltern, die ihre Töchter hinter Mitschülerinnen aus wohlhabenden Familien nicht gar zu sehr zurückstehen lassen wollten, haben sich in vielen Fällen wegen dieser Feiern geradezu in Schulden stürzen und Entbehrungen auferlegen müssen. Dabei wird ziemlich allgemein zugestanden, daß der Anlaß der Veranstaltungen im Grunde genommen keineswegs geeignet ist, um derartige Opfer zu rechtfertigen, ganz abgesehen davon, daß der Boden der öffentlichen Schule nicht zur Ausfechtung von Toilettenwettkämpfen mißbraucht werden sollte.

* * *

Die von der Civic Federation organisirte Kommission für Reform der Schulverwaltung hat sich nunmehr endgiltig auf einen einschlägigen Gesetzentwurf geeinigt, welcher der Legislatur demnächst zur Annahme vorgelegt werden wird. Die hauptsächlichen Bestimmungen, welche derselbe enthält, sind folgende:

Der Schulrath soll aus neun (statt aus einundzwanzig, wie bisher) Mitgliedern bestehen, welche vom Mayor zu ernennen und vom Stadtrath zu bestätigen sind.

Der Schulsuperintendent ist befugt, mit Einwilligung des Schulrathes Lehrer und Schulvorsteher zu ernennen und abzusetzen.

Den Mitgliedern des Lehrpersonals ist es gestattet, sich innerhalb ihrer respektiven Lehrgebiete zu organisiren und dem Superintendenten sowie dem Schulrath Verbesserungs-Vorschläge zu unterbreiten.

Die Obliegenheiten und Machtbefugnisse des Geschäftsführers der Schulverwaltung, welcher auf eine Zeitdauer von drei Jahren anzustellen ist, werden erheblich erweitert.

* * *

Schulraths-Sekretär Larson wird morgen mit der Auszahlung der Lehrergehälter für den Monat Januar beginnen, deren Gesammtbetrag sich auf mehr als $600,000 beläuft. Der Finanzausschuß des Schulraths tritt morgen zusammen, um einen Beschluß hinsichtlich der schon so lange und eifrig befürworteten Gehaltsaufbesserung für die länger im Dienst befindlichen Lehrkräfte zu fassen.

* * *

Der demokratische Klub der 11. Ward hat sich, gemäß den neuen Wardgrenzen, durch Neuwahl von Beamten reorganisirt wie folgt: Präsident, Wm. Krüger; Vizepräsident, Math. Lillig; Protokollführer, Ludwig Schmidt; Schatzmeister, George K. Sippel; Thürhüter, John Holzer; Delegaten zum Zentralverband: Matth. Lillia, George K. Sippel und Geo. Burggraff. Die nächste Versammlung des Klubs findet am Dienstag, den 19. Februar, statt, und zwar in Ludwig Schmidts Lokal, Ecke W. 21. Pl. und Hoyne Ave.

Von Republikanern der neuen 28. Ward wird als Stadtraths-Kandidat Herr Edward Hermann in Vorschlag gebracht.

Des „Grundschweins" Rache.

Auch der Wetterprophet gilt nichts in seinem Vaterlande.

„Wenn das Grundschwein seinen Schatten sieht — Es auf sechs Wochen in die Höhle flieht," — so lautet, in freier Variante, eine Yankee-Bauernregel für den 2. Februar. Jedes reputirliche „Grundschwein," das etwas auf sich hält, unterbricht am Morgen des 2. Februars den beschaulichen Winterschlaf, um die Nase in's Freie zu stecken, damit die Menschheit erfährt, ob sie noch weitere sechs Wochen zu frieren hat, oder nicht. Diese Anstandsregel erfüllte gestern auch ein „Grundschwein," das im Washington Park, auf der Westseite von Cottage Grove Ave., seine Behausung hatte. Unglücklicher Weise wählte es gerade den Augenblick, um aus seiner Höhle zu fahren, als die Polizisten Adams und Smith von der Hyde Park-Revierwache des Weges fürbaß gewandelt kamen. Da in Chicago bekanntlich kein Mäuschen aus dem Loch schlüpfen kann, ohne daß die Polizei es sieht, so konnte ein „Grundschwein" noch viel weniger ihren Argusaugen entgehen. Da es selbst für ein solches unangenehm sein muß, noch mit dem Winterschlaf in den Augen gleich zwei Chicagoer Polizisten auf einmal gegenüberzustehen, so gab der kleine Wetterprophet Fersengeld — und das sollte verhängnißvoll für ihn werden. Da die Zoologie noch nicht zu den Fächern gehört, in welchen beim Zivildienst-Rigorosum geprüft wird, so ist es den Polizisten Adams und Smith auch nicht zu verdenken, daß sie das „Grundschwein" für ein Opossum hielten. Dagegen war ihnen bekannt, daß dieses Thier von unseren farbigen Mitbürgern als lockerer Bissen höchlichst geschätzt wird, und dieser Kenntniß ist es wohl auch zuzuschreiben, daß Smith und Adams dem geängstigten Thier so eifrig nachsetzten, als ob es Pat Crowe selbst gewesen wäre. Trotzdem wäre ihnen der Flüchtling entkommen, hätte ihn nicht sein Unstern auf die Eisfläche der Lagune im Washington Park geführt. Eine Anzahl Schlittschuhläufer, die sich dort tummelten, schlossen sich der wilden Jagd an, und viele Schlittschuhläufer sind auch des „Grundschweins" Tod. Bald lag der arme kleine Wetterprophet, durch einen Knüppelhieb auf die Nase niedergestreckt, starr und steif zu Füßen der Polizisten, und der einzige Nachruf für den auf dem Felde der Pflicht Gefallenen waren die Worte: Pfui, Spinne! S'ist ja nicht einmal ein „'Possum"! Die Sonne, die bis dahin hell geschienen und das arme „Grundschwein" an den Tag gebracht hatte, zog sich in diesem Augenblick hinter einen Wolkenschleier zurück, und die ganze Polizei von Chicago wird noch sechs Wochen lang frieren müssen. Das ist des „Grundschweins" Rache!

Verlangen ein Wundpflaster.

Charles D. Peacock, Mitglied der Juwelierfirma C. D. Peacock Co., ist gestern im Superiorgericht von Frl. Amy E. Sesselberg von Kaukauna, Wis., auf $50,000 Schadenersatz verklagt worden. Im verflossenen Dezember sprach die Klägerin, die sich seither mit John J. Watson verheirathet hat, im Geschäftslokal von Peacock & Co. vor und ließ sich eine Anzahl Diamantringe zur Auswahl vorlegen. Während sie dieselben noch prüfte, behauptete der sie bedienende Verkäufer, daß einer der ihr vorgelegten Ringe im Werth von $150 verschwunden sei. Wie die Klägerin erklärt, mußte sie sich eine peinliche Körpervisitation gefallen lassen, die aber das angeblich von ihr gestohlene Kleinod nicht zu Tage förderte. Trotzdem sei sie, nachdem ein Haftbefehl gegen sie erwirkt worden war, nach der Revierwache an Harrison Str. geschleppt worden, wo sie die ganze folgende Nacht zuzubringen gezwungen war. Als ihr Fall am 2. Januar vor Richter Martin zur Verhandlung kam, sprach derselbe die Angeklagte frei. Für die ihr zugefügte Seelenangst und Ehrenkränkung verlangt Frau Watson jetzt ein Wundpflaster von $50,000.

Wegen angeblich widerrechtlicher Verhaftung und Freiheitsberaubung verklagte gestern Henry Peterson, 67 E. Chicago Ave. wohnhaft, im Kreisgericht den Friedensrichter Max L. Wolff, den Anwalt Morris Frisch, den Konstabler J. B. Blair, sowie Adolph Wegner auf $10,000 Schadenersatz. Wegner hatte im Januar vorigen Jahres Peterson bei Richter Wolff auf Zahlung einer Note verklagt, und ein Zahlungsurtheil gegen ihn erwirkt. Da Peterson nicht zahlen wollte, so ließ ihn Wegner auf Anrathen seines Anwaltes Frisch durch den Konstabler Blair verhaften. Peterson wurde in das County-Gefängniß gesteckt, später aber von Richter Chytraus, vor welchem er ein Habeas Corpus-Verfahren eingeleitet hatte, aus der Haft entlassen.

Kurz und Neu.

* Inspektor Hunt stellt die Behauptung entrüstet in Abrede, daß seine Untergebenen schon seit geraumer Zeit davon Kenntniß gehabt hätten, daß der Apotheker Darch in seinem an der 53. Straße und den Geleisen der Illinois Zentral-Bahn gelegenen Lokal eine Flüsterkneipe betrieb. Die Apotheke stößt fast direkt an die Hyde Park-Revierwache an, und es wurde behauptet, daß die Polizisten sich diesen Umstand oft zu Nutze gemacht hätten, und von der Station unbemerkt in die Apotheke geschlüpft seien. Inspektor Hunt bezeichnet dies als gemeine Verleumdung, und er behauptet sogar, daß seine Untergebenen mit Darch auf sehr gespanntem Fuße ständen.

* Der Süd-Chicago Turnverein hat in seiner kürzlich abgehaltenen Generalversammlung den Turnlehrer Viola zum Leiter seiner Turnklassen erwählt. Dieselben werden fortan an jedem Montag, Mittwoch und Donnerstag Turnübungen abhalten.

Geriebener Gauner.

Tracy Jones soll zahlreiche Schwindeleien verübt haben.

In der Person eines jungen Mannes Namens Tracy Jones, der gestern von Detektives der Revierwache an W. Chicago Ave. festgenommen wurde, behauptet die Polizei einen geriebenen Schwindler, der hier, sowie in St. Paul und Milwaukee, mit großem Erfolge operirte, vorläufig kaltgestellt zu haben. Jones soll nicht nur zahlreiche Checkfälschungen auf dem Gewissen haben, sondern auch verschiedene Tausend Dollars unter der Angabe ergaunert haben, Anzeigenagent der Great Northern-Bahn zu sein. Ferner klagt die Polizei Jones an, in Gemeinschaft mit zwei Spießgesellen, auf die zur Zeit gefahndet wird, den Versicherungsagenten Jay C. Hammil durch einen gefälschten Check um $216 betrogen zu haben. Auf ähnliche Weise soll Jones auch die nachstehenden Geschäftsleute um Summen in Beträgen von $5 bis $25 geprellt haben: L. S. Lang, 225 S. Water Str.; Alwright & Bowden, 437 Ogden Ave.; Thomas Meyer, 1029 Milwaukee Ave.; J. Cullen, 309 Milwaukee Ave.; F. Otto, 86 Fifth Ave.; J. Mueller, 121 Fifth Ave.; O. F. Nettleson, Cafe Lakota.

Jones, der früher in St. Paul lebte, wo sein Vater ein geachteter Anwalt sein soll, wohnte hier mit seiner Frau und Schwiegermutter No. 22 Fay Str. Anfänglich legte er sich auf's Leugnen, später aber soll Jones, wie Inspektor Kalas erklärt, ein umfassendes Geständniß abgelegt haben.

Unter hoher Bürgschaft.

Stephan Burke und Robert Fester wurden gestern von Richter Callahan wegen Raubes und Körperverletzung unter je $5000 Bürgschaft den Großgeschworenen überwiesen. Sie werden sich nebst einem Genossen, Namens Daniel Lynch, außerdem noch am 12. Februar wegen unordentlichen Betragens zu verantworten haben. Fester ist geständig, im Verein mit Burke im Juli vorigen Jahres den seit dem Weihnachtsabend vermißten Chas. Carlson überfallen, um 79 Cents beraubt und mißhandelt zu haben. Burke betheuert seine Unschuld. Beide wurden von Geheimpolizisten der Revierwache in South Chicago unter dem Verdacht verhaftet, Kenntniß von der Art und Weise des Verschwindens des Arbeiters Chas. Carlson Nr. 9740 Escanaba Ave. zu haben. Die Freunde des Verschollenen befürchten, daß derselbe das Opfer eines Verbrechens wurde und daß er im Calumet-Fluß ein nasses Grab gefunden habe.

Charles O'Kruberg, ein Freund des Vermißten, gab an, daß er und Carlson an 97. Str. und Commercial Ave. von zwei Wegelagerern überfallen wurden und daß Carlson, von den Räubern verfolgt, in der Richtung nach den sumpfigen, sich längs des Flusses hinstreckenden Wiesen davon lief. Seitdem wurde Carlson nicht mehr gesehen. Kapitän Shippy ist der Ansicht, daß Carlson von den Raubgesellen niedergeschlagen wurde und betäubt auf dem Platze liegen blieb. Als er sich später etwas erholte, irrte er ziellos umher, gerieth in den Sumpf, brach durch das dünne Eis und versank im Moorboden. Im Moore wurde am Montag von Kapitän Shippy und seinen Mannen Dynamit zur Explosion gebracht, aber keine Spur der Leiche gefunden. Zu Im Sumpfe wurde am Montag von Kapitän Shippy durch die Aussagen des auf Jay Mortons Salzwerften beschäftigten Arbeiters John Hayes veranlaßt, der angab, Hilferufe vom Moore her gehört, aber trotz sofortigen Nachforschungen kein lebendes Wesen dort entdeckt zu haben.

Hilfe in der Noth.

Der Vorort des Chicago Turnbezirks hat gestern Abend beschlossen, am ersten Sonntag im März zum Besten des abgebrannten Sozialen Turnvereins in der Nordseite-Turnhalle eine große turnerische Festlichkeit zu veranstalten, für welche auch die böhmischen und skandinavischen Turner um ihre Mitwirkung angegangen werden sollen. Mit der Agitation für die Veranstaltung wurde ein Komite, bestehend aus den Turnern Rau, Saltiel, Grand und Neumann, beauftragt. Die Zusammenstellung des Programms wird ein Komite besorgen, dem die Turner Gröner, Dreissel, Remane, Kaune, Hauck, Stupe, Wittemeier, Pause und Kremer angehören. Außerdem wurden ein Einladungs- und ein Musik-Komite ernannt. Als Empfangsausschuß werden die Mitglieder der Vorortsbehörde fungiren.

Kurz und Neu.

* Auf der Tagesordnung für die morgen, im Sinai-Tempel, stattfindende Versammlung der lokalen Sektion des Council of Jewish Women steht: „Geschichte der Juden während des ersten Jahrhunderts der Christlichen Zeitrechnung".

* Die 16jährige Jennie Freeman und die um ein Jahr ältere Annie Reeve, die ihren in Beaver Dam, Wis., wohnhaften Eltern durchbrannten, um hier einer Verabredung gemäß mit einem Handlungsreisenden Namens Oscar Smith zusammenzutreffen, wurden gestern nach ihrer Ankunft auf dem Union-Bahnhof verhaftet und in der Revierwache an Harrison Straße eingesperrt. Ihre Eltern sind benachrichtigt worden.

* Einem hinter der „Bricklayers' Hall", Peoria und Monroe Straße, veranstalteten Faustkampf bereitete gestern Abend die Polizei ein Ende mit Schrecken. Die Faustkämpfer Frank McGraw und John Donnelly, die eben dabei waren, sich die Köpfe blutig zu schlagen, sowie 32 Zuschauer wurden verhaftet und in der Revierwache an Desplaines Str. eingesperrt.

Faschingszauber.

Der vom Schwabenverein veranstaltete Maskenball gestaltet sich zu einem glänzenden Feste.

Auch andere deutsche Vereine huldigen fröhlichem Mummenschanz.

Zum Glanzpunkte der Faschings-Saison gestaltete sich der gestern Abend vom Schwaben-Verein in der Nordseite-Turnhalle veranstaltete Maskenball, zu dem die zahlreichen Freunde und Gönner des Vereins in corpore erschienen waren, um Sr. närrischen Hoheit, dem Prinzen Karneval, ihre Huldigung darzubringen. Die von dem Maler Louis Kurz prächtig und geschmackvoll dekorirte Halle bot denn auch mit ihrem Gewühl und Getümmel von Lebenslust schier überströmenden, theils originell, theils sinnreich und farbenprächtig kostümirten ausnahmslos aber unter dem Faschingszauber stehenden Masken ein wirklich schönes Bild dar, das jedem Theilnehmer unvergeßlich bleiben wird. Einzelne Masken aufzuführen, ist schier unmöglich, doch seien von den Gruppen die eine aus Clowns bestehende und die vom Schwäbischen Frauenverein gestellte erwähnt. Die Mitglieder der letzteren, in nationaler Volkstracht, schritten, das Lied: „Im Wald und auf der Haide" singend, in den Saal, und erregten wohlverdiente, allgemeine Bewunderung. Daß der strebsame Verein an der Spitze der Kultur steht und sich die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft zu Nutze zu machen versteht, bewies er gestern dadurch, daß der Vorstand des Arrangements-Komites, kurz vor der Demaskirung, dem Prinzen Karneval und Gemahlin, die direkt von dem Planeten Mars aus erwartet wurden, auf dem Zeppelin'schen Luftschiff entgegenfuhr. Als die Taue des, auf der Bühne verankerten Luftschiffes gelöst wurden, und sich das Wunderfahrzeug langsam hob, wurde das schöne Lied: „Nun geht's nach Linbenau!" von dem Orchester intonirt und als der Luftsegler den Augen der Zuschauer entschwunden war, senkte sich der Vorhang, um sich erst nach geraumer Zeit wieder zu heben. Unter Donner und Blitz, begrüßt von Fanfarenstößen, traf das prinzliche Paar, dargestellt von Theodor Rall und Frau, nebst Gefolge glücklich ein und trat, von Herolden und Pagen geleitet, gefolgt von den Würdenträgern, den Rundgang durch den Saal an und nahm die Huldigung seiner Getreuen entgegen. Unter Scherz, Kurzweil und Tanz verblieben die Theilnehmer des ideal verlaufenen Festes bis lange nach dem ersten Hahnenschrei beisammen, um sich dann endlich schweren Herzens, der ehernen Nothwendigkeit gehorchend, zu trennen.

Erwähnt sei noch, daß der rührige Verein eine Narrenchronik herausgegeben hatte, welche von den Herren Heinrich Hieber, Fritz Hummel und Henty Gundling zusammengestellt, die Ereignisse im letztjährigen Vereinsleben in launiger, humoristisch-satirischer Weise schildert. Der Verein hat ferner beschlossen, das diesjährige Cannstadter Volksfest im Sunnyside Park zu feiern.

Um das Gelingen des so prächtig verlaufenen gestrigen Festes haben sich in erster Linie das Arrangements-Komite, (gleichzeitig der Vorstand des Vereins) bestehend aus den Herren Eugen Niederegger, Präsident, John Lube, Vizepräsident, Heinrich Hieber, Sekretär, Fritz Schollenberger, Fin.-Sekretär, Peter Allmendinger, Schatzmeister, Jakob Pfeiffer, Fritz Rapp, G. F. Hummel, Joseph Teufel, Fritz Schoeller, Carl Haerting, Ernst Keppler, Ludwig Holzschuh, Wm. Kramer, Louis Kistler, sowie das aus den Herren Wm. Engel, Platzmajor, Carl Fuhrmann, Gottlieb Thumm, Julius Klein, John Lube jr., George Ströbel und Fritz Schöller bestehende Tanz-Komite verdient gemacht.

* * *

Mit gerechtem Stolze kann der gegen 250 Mitglieder zählende „Martha Washington Deutsche Frauenverein" auf seinen gestern Abend in Yondorfs Halle, North Ave. und Halsted Str., veranstalteten 16. Preis-Maskenball zurückblicken. Die Festlichkeit gestaltete sich zu einem prächtigen Erfolge. Es waren sehr schöne Masken, liebreizende Jungfrauen und flotte Tänzer erschienen und Jedermann hatte die Alltagssorgen zu Hause gelassen und gab sich zügellos dem Faschingstaumel hin. Unter der Anzahl der Bewerber eine Auswahl zu treffen, war für das Preis-Komite eine schwierige Aufgabe, welcher es sich aber trotzdem mit Glanz und zu allseitiger Zufriedenheit entledigte. Daß es wirklich gemüthlich zuging und man sich schließlich, nachdem bei Tagesgrauen das Orchester zum letzten Walzer aufgespielt hatte, nur mit Bedauern trennte, dafür hatte das aus den Damen: Frau Eva Hauprich, Frau Johanna Marholz, Frau Emma Stamm, Frau Hermine Birnschein und Frau Franziska Pankoni bestehende Arrangements-Komite in ausgibigster Weise gesorgt, und dafür gebührt den Damen der Dank sämmtlicher Theilnehmer.

* * *

Wer jemals eine der von „De Plattdütsche Gilde Freiheit Nr. 27" veranstalteten Festlichkeiten besucht hat, stellt sich bei der ersten sich ihm darbietenden Gelegenheit wieder ein, und so konnte es nicht ausbleiben, daß sich auch der gestern von dem strebsamen Verein in der Garfield-Turnhalle, Larrabee Straße, nahe Garfield Ave., veranstaltete Maskenball eines ausgezeichneten Besuches erfreute und durch seinen harmonischen Verlauf den guten Ruf des Vereins im Arrangiren von Festen bestätigte. Es hatten sich Vertreter aller Nationen der Erde und angrenzender Länder eingefunden, um dem Prinzen Karneval zu huldigen, und daß das schöne Geschlecht in seinen reizendsten Exemplaren vertreten war, darf nicht Wunder nehmen. Es amüsirte sich Jeder vortrefflich; man scherzte, tanzte, opferte den heidnischen Göttern Bacchus und Gambrinus und schied am hellen Morgen mit dem Bewußtsein, einen selten genußreichen Abend verlebt zu haben. Das Arrangements-Komite, das sich um das Gelingen des Festes in hervorragender Weise verdient gemacht hat, bestand aus den Herren A. Haferkorn, Vorsitzender, R. Mangold, Schatzmeister, C. Feige, Ticket-Schatzmeister, F. Bigerske, Sekretär, J. Reichenberger, G. Bollmann, Wm. Rutzen und B. Sebastian.

* * *

Urgemüthlich ging es gestern Abend bei dem Chicago Bayern-Verein zu, der sein 13. Stiftungsfest in Müllers Halle, North Ave. und Sedgwick Str., durch einen Kostüm- und Maskenball feierte. Es hatten sich zu diesem Ehrentage des Vereins dessen Mitglieder, Freunde und Gönner so zahlreich eingefunden, daß sich die geräumige Halle für die vielen Gäste fast als zu klein erwies. Und alle waren in überaus originellen Kostümen erschienen und hatten einen guten Humor mitgebracht, schwangen auch mit rühmlichem Eifer das Tanzbein, so daß auch nicht ein einziges „Mauerblümchen" sichtbar wurde, und der Erfolg des Festes gesichert war. Noch lange werden sich die Theilnehmer mit ungetheilter Freude des so genußreich verlebten Abends erinnern, den sie in erster Linie den Bemühungen folgender Komites zu danken hatten: Arrangements-Komite: George Erk, Vorsitzender; Joe Bauer, 1. Beisitzender; Wm. Schelter, 2. Beisitzender; Wolfgang Bauer, Sekretär; Hans Pottner, Schatzmeister. Tanz-Komite: Math. Zeimet, A. Krause, B. Kaltenhäuser. Empfangs-Komite: John Holzinger, M. Kinadeder, M. Rabenhauer.

Sucht eine Lebensgefährtin.

Polizeichef Kipleys Ruhm als Heirathsvermittler ist bis nach Salem, S. D., gedrungen, von wo gestern im hiesigen Polizei-Hauptquartier ein mit „Carl Mayhak" unterzeichneter Brief folgenden Inhalts eintraf: Salem, den 30. Januar 1901. Herr Kipley: — Werther Herr! Ich bin auf einer Farm, weit draußen in Dakota, wo es nicht allzu viel Mädchen gibt. Ich finde, daß ich zu viel Arbeit habe. Ich habe alle Hände voll zu thun und keine Zeit, mich nach Mädchen umzusehen. Ich weiß, daß es in Chicago viele Mädchen gibt, die gerne ein gutes Heim haben möchten. Ich biete ein trautes Heim. Ich kann gute Empfehlungen geben und verlange auch solche. Sollten Sie nun, mein Herr, ein gutes deutsches oder französisches Mädchen kennen, die ein gutes Heim zu haben wünscht — sie müßte hübsch und ungefähr 25 Jahre alt sein, auch eine gute Frau abgeben, so hoffe ich, daß Sie mir dasselbe zusenden werden. Ihr ergebener Carl Mayhak". „Der Brief spricht für sich selbst," so äußerte sich Kipley. „Frau Mayhak wird schwer arbeiten müssen, dafür aber wenige Rivalinnen haben. Sie braucht nicht allzu jung zu sein und Süd-Dakota ist eine sehr gesunde Gegend."

Kurz und Neu.

* Am letzten Montag verließ Edward Zehnder von Evanston sein Heim, Nr. 613 Davis Str., um nach Chicago zu fahren, und seitdem ist der junge Mann verschollen. Da er eine erhebliche Summe Geldes bei sich hatte, so fürchten seine Angehörigen, daß er das Opfer eines Verbrechens geworden ist.

* Der 15jährige Vincent Danlow brannte am Mittwoch seiner Nr. 6043 Parnell Ave. wohnhaften Mutter durch, weil sie ihm nicht erlauben wollte, Schlittschuh zu laufen, und wird seitdem vermißt. Die Polizei wurde gestern ersucht, behilflich zu sein, seinen Verbleib zu ermitteln.

* Kapt. Peter M. Boehm, ein bekannter, hier lebender pensionirter Offizier der Bundesarmee, ist gestern im Superiorgericht von seiner Frau wegen angeblicher Trunksucht und weil er sie mißhandelt haben soll, auf Scheidung verklagt worden. Das Paar heirathete im Juli 1875 in England. Kapt. Boehm machte den Bürgerkrieg und später mehrere Feldzüge gegen die Indianer mit.

* Ein Freudenfest planen hiesige Holländer für nächsten Donnerstag, anläßlich der Vermählung von Königin Wilhelmine mit dem Herzog Heinrich von Mecklenburg-Schwerin. In der Trinitatis-Kirche an Marshfield Ave. wird man zur Feier dieses Geschehnisses ein Bankett veranstalten, für das als Redner die Herren George Birkhoff jr., H. Vanderploeg, Pfarrer F. B. Baker, Pfarrer Albert Pfannenstiehl und W. H. Masmann gewonnen worden sind.

* Ein gewisser William Van Horn wurde gestern von Richter Severson wegen Einbruchs den Großgeschworenen überwiesen. Er soll sich Einlaß in Wohnungen zu verschaffen gewußt und gestohlen haben, was nicht niet- und nagelfest war und was immer ihm in die Hände fiel. Als Kläger gegen ihn werden John Bauer, Nr. 838 Wells Str., J. F. Berbach, No. 286 State Str., Eduard Müller, No. 66 Sheffield Ave. und Andere auftreten.

* Eine von C. H. Fischer gelenkte Droschke kollidirte gestern Abend kurz vor Mitternacht an 61. Str. und Ellis Ave. mit einem elektrischen Straßenbahnwagen und kippte um, Frau C. Elbrow unter sich begrabend. Die Dame wurde von Passanten aus ihrer Nothlage befreit und begab sich, da sie mit unerheblichen Kontusionen davongekommen war, ohne fremde Hilfe nach ihrer Nr. 1731 Michigan Ave. gelegenen Wohnung. Fischer hatte Verletzungen an Hüfte und Schulter davongetragen. Er befindet sich in seiner Wohnung, Nr. 185 22. Str., in ärztlicher Behandlung. Die Droschke, Eigenthum von W. D. Moone, Nr. 2121 Wabash Ave., wurde theilweise demolirt.

Die englische Bühne.

Im Studebaker Theater beginnt morgen die „Castle Square Opera Co." die 75. Woche ihrer Vorstellungen in Chicago, deren Gesammtzahl bereits mehr als fünf Hundert beträgt. Zur Verbreitung und zur Veredelung des Geschmackes an der Oper und Operette in unserer Stadt haben die Vorstellungen ein gut Theil beigetragen. Die Besucher werden dort mit den besten derartigen Werken, und zwar im englischen Text, bekannt gemacht, und durch die niedrigen Eintrittspreise, welche für diese Vorstellung der anglo-amerikanischen Operettengesellschaft gelten, wird der Besuch auch solchen Musikfreunden ermöglicht, welche nicht über große Reichthümer zu verfügen haben. Für diese Woche steht die reizende Operette „Das Spitzentuch der Königin", von Johann Strauß, auf dem Spielplan. Die Besetzung der einzelnen Partien ist eine vielversprechende, Chor und Orchester werden, wie stets bisher in den von der Castle Square Co. gegebenen Vorstellungen, ihre volle Schuldigkeit thun. Die vollständige Rollenbesetzung dieser melodienreichen Operette des „Walzerkönigs" lautet wie folgt:

Der König	Maud Lillian Berri
Die Königin	Gertrude Rennyson
Donna Irene, die Vertraute der Königin	Gertrude Quinlan
Marquise von Villareal	Blanche Chapman
Cervantes, ein Dichter	Reginald Roberts
Graf Villabois, Premierminister	Edwin Clarke
Don Sancho de Avellaneda	Arthur Wooley
Marquis von Villareal	Charles W. Meyer
Herzog von Feria	A. Barbara

Powers Theater. Als Frau Leslie Carter im März 1898 als „Maryland Calvert" in Belascos Schauspiel „The Heart of Maryland" vor die Chicagoer Theaterfreunde trat, fand sie eine begeisterte Aufnahme. Sie spielte damals eine Heldin, deren edle Charaktereigenschaften auch der Darstellerin die Sympathie des Publikums sicherten. Nicht so unbestritten war ihr künstlerischer Erfolg, als sie sich in der darauffolgenden Saison hier als „Zaza" vorstellte, in einem Pariser Sittenbilde, das Belasco in's Englische übertragen und dessen Handlung er eigenmächtig so abgeändert hatte, daß sie, wenn auch unlogisch, so doch dem Geschmacke des amerikanischen Publikums entsprechend, versöhnlich ausklingt. Inzwischen hat Belasco an dem Bühnenwerke aber einige Veränderungen vorgenommen, die sich in den Londoner Aufführungen desselben als Verbesserungen erwiesen haben sollen und auch Frau Carter hat sich in den Charakter der Heroine mehr hineingelebt, als damals, als sie diese moderne Pariser Hetäre hier zum ersten Male spielte. Die Besucher dürften deßhalb manche Schwächen des Stückes, die ihnen damals unangenehm auffielen, beseitigt und auch in der Aufführung desselben manches Lobenswerthe vorfinden, das erst durch die in London dargebotenen Vorstellungen — mehrere Hundert an Zahl, entstanden ist.

In McVickers Theater wird Blanche Walsh, eine der begabtesten unter den Tragödinnen der amerikanischen Bühne, in dieser Woche in Emil Bergerats Schauspiel „More than Queen" als die unglückliche Königin Josephine, die erste Gemahlin des großen Napoleon, auftreten. Das Bühnenwerk ist ein in sich abgeschlossenes dramatisches Lebensbild der schönen Kreolin. Im ersten Akt lernen die Besucher Napoleon Bonaparte und Josephine als Liebesleute kennen; der zweite Akt schließt mit der pomphaften Trauungsszene, die der berühmte französische Maler David in dem großen Gruppenbilde festgehalten hat, das sich noch unter den im Louvre gezeigten Meisterwerken befindet. Im dritten Akt erscheint die Gattin des großen Korsen auf dem Höhepunkt ihres Glückes; der vierte zeigt sie als die Dulderin, die der Ehrsüchtige zur Einwilligung in die von ihm gewünschte Ehescheidung zwingen will, und im fünften Akt ruft ihre schließliche Entsagung auf die Rechte als Kaiserin und Gattin die Sympathie der Theaterbesucher wach. Das Schauspiel wurde hier vor zwei Jahren mit Julia Arthur in der Hauptrolle gegeben und erwies sich als Zug- und Kassenstück.

Im Illinois Theater wurde das Gastspiel der französischen Schauspielerin Sarah Bernhardt und ihres kaum minder berühmten Kollegen Constant Coquelin gestern Abend mit einer Aufführung von Dumas' „Kameliendame" — die Bernhardt in der Titelrolle und Coquelin als Gastons Vater — zum Abschluß gebracht. Von morgen Abend an hofft die jugendschöne und stimmbegabte Operettensängerin Alice Nielsen in der Titelpartie von Victor Herberts „Fortune Teller" die großen Erfolge zu wiederholen, welche sie hier bereits früher mit der nämlichen Rolle erzielte. Am nächsten Freitag Abend und Samstag Abend wird die mit Recht vielgefeierte Künstlerin in Herberts Operette „The Singing Girl" auftreten, welche bei vielen hiesigen Theaterfreunden vom letztjährigen Gastspiel Alice Nielsens her noch in guter Erinnerung sein dürfte. Für die am nächsten Montag, den 11. Februar, beginnende Woche wird von Will J. Davis, dem rührigen Leiter des Illinois-Theaters, die hiesige Erstaufführung der neuen Operette „The Monks of Malabar" angekündigt, welche der New Yorker Komponist Ludwig Engländer für den Operettenkomiker Francis Wilson geschrieben hat. Wilson wird selbstverständlich auch hier die Hauptrolle spielen; Van Renßelaer Wheeler, Hallen, Moston, Marie Celeste und alle die ersten Kräfte, welche den New Yorker Vorstellungen großen Erfolg sicherten, werden hier ebenfalls mitwirken.

* Auf unaufgeklärte Weise entstand gestern in einer Kleiderkammer der Wohnung von Frank Breit im Gebäude Nr. 1733 W. North Ave. ein Feuer, welches einen Schaden von $300 am Hause und einen solchen von $200 an den Möbeln anrichtete.

Lokalbericht.

Sänger-Jubiläum.

Der „Freie Sängerbund“ begeht es heute in Schönhofens großer Halle.

Ihr erstes Stiftungsfest feiert heute die Germania-Loge No. 4 vom Orden der Ehre.

Die Faschingslust schlägt auch in dieser Woche hohe Wogen.

Eine große Anzahl bekannter deutscher Vereine haben ihre jährlichen Maskenbälle für den kommenden Samstag angekündigt und treffen große Vorbereitungen für dieselben.

Heute Nachmittag findet in Schoenhofens großer Halle eine Jubelfeier aus Anlaß des 25jährigen Bestehens des Freien Sängerbundes statt. Der Verein hat unentwegt die Ziele, die sich ein deutscher Gesangverein stellt, nämlich den edlen deutschen Männergesang, sowie deutsche Sitten und Gebräuche auch im neuen Vaterlande aufrecht zu erhalten, voll und ganz verfolgt. Aus diesem Grunde fühlt sich der Freie Sängerbund auch veranlaßt, sein silbernes Jubiläum in besonders glänzender Weise zu begehen. Das Programm ist abwechselungsreich und im hohen Grade genußversprechend, wie folgt, festgestellt worden:

Erster Theil.

1. Ouverture a. d. Op. „Dichter u. Bauer“..Suppe
   Orchester.
2. „Zur fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier“...... F. Abt
   Freier Sängerbund.
3. Arie a. d. Op. „Robert der Teufel“...Meyerbeer
   Frl. E. Regneri.
4. a) „Waldesrauschen“.......................E. Schultz
   b) „Heimkehr“.......................Th. Koschat
   Freier Sängerbund.
5. Duett für Sopran und Bariton.
   Frl. E. Regneri und G. Berndt.

Zweiter Theil.

6. Ouverture „Leichte Kavallerie“............Suppe
   Orchester.
7. „Heimkehr“..............................J. Gelbcke
   Freier Sängerbund.
8. Festrede, gehalten v. Festpräsid. Christ. Siemsen.
9. Potpourri a. d. Op. „Der Feldprediger“........ Millöcker
   Orchester.
10. „Prinzessin Ilse“.......................A. Schulz
   Chor, Solo und Orchester.

Seit Wochen haben die Mitglieder der verschiedenen Festausschüsse sich große Mühe gegeben, die Vorbereitungen für dieses Jubiläum so zu treffen, daß beim Feste Alles wie am Schnürchen gehen wird und die sämmtlichen Besucher einen so erhebenden und begeisternden Festtag verleben können, wie er ihnen nur in Ausnahmefällen, welche etwa Jubiläumsfeiern bilden, dargeboten wird. Wer einen annehmbaren Platz erhaschen will, wird früh kommen müssen, da der Zudrang von Festgästen sehr groß zu werden verspricht.

Die Germania-Loge Nr. 4 vom Unabhängigen Orden der Ehre begeht heute in Wendels Halle, Nr. 1504 Milwaukee Ave., ihr erstes Stiftungsfest mit Nachmittagskonzert, Unterhaltung und Ball. Den Besuchern stehen vergnügte Stunden in Aussicht; auch werden bei dieser Gelegenheit Männer und Frauen, im Alter von 18 bis 50 Jahren, unter günstigen Bedingungen in die Loge aufgenommen.

Morgen, Montag, Abend begeht der Kranken-Unterstützungsverein deutscher Musiker von Chicago in der Nordseite-Turnhalle sein zehntes Stiftungsfest. Das Festkomite hat keine Mühe gescheut, um den sicher zahlreich zu erwartenden Festgästen einige genußreiche Stunden bieten zu können. Vor Allem ist der Vorbereitung des musikalischen Theiles der Festlichkeit besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden; sind es doch ausschließlich Musiker, die dem festgebenden Verein angehören und die ein feines Ohr für musikalische Genüsse haben. Für Herren beträgt der Eintrittspreis 50 Cents, während Damen in Herrenbegleitung freien Zutritt haben.

Der jährliche Bauernball, veranstaltet vom deutsch-österreichischen Unterstützungsverein „Stock imEisen“, gehört zu den interessantesten und belustigendsten Maskenfesten der Chicagoer Karnevalssaison. Am nächsten Samstag Abend wird der diesjährige Ball in Müllers Halle, North Ave. und SedgwickStr., abgehalten werden. Der „Gmoa-Zeitung“ wird darüber Folgendes mitgetheilt: „Bauern, Deandln, Buam, Stadtleut' von da Stadt und Berg und Thal! Hobt's scho g'hört die Neuigkeit, man hört's scho überoll — Am 9. Februar wird's geb'n an flotter Bauernball. Juchhe, wird's do a lustig's Leb'n in da Müller Hall! Da woll'n ma olle Bauern sein, woll'n uns sogar erlauben, Stadtleuten, san's a noch so fein, z'verkauf'n a Zipfelhaub'n.“ DieVorbereitungen zu diesem Bauernball werden von den Herren Otto Krause, Franz Brunner, Ed. Bußwald, Anton Geisler und Balth. Holzapfel getroffen.

Der Rheinische Verein ersucht alle seine Landsleute und auch andere Freunde des heiteren Mummenschanzes, sich zu dem zehntenPreis-Maskenball einfinden zu wollen, den der Verein am nächsten Samstag Abend in Yondorfs Halle, North Ave. und Halsted Str., abhalten wird. Die mit den Vorbereitungen betrautenMitglieder des Vereins haben sich redlich abgemüht, um auch diesem Maskenfest des Rheinischen Vereins einen glänzenden Verlauf zu sichern. Folgende Preise werden zur Vertheilung kommen: Beste Herrengruppe $10; beste Damen-Gruppe $10; beste gemischteGruppe $8; nächstbeste Gruppe $5, und viele werthvolle Einzelpreise. Gruppen unter 7 Personen sind nicht preisberechtigt. Die Preisbewerber müssen vor 10 Uhr in der Halle sein. Auch bei diesem Maskenfest werden die Besucher wieder ausrufen: „Es gibt nur ein Rheinland, es gibt nur ein Köln.“ Tickets im Vorverkauf kosten 35 Cents.

Die Damensektion des Aurora-Turnvereins veranstaltet ihren diesjährigen großen Preis-Maskenball am nächsten Samstag Abend in der Westseite-Turnhalle, Nr. 770 bis 776 W. Chicago Ave. Analog dem Ausspruch, den Friedrich Schiller dem „Don Carlos“ in den Mund legt, „Wo Alles liebt, kann Karl allein nicht hassen“, haben die Mitglieder der Damensektion in ihrer letzten Versammlung erklärt, „Wo Alles dem Karnevalsprinzen und seiner Prinzessin huldigt, dürfen wir allein nicht müßig die Hände in den Schooß legen!“ Alsdann wurde ein Komite mit den Vorbereitungen einer imposanten Huldigung betraut. Dieser Ausschuß hat seinePflicht bereits gethan und gibt sich nun der Erwartung hin, daß seine fleißige, vielseitige und sorgliche Thätigkeit am nächsten Samstag Abend bei den Besuchern, die sich voraussichtlich sehr zahlreich einfinden werden, die gebührende Anerkennung finden möge.

Der Badische Unterstützungsverein der Südseite ersucht alle seine Landsleute und auch sonstige Freunde des flotten Mummenschanzes, sich zu dem großen Preis-Maskenball einzufinden, den der Verein am Samstag, den 9. Februar, in der Südseite-Turnhalle, Nr. 3143 bis 3147 State Str., abzuhalten gedenkt. Das aus den Faschingsgelehrten C. Wolfinus, F. Bestanius, N. Stumppizius, R. Schmittanius und C. Baumgartius bestehende Komite sinnt Tag und Nacht darüber nach, wie man alle die verschiedenen Narren des alten und des neuen Jahrhunderts an jenem Abend im Festsaale vereinen könne. Belustigende Bühnenaufführungen — darunter auch „Der kreuzfidele Küfer-g'sell“ oder „Das Abenteuer in der Biertonne,“ unter Mitwirkung bekannter Bierfaßküfer der Südseite — werden sorglich vorbereitet, lebende Bilder werden gestellt werden, und auch an sonstigen frohen Ueberraschungen wird es am Festabend nicht fehlen.

Der thatkräftige Baierisch-Amerikanische Frauenverein hält am 9. Februar in Freibergs Halle seinen zweiten großen Preis-Maskenball ab. Wer immer Gelegenheit hatte, einer Festlichkeit des Vereins beizuwohnen, wird es nicht versäumen, seine Freunde zu ermuntern, diesem Feste einen Besuch abzustatten, zumal ein tüchtiges Komite —bestehend aus den Damen Marg. Götz, Vorsitzerin, Kathi Wachter, Sekretärin, Kathi Wolf, Schatzmeisterin, Anna Kercher, Josie Meier und Marg. Drechsel — die Sache in Händen hat, welches sein Bestes thun wird, um den Gästen ein echt baierisch-gemüthliches Fest zu bereiten. Großartige und werthvollePreise kommen für die schönsten und besten Masken zur Vertheilung. Auch wird für gute baierische Küche und einen vortrefflichen Tropfen bestens gesorgt sein.

Das Komite, welches mit den Vorbereitungen für den am nächsten Samstag Abend in der Vorwärts-Turnhalle, Nr. 1168—1170 W. 12.Str., nahe Western Ave., stattfindenden 4. großen Preis-Maskenball des Douglas-Frauenvereins betraut ist, hat seine Arbeit nahezu beendigt und sieht nun mit großen Erwartungen dem Verlauf des Maskenfestes entgegen. Die Mitglieder des Arrangements-Komites — Susanne Goebel, Linda Schmidt, Katharine Dreher, Henriette Schunzel und Clara Lehmann — wollen ihr Bestes thun, um nicht nur für sich selber, sondern auch für den ganzen Verein mit dem Maskenfeste großeEhre einlegen zu können.

Der Chicago Baiern-Frauen-Unterstützungsverein veranstaltet am Samstag, den 9. Februar, in Folz' Halle, Ecke North Ave. und Larrabee Str., seinen 5. großen Preis-Maskenball. Ein Jeder, der diese Bälle besucht hat, wird sich mit Freuden an das gemüthliche Leben erinnern, das noch stets bei den Festlichkeiten dieses Vereins anzutreffen war. Das Komite hat sich auch diesmal die größte Mühe gegeben, den Besuchern einen recht gemüthlichen Abend zu bereiten. Abgesehen von den werthvollen Preisen, welche die Frauen für die schönsten Masken gestiftet haben, stehen auch andere freudige Ueberraschungen für die Besucher in Aussicht. Der Eintrittspreis beträgt 25 Cents die Person; Anfang: 8 Uhr Abends.

Die Plattdeutsche Gilde „Fritz Reuter“ Nr. 4 hält ihren diesjährigen großen Maskenball am nächsten Samstag Abend in Schönhofens Halle, Milwaukee und Ashland Ave., ab. Die Vorbereitungen befinden sich in den bewährten Händen nachverzeichneter Mitglieder des Arrangementskomites: John Bierwirth, Wm. Höftmann, Aug. Geißler, Peter Feldmann, Carl Henning, Reinh. Berg, Carl Riedhoff, Herm. Kruggel, Georg Löding, Chr. Clausen, Ad. Schiemann, Fritz Glawe und Gottfr. Sack. Eintrittskarten kosten 25 Cents im Vorverkauf, an der Kasse 50 Cents.

Der Vorwärts-Damenklub ladet seine zahlreichen Freunde zu der vierten großen Preis-Maskerade ein, welche er am nächsten Samstag in Hoerbers Halle, 710 Blue Island Ave., abhalten wird. Vom Verein sind $20 fürGruppenpreise angewiesen und auch dreißig andere werthvolle Preise für Einzelmasken sind besorgt worden. Flotte Ballmusik wird die Gäste dazu anregen, sich lustig im Reigen zu drehen. Getränke und schmackhafte Speisen zur Erquickung des „inneren Menschen“ werden in Menge und in bester Qualität in der Festhalle zu haben sein. Nichts ist unterlassen worden, um dem Feste einen glänzenden Verlauf zu sichern.

Die Lokalverbände Nr. 1, 2 und 3 des Arbeiter-Unterstützungsvereins veranstalten ihren diesjährigen großen Preis-Maskenball am nächsten Samstage, den 9. d. M., in der Garfield-Turnhalle, Nr. 673—677 Larrabee Str. Die große Zahl der bereits angemeldeten Maskengruppen, sowie das an glanzvollen Bühnenaufführungen ungewöhnlich reichhaltige Programm lassen mit Sicherheit annehmen, daß das rastlos arbeitende Komite sein Ziel, frühere Feste dieser Vereinsgruppe an Großartigkeit noch zu übertreffen, erreichen wird.

In Folge des Brandes in der Sozialen Turnhalle mußte der Maskenball der Court Germania — Kikiriki-Maskerade — von gestern Abend auf den nächsten Samstag, den 9. Februar, aufgeschoben und nach Matt. Jungs Halle, Ecke Lincoln und Ashland Ave., verlegt werden. Bereits gekaufte Eintrittskarten haben an jenem Abend Giltigkeit.

Theater in Müllers Halle.

Durch den am letzten Sonntag erzielten Erfolg ermuthigt, hat sich Herr Schindler entschlossen, weitere Theater-Vorstellungen an Sonntagen in Müllers Halle, Ecke Sedgwick Str. und North Ave., zu veranstalten. Wer die kleine Völkerwanderung nach jenem Saale anläßlich der Aufführung von „Hans Huckebein“ sah, war nicht wenig über das Interesse erstaunt, welches das Deutschthum der Nordseite dem Unternehmen entgegenbrachte. Das Haus war ausverkauft. Das Publikum amüsirte sich prächtig. Heute Abend kommt der Schwank „Die Logenbrüder,“ von Laufs u. Kraatz, zur Aufführung, ein Bühnenwerk, das mit seinen komischen Szenen noch zündender auf die Lachluft der Besucher wirken dürfte, als das Lustspiel „Hans Huckebein“ am letzten Sonntag. Die Hauptrollen befinden sich diesmal in den Händen von Marie und Johanna Schaumberg, Hermine Albrecht, Kathi Werner, sowie bei den Herren Schlemm, Eduard Schildgen, Saller, Nathanson, Löwe und Weber. Gesangs-Einlagen kommen zum Vortrag von Frl. Johanna Schaumberg, Robert Schlemm u. s. w. Die Eintrittspreise sind nur 15 und 25 Cents; nach der Vorstellung findet ein gemüthliches Tanzkränzchen statt.

Interessante Ausstellung.

Am 21. Februar wird im Coliseum eine, auf die Dauer von zwei Wochen berechnete und unter der Leitung der „International Forest, Fish and Game Association“ stehende Ausstellung eröffnet werden, die erste ihrer Art, die hier in Chicago abgehalten wird. Das Innere des Coliseums soll in einen Wald verwandelt werden, in welchem lebende Thiere und Vögel unter möglichst getreuerNachahmung ihrer natürlichen Schlupfwinkel dem Beschauer vorgeführt werden sollen. Die zur Ausstellung gelangenden Fischarten werden sich in einem 115 Fuß langen Teich befinden, auf welchem außerdem sportliche Veranstaltungen, wie Wettkämpfe im Schwimmen, Rudern u.s.w. abgehalten werden sollen. Die Beamten des Verbandes, welcher die Ausstellung arrangirt, sind: Präsident, James H. Eckels; 1. Vize-Präsident, F. C. Donald; 2. Vize-Präsident und General-Betriebsleiter, Richard E. Follett; Sekretär, John R. Hoaglund; Schatzmeister, Harold F. McCormick.

Elektrotechnischer Verein.

In Folz' Halle, Ecke North Ave. und Larrabee Str., findet am kommenden Sonntag ein großes Winterfest statt, das vom deutschen Elektrotechnischen Verein, unter gefälliger Mitwirkung der „Liedertafel Freiheit“ veranstaltet werden wird. Im Verlaufe des Abends wird Vorsteher Frank von der Deutschen Elektrotechnischen Schule, 475 bis 477 Larrabee Str., einen populär-wissenschaftlichen Vortrag halten über die neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete des Elektrizitätswesens. Der Reinertrag des Festes wird der genannten Schule überwiesen werden.

Kurz und Neu.

* Wie von wohlunterrichteter Seite mitgetheilt wird, hat sich der Damen-Verein „Vergißmeinnicht“ vor Kurzem aufgelöst, doch soll demnächst ein neuer ähnlicher Verein in's Leben gerufen werden.

* Der „Orden der Ritter und Damen von Amerika“ hält heute, um 2 Uhr Nachmittags beginnend, in Uhlichs Halle, N. Clark und Kinzie Str., eine große Agitationsversammlung, verbunden mit Unterhaltung und Tanzkränzchen, ab.

* Der an 57. und Halsted Straße etablirte Schankwirth Duffy, der auf Veranlassung der „Citizens' League“ des Town of Lake wegen Verkaufs von Spirituosen an Minderjährige verhaftet worden war, wurde gestern von Richter Fitzgerald um $25 und die Kosten gestraft.

* Vom 17. bis zum 21. Februar wird die erste Jahresversammlung des Vollziehungs-Ausschusses vom „Council of Jewish Women“ tagen, und zwar, um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, in New Orleans, wo die Delegaten von auswärts am 18. und 19. Februar Gelegenheit erhalten werden, das lustige Faschingtreiben in der Halbmond-Stadt anzusehen, oder, bei vorhandener Neigung, auch wohl dabei mitzuthun.

* Ein vor einen Schlitten gespannter Gaul brannte gestern an 63. Straße durch und rannte beinahe mehrere Kinder, welche den Straßendamm an Wentworth Ave. kreuzen wollten, über den Haufen. Vor dem Rock Island-Bahnhof karambolirte die Deichsel des Schlittens mit einer Telegraphenstange und demolirte einen an derselben angebrachten Briefkasten, aus dem Briefe und Geld, welches dieselben enthielten, auf den Bürgersteig fielen. Die Postsachen wurden von dem Polizisten Babcock aufgelesen und dem Briefträger Bliß übergeben.

Deutsches Theater.

Heute Abend: „Zwei Eisen im Feuer“, Lustspiel in fünf Akten, aus dem Spanischen übertragen von Friedrich Adler.

Eine sehr interessante Aufgabe haben die Mitwirkenden in der heute Abend stattfindenden Vorstellung zu lösen. Sie haben sich um nahezu drei Jahrhunderte zurück in die Zeit zu versetzen, da der große spanische Dichter Calderon in Madrid am Hofe Philipps IV. das Privattheater des Königs im Lustschlosse Buen Retiro leitete und feinsinnige Lustspiele schrieb, die den Ruhm des Dichters zunächst auch in den spanischen Städten Toledo, Sevilla, Granada und schließlich in allen Kulturländern verbreiteten. Zu den besten und bekanntesten Bühnenwerken Calderons gehören „Das Leben ein Traum“, „Der Arzt seiner Ehre“ und „Zwei Eisen im Feuer“. Das Verdienst, das Repertoire der deutschen Bühne um das letztgenannte Lustspiel bereichert zu haben, gebührt dem Schriftsteller Friedrich Adler, welcher durch seine freie Uebertragung in's Deutsche die glitzernden Perlen der Dichtung in einen neuen schmucken Rahmen gebracht und dabei so weit, wie nur möglich, auch das prächtige Gewebe der Calderon'schen Reimverse gewahrt hat. Unzweifelhaft steht den Besuchern dieser Vorstellung ein interessanter Theaterabend in Aussicht. Die Rollenbesetzung lautet wie folgt:

Don Diego....................Ludwig Lindikoff
Rodrigo, sein Diener..................Heinz Gordon
Donna Beata..................Margarethe Pajchke
Ines, ihre Zofe..................Elise Kramm
Donna Clara..................Elie Härting
Isabel, ihre Zofe..................Elle Remy
Don Felix..................Ewald Bach
Don Leando..................Max Rubbert
Don Sancho..................August Meyer-Eigen
Ein Fischer..................Fritz Lindner

Die Handlung spielt in Madrid und umfaßt drei Tage.

Regie..................August Meyer-Eigen.

Der Schuldschein für echt erklärt.

Thomas Dobbins war einst ein schwer reicher Schnapsbrenner in Peoria. Widrige Umstände minderten ihm sein Vermögen jedoch und veranlaßten ihn schließlich, den Rest desselben, der sich immerhin noch auf verschiedene Hunderttausend Dollars belief, auf dem nicht ungewöhnlichen Wege der Uebertragung an die Gattin vor seinen Gläubigern und den Gerichtsvollziehern zu retten. Die Gattin ist am 31. März 1896 gestorben, und das vorhandene Vermögen soll an die Kinder, sechs an der Zahl, und den überlebenden Gatten vertheilt werden. Bevor aber dazu geschritten werden konnte, meldete eine Tochter der Erblasserin, Miß Mary C. Dobbins, eine durch einen Wechsel der Mutter beglaubigte Schuldforderung im Betrage von $20,000 an die Hinterlassenschaft an. Datirt war der Wechsel neun Monate vor dem Ableben der Frau Dobbins. Hätte man ihn ohne Weiteres bezahlt, so wäre die Sache damit erledigt gewesen, aber gegen diese Lösung erhoben zwei liebevolle Brüder der Wechselgläubigerin und noch liebevollere Söhne des biederen Thomas Dobbins Einsprache. Dieselben behaupteten, der Wechsel rühre nicht von der Mutter her, sondern sei nach deren Tode von dem Vater gefälscht worden, um seiner Lieblingstochter einen Vortheil zuzuwenden. Jahrelang ist dann über die Frage der Echtheit des Schuldscheines prozessirt worden. Gestern hat eine Jury in Richter Burkes Abtheilung des Kriminalgerichtes den Fall zu Gunsten der Tochter entschieden, und dieser außer dem Betrag des Wechsels auch die seit Ausstellung desselben aufgelaufenen Zinsen, im Betrage von $6700 zugesprochen.

Alter Zuchthausvogel.

Mit Hilfe des Bertillon-Systems hat Superintendent Porteous vom Internationalen Identifizirungs-Büreau festgestellt, daß ein Mann, der in Cleveland verhaftet wurde, nachdem er einem Bürger in einer dortigen Bank $50 entrissen und damit das Weite gesucht hatte, ein alter Zuchthäusler ist, der hier im Jahre 1893 wegen Theilnahme an der Beraubung der Merchants' Bank in St. Paul verhaftet und zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde. Nach Verbüßung von sieben Jahren der ihm zudiktirten Strafe wurde er kürzlich entlassen. Er hat außerdem zwei Straftermine in den Zuchthäusern in Sidney und Melbourne, Australien, verbüßt. In Cleveland nannte er sich Henry Thomas.

* Das Thema des Vortrags, welchen Professor Geo. D. Herron heute, Sonntag, Nachmittag in der Zentral Musikhalle halten wird, lautet: „Der Wille zur Liebe.“

Postnachrichten
— aus —
Illinois und den Nachbar-Staaten.

Quincy, Ill.

2. Februar.

Herr Emil Mannhardt, Sekretär der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois, wird am nächsten Dienstag Abend, den 5. Febr., in den Räumen der Handelskammer einen Vortrag halten über das Thema: „Die Ziele der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois, und die Mittel, sie zu erreichen.“ Die Deutsch-Amerikaner der Stadt sollten sich zahlreich einfinden!

Die Aktionäre der neuen Gesellschaft zum Bau von Dampfmaschinen werden sich am 9. d. M. organisiren, alle einleitenden Schritte dazu sind gethan worden. Vermuthlich wird dann auch bestimmt werden, wo die neue Fabrik stehen soll.

Ganz plötzlich starb in seiner Wohnung, während er mit seiner Gattin beim Mittagessen war, Herr Albert Weber, ein tüchtiger und allgemein geachteter Mann, im Alter von 43 Jahren. Er stammte aus Zürich, Schweiz, und war Gießer der Firma Smith & Hill. Er wollte im Sommer seine Verwandten in der alten Heimath besuchen, doch trat nun der Tod dazwischen.

Aurora, Ill.

2. Februar.

Die Eisgesellschaften und die Brauer sind nun fleißig an der Eisernte, nachdem der erste kürzlich unternommene Versuch durch Thauwetter rasch unterbrochen wurde.

Das Armenhaus-Komite hat nun die Kontrakte für den Neubau vergeben. Marckhoff Bros., in Elgin, werden die Maurerarbeiten ausführen für $6200, Walter Key von St. Charles die Rohrleitungen für $842. Das Gebäude wird 3 Stockwerke hoch sein, mit einem Fundament von 40 bei 65 Fuß.

Das Innere der hiesigen Postoffice ist hübsch renovirt worden; die Wände erhielten einen freundlichen, hellgrünen Anstrich, der sich hoffentlich recht lange halten wird.

Das 2. Konzert der diesjährigen Saison, veranstaltet vom „Woman's Amateur Chorus,“ hatte eine große Zuhörerschaft angezogen, und fand vielen Beifall. Das 3. Konzert wird am 29. Mai stattfinden, und zwar wird der „Messias“ gesungen werden, in der People's Kirche, unter Mitwirkung des Männerchors.

Springfield, Ill.

2. Februar 1901.

Die zweite Jahresversammlung der Historischen Gesellschaft von Illinois, für welche ein interessantes Programm entworfen war, nahm bei gutem Besuche einen erfolgreichen Verlauf. Die bisherigen Beamten wurden für das kommende Jahr wiedergewählt. Gouv. Yates und Frau veranstalteten für die Mitglieder der Gesellschaft und deren Freunde einen glänzenden Empfang.

Der lokale Kohlenkrieg hält an und die unabhängigen Händler künden an, daß die Preise noch weiter herabgesetzt werden würden; man glaubt nicht, daß die Grubenbesitzer ihre Preise werden aufrecht erhalten können, da die Zufuhr von auswärts zunimmt.

J. V. V. Arnold, der Sekretär der Parkbehörde, starb infolge eines Anfalles der Grippe. Er wohnte seit 1899 hier und war mit der Tochter des Dr. W. H. Wohlgemuth verheirathet. In politischen und geschäftlichen Kreisen erfreute sich der Dahingeschiedene großen Ansehens.

Bloomington, Ill.

2. Februar 1901.

Viel Aufsehen erregte hier das Verdikt der Coronersgeschworenen, welche in Bezug auf den Tod der Lehrerin FrauElnora Opperman von Lexington meldeten, daß dieselbe am Kindbettfieber gestorben sei, weil ihr ärztliche Hilfe verweigert wurde. Es wird empfohlen, daß die Gerichte die Angelegenheit gründlich untersuchen. Die Verstorbene und ihr Mann sind Anhänger des Glaubensheilers Dowie und sträubten sich gegen Zuziehung eines Arztes.

Der große Wohlthätigkeitsball im Coliseum nahm einen glänzenden Verlauf und brachte einen Reingewinn von über $2000. Es war eines der groß-
der Geschichte der Stadt.
artigsten gesellschaftlichen Ereignisse in

Milwaukee, Wis.

2. Februar.

120 neue Blatternfälle wurden im Laufe der Woche im Staate berichtet, und war die Anzahl größer, als zu irgend einer Zeit, seit die Epidemie ausgebrochen ist. Dr. Wingate glaubt, daß die Gesammtzahl der Blatternkranken im Staate 200 nicht übersteigt. In Bryant, Langlade County, ist die Krankheit am meisten verbeitet und sollen dort nahezu 150 Personen von ihr befallen sein, was durchschnittlich einen Kranken in jeder Familie im Orte ausmacht.

Die Milwaukee Scharfschützen-Gesellschaft wird sich an dem dritten Bundes-Schützenfeste des Nationalen Schützenbundes der Ver. Staaten, welches in San Francisco vom 14. bis 23. Juli d. J. abgehalten wird, betheiligen.

Endlich ist das Geheimniß, das den Diebstahl mehrerer Hundert alter Münzen aus dem öffentlichen Museum am 2. Juli 1900 umgab, gelüftet und der Dieb in der Person von Wm. Rozall, welcher zur Zeit einen längeren Termin wegen eines anderen Diebstahls in der Reformschule zu Green Bay absitzt, entdeckt worden. Sämmtliche Münzen wurden im Hause der Eltern des Diebes vorgefunden und dem Museum zurückgegeben.

Der Countyrath beschloß, das Grundstück an der River Str., auf dem die Morgue und die Armen-Office steht, an die Milwaukee Electric Railway Company für $40,000 zu verkaufen, oder etwa $334 pro Frontfuß. Die Baulichkeiten auf dem Grundstück bleiben Eigenthum des County und hat dasselbe ein Jahr Zeit, dieselben an eine andere, passendere Stelle hin verlegen zu lassen.

Der hiesige Brauerverband hat abgelehnt, sich an der von der Milwaukee Ministers' Association in's Leben gerufenen zivilen Reformbewegung zu betheiligen, auch wurde der Beschluß angenommen, vom 1. Februar ab den Wirthen im ganzen Staate keine Wirthschaftseinrichtungen mehr zu liefern.

Die Aufführung von „The Pride of Jennico“ zum Benefiz des Milwaukee Preß-Klub im Davidsohn-Theater erfreute sich eines ausverkauften Hauses und hat einen erklecklichen Reingewinn für den Klub abgeworfen. Alle Besucher erhielten ein Exemplar des vom Milwaukee Preß-Klub herausgegebenen Jahresheftes “Once a Year”, das eine sinnige Auswahl von kurzen Erzählungen, Gedichten und lokalen Notizen enthielt.

Das Pabst-Theater brachte drei Vorstellungen diese Woche heraus. Zum Besten des Turnvereins „Milwaukee“ am Sonntag die Zauberposse „Galloschen des Glücks“ von Jacobson und Girnde in trefflicher Darstellung vor sehr gut besuchtem Hause. Ferner als 18. Abonnementsvorstellung am Mittwoch eine Novität, die neuerdings an allen ersten Bühnen Deutschlands großen Erfolg erzielte, „Zwei Eisen im Feuer“, Lustspiel von Friedrich Adler, frei nach Calderon, ein Intriguenstück über ein beliebtes Motiv der spanischen Komödien. Der Held ist darin gleichsam sein eigener Doppelgänger. Da die Saison in Folge verspäteten Eintreffens der von Deutschland engagirten Mitglieder erst am 30. September beginnen konnte, war Direktor Wachsner gezwungen, die 19. Abonnementsvorstellung bereits Freitag stattfinden zu lassen. „Der Fall Clemenceau“, Schauspiel von Dumas und D'Artois, mit Paula Wirth in ihrer Glanzrolle als „Iza“ brachte dieser Abend. Am Sonntag folgt auf allgemeines Verlangen eine Wiederholung des bei der Erstaufführung mit riesigem Beifall aufgenommenen Volksstückes von Carl Mour „S'Nullerl“.

Frau Marie von Wegern, welche sich im vorigen Jahre bei Gelegenheit des Philipp'schen Tournée mit ihrer unübertrefflichen „Hulda Camillenthee mit dem doppelten Steppstich“ im „New Yorker Brauer“ einen Namen machte, wird am Sonntag Nachmittag und Abend im Davidson-Theater ein zweimaliges Gastspiel mit ihrer eigenen Gesellschaft geben und die amüsante Operetten-Burlesque „Tante Bemmchen in Amerika“ von John Weimann, Musik von Karl von Wegern, zur Aufführung bringen.

Joseph Weinzierl, der Eigenthümer des alten Milwaukee'rn bekannten Lokals „Zur Schützenliesl“, ist nicht nur ein ausgezeichneter Wirth, sondern hat auch als Bühnenschriftsteller sein Debüt gemacht. Sein neuestes Werk „Das Anerl vom Königssee“, Volksstück in 3 Akten, ist vom Volkstheater zu München zur Aufführung angenommen worden.

Prinz Carneval schwingt auch heute wieder sein närrisches Szepter. In den Hallen des Turnvereins „Milwaukee“ findet das Babylonische Maskenballfest dieses Vereins statt, auf dem der Thurmbau zu Babel, die rauschenden Wasser des Euphrat, die gewaltigen Stadtmauern Babylons, der Königspalast mit den hängenden Gärten und so manches Andere zu sehen ist. — In der Südseite-Turnhalle werden sich die Mitglieder der „Plattdeutschen Fritz Reuter Gilde“ zum frohen Mummenschanz ein Stelldichein geben. — Der letzte Brauer-Karnival am letzten Samstag war ein großartiger Erfolg. Ueber 10,000 Besucher waren anwesend und tummelten sich im frohen Treiben.

A. B.

Davenport, Ia.

2. Februar.

Wenn auch keine neuen Fälle von Blattern konstatirt wurden, so wurde doch ein fünftes Kind, welches die Schule No. 1 besucht, als verdächtig unter Quarantäne gestellt; es ist die 12 Jahre alte Henriette Wirt, Stieftochter des Ex-Polizisten Sanford. Ernst Bruhn konnte dagegen aus dem Pesthause entlassen werden. Die Impfung aller Schulkinder ist nun erledigt und man hofft, daß die Krankheit keine weiteren Opfer fordert.

Das Dr. Reid'sche Haus ist für $7000 an Ed. J. Dougherty, Ex-Supervisor, verkauft worden, welcher dasselbe für ein Jahr an den Postmeister Metzger vermiethete und dann selber beziehen wird.

Unsere Sports sind froh. Bei der in Peoria neu gegründeten Baseball-Liga ist auch Davenport vertreten; außerdem erhielten Cedar Rapids, Ia., Rock Island, Rockford, Peoria, Decatur und Bloomington, Ill., sowie Terre Haute, Ind., einen Charter.

In Rock Island wurde der 13 Jahre alte Earl Leinbach ein Opfer der „Glaubenskur“. Er litt am Typhus, doch wurde keine ärztliche Hilfe geholt. Der Coroner wird den Fall untersuchen.

Im benachbarten Moline gibt es nun ein Unicum: Einen Hund mit goldgefüllten Zähnen. Derselbe gehört Herrn John D. Cady und hatte sich sein Gebiß durch Beißen allzuharter Knochen verdorben. Darob wurde er so traurig, daß sein Herr ihm von einem Dentisten Plomben, Goldkronen und Füllungen machen ließ, so daß er wieder beißen kann, wie vorher und sehr vergnügt ist.

Auch hier trug sich etwas Seltenes zu. Ein junger Mann Namens Porter, der aus dem Countygefängniß entlassen wurde, in welchem er 10 Tage Haft wegen Umhertreibens verbüßt hatte, bat den RichterAltman dringend, ihm noch 10 Tage hinzu zu diktiren, damit er sich gründlich bessere. Und so geschah's.

Gestorben sind: Frau Marie Paulsen, Wittwe des verstorbenen G. Paulsen, im Alter von 71 Jahren; Frau Ernestine Gebhardt, Wittwe von Chr. Gebhardt, 79 Jahre alt.

Clinton, Ia.

2. Februar 1901.

Die Ballsaison ist auf der Höhe! Im Odeon fand gestern Abend der 14. Jahresball der Lyons Relief Society statt, der sich zu einem erfreulichen Erfolge gestaltete. — Für den Maskenball der Deutschen Dramatischen Gesellschaft, der am 19. d. Mts. stattfinden soll, werden große Vorbereitungen getroffen und dürfte derselbe zahlreiche Betheiligung finden. — Die Knights of Kadosh gaben in der Odd Fellows Halle eine erfolgreiche Unterhaltung. — Der Turnverein veranstaltete in seiner Halle ebenfalls einen zahlreich besuchten Ball.

Im Sitzungszimer des Stadtrathes fand gestern Abend eine ziemlich gut-besuchte Versammlung statt zwecks Reorganisirung der Clinton Commercial League. Dieselbe soll daraufhinarbeiten, neue Industrieen hierher zu bringen. Die Angelegenheit befindet sich in guten Händen und verspricht Erfolg.

Das Wasser aus den Leitungen der Wasserwerkgesellschaft wird zum Theil, ohne filtrirt zu werden, aus dem Flusse gepumpt und sollte, ehe es gebraucht wird, unbedingt abgekocht werden.

South Bend, Ind.

2. Februar 1901.

Der Sergeant Lorenz Maher, der elf Monate lang als Freiwilliger auf den Philippinen Dienste that, kam dieser Tage hier an. Er weiß viel Interessantes zu erzählen.

Die Polizei-Kommissäre reorganisirten sich, da der bisherige Präsident J. C. Stover ausschied und an seine Stelle Sam Leeper vom Gouverneur zum Mitglied ernannt wurde. Derselbe schlug S. C. Lontz zum Präsidenten vor und wurde der Antrag angenommen.

Das Oliver Hotel hat einen neuen Verwalter. Herr Chas. Baur zog sich zurück und seine Stelle nahm Herr Geo. E. Wolf, sein bisheriger Assistent, ein. Herr Baur will sich vorerst erholen, um sich dann voraussichtlich in Chicago niederzulassen, wo er Geschäftsinteressen hat.

Die Indiana Railway Co. wird in diesem Jahre neue Linien bauen. Die Arbeit soll so bald wie möglich in Angriff genommen und vollendet werden. Es handelt sich um eine neue Strecke nach Niles, von dort nach Berrien Springs, nach Benton Harbor und St. Joseph, Mich., so daß South Bend direkte elektrische Verbindung mit dem Lake Michigan erhält. Die Linie von hier nach St. Joseph ist 35 Meilen lang, die in $1\frac{1}{2}$ Stunden zurückgelegt werden sollen. Außerdem sollen die Linien in South Bend vermehrt und andere Verbesserungen vorgenommen werden. Im Ganzen wird die Gesellschaft $1,000,000 verausgaben.

Fort Wayne, Ind.

2. Februar.

Vor dem Bischof Allerding legten in der Kapelle des St. Josephs Hospitals 16 Noviziinnen des Ordens der armen Mägde Christi das Gelöbniß freiwilliger Armuth, ewiger Keuschheit und unbedingten Gehorsams ab.

Die Polizei warnt das Publikum vor umherreisenden Agenten, welche Photographieen zwecks „kostenloser“ Vergrößerung zu erlangen suchen. Viele Leute machten früher schon unangenehme Erfahrungen mit diesem “scheme.”

Die Union der Anstreicher, Dekorateure und Tapezirer hat einen energischen Beschluß gegen die Bewilligung von $100,000 für die Wabash-Eisenbahngesellschaft angenommen, trotzdem der „Trades and Labor Council“ sich für dieselbe aussprach; auch die Plumber-Union war gegen die Hergabe der Summe seitens der Steuerzahler im County. Die Opposition gegen den Plan ist überhaupt im Wachsen, zumal es heißt, daß die Gesellschaft für die betr. Strecke Fort Wayne—Butler bereits Bonds im Betrage von 3 Mill. Dollars in den Markt gebracht habe.

Es starben: Frau Pauline Pelz, Gattin von August Pelz, 73 Jahre alt; Bernhard Oertel, Söhnchen von Herm. Oertel, 3 Jahre alt.

Michigan City, Ind.

2. Februar.

Die Pflasterungsfrage ist nun endgiltig entschieden. Der Stadtrath beschloß die Pflasterung der folgenden Straßen: Market, von Wabash bis Michigan Str.; West Boston, von Franklin bis zu den C. J. und L. Geleisen, und von den Geleisen der Michigan Central bis zur Grant Ave.; Franklin, von Boston Str. bis Greenwood Ave.; 2. Str., von Washington bis Wabash Str.; Michigan, von 4. bis Case Str. Die Ordinanz betr. Pflasterung der Barker Ave. wurde mit einer Stimme Mehrheit verworfen.

Die Kindergarten-Behörde hat beschlossen, unter Leitung von Prof. Alb. Cook eine Operette aufzuführen, und zwar „Die Piraten von Penzance.“ Mitte April dürfte die Sache vor sich gehen. 75 Personen sollen mitwirken, und zwar lauter einheimische Dilettanten.

Lokalbericht.

Diebischer Steifbettler.

Daniel Hayes, ein Krüppel, wurde gestern von RichterSeverson den Großgeschworenen überwiesen. Er betrat angeblich vorgestern Abend die Apotheke No. 875 Milwaukee Ave. und bettelte um Geld. Als er sich nicht abweisen ließ, versuchte ihn der Besitzer der Apotheke, Robert Neimung, gewaltsam an die frische Luft zu befördern. Er widersetzte sich, und im Handgemenge büßte der Apotheker seine goldene Uhr im Werthe von $125 ein. Hayes wurde verhaftet und die Uhr wurde in seinem Besitze vorgefunden.

Sonntagpost.

Erscheint jeden Sonntag. Preis der einzelnen Nummer 2 Cents. Jährlich (außerhalb Chicagos) $1.00.

Herausgeber: THE ABENDPOST COMPANY.

„Abendpost"-Gebäude......203 Fifth Ave.
Zwischen Monroe und Adams Straße.
CHICAGO.
Telephon Main 1498 und 1497.

Entered at the Postoffice at Chicago, Ill., as second class matter.

Maskenfest und Ballfest.

Am Freitag hat Frau Clarence Mackay in New York ein Ballfest gegeben, das an Glanz und Aufwand das berühmt gewordene Maskenfest der Frau Bradley Martin im Jahre 1898 noch übertroffen haben soll. Es wird in den Depeschen vertrauenswürdiger Korrespondenten erzählt, Frau Mackay habe ihre Gäste im Myrthen-Saal des Waldorf-Astoria-Hotels empfangen angethan in einem prunkvollen Gewand aus Silberbrokatstoff und kostbaren Spitzen und behangen mit dem kostbarsten Schmuck. Die Dekorateure haben sich selbst übertroffen. Die Gäste waren entzückt. Neue Schönheitseffekte begrüßten sie auf allen Seiten. Die Balustrade und die Wand der großen Staatstreppe, über welche die Gäste in die Festräume gelangten, waren nahezu verdeckt durch Guirlanden von südlichem „Smilax", in denen hunderte prächtig bunter Orchideenblüthen leuchteten. Unter dem elektrischen Kronleuchter des Empfangszimmers waren Tausende rosafarbener Rosen befestigt, das grelle Licht dämpfend und die Spiegel, Säulen und Wände waren mit frischem Grün verziert. Der Speisesaal war herrlich ausgestattet. Um einen riesengroßen Mitteltisch legten sich zwei Halbkreise von Tischen, so daß das Ganze so etwas wie ein riesiges M bildete. In der Mitte des Mitteltisches war ein großes Wasserbecken eingelassen, in welchem Lotos, Wasserlilien und andere Wasserblumen blühten, während die Tische mit Tausenden seltener Orchideen geschmückt waren. Die „Favors" — die Kotillongaben, die man wohl Gastgeschenke nennen kann, waren entsprechend schön und kostbar. Sie bestanden aus reizenden kleinen Täschchen von schwerstem Atlas mit Silberbeschlag und Blumenschmuck; aus weißseidenen Sonnenschirmchen mit Spitzen besetzt und rosanen Rosen verziert; aus seidenen Muffen mit Sträußchen künstlicher Blumen, prächtigen blumengeschmückten Schärpen, zarten Fächern, goldenen Spiegeln und silbernen Riechfläschchen für die Damen; und für die Herren gab es prächtige Rosetten mit silbernen Glöckchen behangen; kostbare Lupen, silberne Fläschchen, Taschen-Kalender, goldene Bleistifte und Papiermesser.

Von allem war das Beste und Schönste beschafft worden. So reich, wie die Ausschmückung der Räume, so reich war die Kleidung und der Schmuck der Gäste, so reich war die Tafel besetzt, und so gut war die Musik, die ein unsichtbares Künstlerorchester lieferte. Kurz, es war eine großartige Affäre, die, wie gesagt, den berühmten Maskenball der Frau Bradley Martin an Glanz und Pracht und Aufwand übertroffen haben soll.

* * *

Jenes Maskenfest, auf das sie zur Zeit vermuthlich sehr stolz waren, hat die Martins aus ihrer Heimath vertrieben — sie haben den Vereinigten Staaten den Rücken gedreht, wie es heißt, auf immer, und haben sich in London niedergelassen. Sie schieden in Groll und Zorn, und das ist kaum zu verwundern, denn man hat ihnen übel mitgespielt anläßlich jenes Maskenfestes. Man hat sie verhöhnt und verspottet ohne Maß und ohn' Ende, in der Presse und auf der Bühne, bis — nun, bis sie eben davongingen und sich ihren Wohnort nahmen in einer Stadt, in der man rücksichtsvoller, mäßiger im Urtheil über Andere — gerechter und klüger ist.

Was hatten die Martins gethan, sich den Hohn und Spott zu verdienen? Sie hatten tief in den Beutel gegriffen, und es sich viel, sehr viel Geld kosten lassen, für sich und ihre Freunde ein prächtiges Fest zu arrangiren. Sie hatten ihre Festräume reich geschmückt mit theuren Blumen und Kunstgegenständen jeder Art, sie hatten ihre Tische beladen mit Gold- und Silbergeschirr und Krystall, und mit den theuersten Speisen und Getränken. Frau Martin selbst hatte sich in kostbare Gewänder gesteckt und sich mit Geschmeide und Juwelen überladen und — sie hatten den Berichterstattern der Zeitungen gestattet, einen Blick in die Festräume zu thun, und es ihnen nicht verboten — wie kann man einer freien, amerikanischen Presse überhaupt etwas verbieten?! — über all' den Glanz und die Pracht in ihren Blättern zu berichten. Die Zeitungen thaten das; sie erzählten Alles, was ihre Reporter gesehen und gehört hatten, und vielleicht noch etwas mehr — so zum Beispiel, daß die Martins rund $250,000 ausgegeben hatten für das Fest — und dann zeterten sie: die Martins haben schmählich geprotzt mit ihrem Reichthum, sie haben sich lächerlich gemacht und sollten sich schämen; sie haben, indem sie Hunderttausende für ein Narrenfest ausgaben, das arme Volk verhöhnt und die Volksseele vergiftet, denn solches Zurschautragen des Reichthums muß die Unzufriedenheit, den Neid und die Mißgunst schüren in den Massen.

* * *

Man kann anders darüber denken. Wenn die Martins wirklich $250,000 ausgaben für ihr Maskenfest, so konnten sie sich das leisten. Sie haben darum keine Schulden machen müssen, wie das wohl manchen anderen Leuten passirt, die an Maskenbällen Gefallen finden. Sie haben sich nicht einmal „blank" gegeben, denn sie sind sehr reich und man wußte das vorher. Sie haben das Geld keineswegs zum Fenster hinausgeworfen, denn es fand seinen Weg in die Taschen von Geschäftsleuten und Arbeitern, es kam den Künstlern und Kunsthandwerkern, Gärtnern und Arbeitern zu Gute. Hunderte verdienten durch das Maskenfest; es schuf Gutes; und das angeblich protzenhaft zum Fenster hinausgeworfene Geld schuf Schönes, denn es wird wohl Niemand bestreiten können, daß so künstlerisch und prunkvoll ausgestattete Räume, ein solches Fest die Bezeichnung schön verdienen. Die Presse rühmt sich, das Volk zu vertreten; indem man ihren Vertretern Zutritt zu den Festräumen gestattete, gab man in dem Sinne dem Volke Zutritt und Gelegenheit, die Schönheit zu schauen. Man glaubte Heimlichthun nicht nöthig zu haben, denn man dachte wohl daran, daß der Volksmund Die rühmt, die leben und leben lassen, daß er sagt, das Geld ist rund und muß rollen, und den Geiz als schlimmste menschliche Eigenschaft verdammt. Als geizig zeigten sich die Martins nicht, auch nicht als heuchlerisch oder feige. Sie gaben ihr Geld mit vollen Händen aus, und waren bereit, Jedermann wissen zu lassen, wofür; sie glaubten wohl, es wäre besser, durch Veranstaltung von Festen Hunderten guten Verdienst zu geben und sich selbst und den Freunden eine Freude zu bereiten, als sich auf den Geldsack zu setzen, nur das Nöthigste auszugeben und die Juwelen usw. nur verstohlen in Sicherheitsgewölben zu betrachten. Sie mögen es nicht kindischer und verächtlicher finden, sich mit echten Juwelen zu behängen als mit unechten, und sie mögen denken, daß der Narr nicht größer ist, der im eignen theuren Maskenanzug sich im Tanze dreht als der, der im geliehenen Rittergewand einherstolzirt. Sie werden nicht geglaubt haben, daß ihr Fest des Volkes Sinn vergiften könne, und sie werden heute meinen, daß, wenn das doch der Fall war, die Schuld an der Vergiftung bei den Zeitungen liegt. Die Zeitungen hätten die Beschreibungen des Festes ja nicht zu veröffentlichen brauchen, dann hätte das große Publikum nichts davon gewußt. Die Blätter hätten nicht erst haarklein Wahres und Gelogenes breittreten dürfen und sie durften nachher nicht hetzen.

Die Bradley Martins werden auch jetzt noch Feste geben, denn sie werden nicht überzeugt worden sein, daß sie Unrecht thaten, wenn sie einen Theil ihres großen Reichthums wieder „unter die Leute" kommen lassen; London ist aber heute der Schauplatz ihrer Feste. Die Millionen der Martins sind in den Ver. Staaten angelegt und werden ihnen nicht weniger einbringen als früher, da sie in New York wohnten, aber die Hunderttausende, die sie für ihre Feste ausgeben, werden „Foreigners" — den Londonern — zugute kommen. Das ist alles was durch jenes Schelten und Schmähen erreicht wurde.

Jetzt hat Frau Mackay einen Ball gegeben, der an Prunk jenen letzten amerikanischen Maskenball der Frau Martin noch übertroffen haben soll, und der wieder sehr viel Geld kostete; wird man nun auch wieder über diese Frau herfallen und sie durch Spott, Hohn und Schmähungen aus dem Lande treiben? Glaubt man auf diese Weise die „Reichen" zwingen zu können, „hübsch bescheiden" zu leben und ihr Geld im Kasten zu behalten — und glaubt man dadurch zu gewinnen? —

Bravo, Frau Mackay! Man ahme ihr nach und „gehe eins besser", übertrumpfe sie und sich selbst immer wieder. The more the merrier! Die Sache bezahlt sich. Kommt sie recht in Fluß, dann kann man sich auch in den Weltblättern die ausführlichen Beschreibungen gefallen lassen — zu lesen braucht man sie ja nicht. — —

Er, Sie, Es.

Ueberall in der ganzen „zivilisirten" Welt und in erster Reihe in unserem gesegneten Lande, sind im letzten Jahrhundert die Frauen als „Arbeiterinnen" mehr und mehr in den Vordergrund getreten. Die Frauen der guten alten Zeit mögen und werden auch gearbeitet haben, aber sie waren nicht Arbeiterinnen im heutigen Sinne des Wortes. Sie arbeiteten weniger selbstständig und weniger gegen klingenden Lohn von Seiten fremder Arbeitgeber, wie die heutigen Frauen. Das erste Ziel der Frauenbewegung, die etwa um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts einsetzte, war die Erweiterung des Feldes für Frauenarbeit. Die Frauen müssen — so predigten die Apostel des Frauenrechtevangeliums — aus der Sklaverei der Männer befreit werden; es müssen der Frau schließlich alle bisher ausschließlich männlichen Berufe geöffnet werden, damit sie selbstständig, selbsterhaltend und glücklich werden kann. Die Forderung nach gleichen politischen Rechten mit dem Mann war gewissermaßen nur eine Nebenforderung, die nöthig wurde, um den Frauen auch die politische Laufbahn, mit ihren guten, ihren Mann erhaltenden Stellen, zu erschließen.

Es ist in den letzten Jahren viel über die Frauenrechtbewegung gespottet worden, weil sie in politischer Hinsicht keine großen Fortschritte zeigt und die Frauen im allgemeinen, ihren Vorkämpferinnen zum Trotz, von der Politik nicht viel wissen wollten, aber man vergißt dabei ganz, daß die Agitatorinnen in der politischen Gleichberechtigung im Anfange nur ein Mittel zum Zweck sahen, und daß die Bewegung in Befolgung ihres eigentlichen Zieles — die Männer für die Frauen entbehrlich zu machen — ziemlich bedeutende Fortschritte machte. Das kann beinahe jeder Mann in seinem eigenen Berufe beobachten. Der Ladenschwengel hat zum größten Theil der „Saleslady" weichen müssen; wie im neuzeitlichen Haushalte, so ist auch im Kleingeschäft die Kasse zumeist in weiblichen Händen und das „Fräulein Buchhalterin" hat Tausende Jünglinge und Männer auf die Straße gesetzt. Der fliegende Buchhändler ist weiblich geworden und die Blitzableiter-Agenten sterben aus, denn es treten Agentinnen an ihre Stelle. Der weibliche Arzt ist häufig; im Advokatenberufe hat die weibliche Zungenfertigkeit passende Verwendung gefunden, und das Geschick des Weibes, die Männer über den Löffel zu barbieren, findet in Barbierstuben Ausnutzung. Es gibt unzählige weibliche Schneider und Schuster (in den Fabriken). Die Mädchen und Frauen, welche früher den Männern nur Nasen drehten, drehen ihnen heute Zigaretten und Zigarren, und die weibliche Geschicklichkeit, das Eisen oder Sonstiges zu schmieden, wenn es heiß ist, hat Frauen und Mädchen zu erfolgreichen Grob-, Fein- und Goldschmieden gemacht. Der weibliche Reporter hat Wunderdinge geleistet und die Redakteurin und Schriftstellerin schreibt wunderbare Sachen. Das Lehrfach hat die Frau, hierzulande wenigstens, so gut wie vollständig an sich gerissen; die Kunst, zu predigen, die sich das Geschlecht durch fleißiges Ueben im verschwiegenen Kämmerlein zu des Eheherrn Wohl und Besten erwarb, wird heute auf Kanzeln zur Geltung gebracht. Die Fortschritte sind groß.

Man stellte fest, daß im Jahre 1840 den Frauen nur sieben Erwerbsberufe offen standen, von denen nur vier sie außerhalb des eigenen Heims beschäftigten. Im Jahre 1890 waren nahezu 4,000,000 amerikanische Mädchen und Frauen erwerblich thätig in 360 aus 369 Berufszweigen, und zur Zeit mag es in etwa 400 lohnbringenden Beschäftigungen etwa 5,000,000 Arbeiterinnen geben. Dabei gibt es heute eine Reihe neuer Berufe, die das Weib vollständig beherrscht — man spricht nur von Telephon-girls, von Typewriterinnen — und es ist ein schlechter Trost für die Männer, daß sie dafür in einen anderen, ehemals ausschließlich weiblichen Beruf eindrangen und man heute nicht selten von männlichen Dienstmädchen hört. In Europa soll es noch schlimmer sein. Ein großer Statistiker will festgestellt haben, daß in 1890 nur 12 Prozent der amerikanischen Mädchen und Frauen in, wie er sagt, ausschließlich dem Broterwerb dienenden Arbeiten beschäftigt waren, während sich in Deutschland der Prozentsatz auf 25 und in England auf 27 stellte. In Frankreich waren 40 Prozent der Fabrik-„Hände" weiblich, und außerhalb der Fabriken gab es noch Millionen Arbeiterinnen, die nur des schnöden Gelderwerbs wegen arbeiteten.

* * *

Es ist eine altbekannte Sache, daß die Mädchen in sehr vielen Fällen nur heiratheten, um eine „Versorgung" zu haben, woraus man folgerichtig schließen müßte, daß der Grund des Rückgangs in den Eheschließungen in der Erschließung aller männlichen Berufe für das Weib gesucht werden muß, die so viele Millionen Mädchen „selbsterhaltend" machte und sie der Nothwendigkeit, sich nach einer „Versorgung" umzusehen, enthebt. Aber diesen natürlichen Schluß zieht man nicht, sondern man schiebt die ganze Schuld einer angeblichen Ehescheu der Junggesellen zu und will die armen Teufel noch besteuern, die durch den weiblichen Wettbewerb auf die Straße gesetzt wurden und oft mit dem besten Willen der Geliebten — denn der Mann liebt noch so stark wie früher — keine „Versorgung" bieten könnten, wenn sie auch wollten.

Die Frage, was soll daraus werden?, die sich bei der Betrachtung der gegenwärtigen Zustände Jedem aufdrängt, hat ein Herr Henry P. Finck versucht zu beantworten. Er meint, wenn das so weiter geht, dann muß unweigerlich der weibliche Charakter eine Veränderung erfahren. In dem Maße, wie die Mädchen dieselbe Erziehung erhalten, in derselben Art und Weise thätig sind und dieselben Ziele anstreben, wie die Männer, müssen ihr Denken und Fühlen, ihre „Geschmäcker" und ihre Manieren, ja ihre Gesichtszüge allmählich denen der Männer immer ähnlicher werden, und schließlich wird sich daraus eine Art Kampf zwischen den Geschlechtern ergeben, für den nur zwei Ausgänge möglich sind: Entweder die Männlichkeit macht sich wieder gewaltsam geltend oder die Weiblichkeit triumphirt. In ersterem Falle werden die Frauen so weit „fortschreiten," bis sie auf dem Standpunkt der indianischen „Squaw" angekommen sind, von denen uns ein tüchtiger Indianerkenner sagt, „sie sind im Allgemeinen männlich in ihrer Erscheinung, ohne eine einzige weibliche Schönheit, sie begehrenswerth und anziehend zu machen"; im letzteren Falle wird die menschliche Gesellschaft einem Ameisenhaufen oder Bienenstock ähnlich werden. Ameisenhaufen und Bienenkorb enthalten aber nach unseren großen Naturforschern drei Arten Wesen: „Arbeiter oder unvollkommene weibliche Thiere — die große Mehrheit; männliche Thiere und vollkommene weibliche Thiere." Grauenvolle Aussichten! — —

Herr Finck, der das Schreckensbild heraufbeschworen, meint, es werde nicht so weit kommen; es sei „kein Grund da zur Befürchtung, daß der furchtbare Traum zur Wirklichkeit" werden könne; er meint, der Mann werde nicht mehr geduldig dem Weibe Platz machen; der Wurm werde sich krümmen, ehe es zu spät ist, und die Menschheit werde der Gefahr, in sich ein drittes Geschlecht — ein „Es," ähnlich den Arbeitsbienen und -Ameisen — herauszubilden, entgehen. Das ist sehr schön von Herrn Finck, aber seine Beruhigungspille mag nicht bei Allen anschlagen. Es wird Leute geben, die meinen, in geistiger Hinsicht sei das dritte Geschlecht, das „Es," schon da, und es wird ihnen nicht schwer werden, auf Menschenexemplare hinzuweisen, die geistig keine Frau mehr, und noch nicht Mann, oder kein Mann mehr und nicht ganz Frau sind. Er mag Trost schöpfen aus den Versicherungen der Physiologen, daß das „dritte" Geschlecht in körperlicher Hinsicht unmöglich ist oder es doch noch gute Weile hat, bis dergleichen sich herausbildet, er wird aber schon an dem geistigen „Es" genug haben, und wenn er um sich blickt, wenig Tröstliches erblicken. Denn es ist Thatsache, daß der Mann noch nicht daran denkt, das Beispiel des getretenen Wurmes nachzuahmen, ja, anstatt sich zu krümmen, zu weiterer Mißhandlung einladet. Leute, die vorgeben, etwas zu wissen und Patrioten zu sein, Zeitungen, die sich Weltblätter nennen und glauben machen wollen, daß sie die Weisheit mit Löffeln gegessen haben, predigen fortwährend, daß „der Frau" noch mehr „Chancen" gegeben werden, daß ihr eine noch bessere Erziehung zu Theil werden und sie in noch höherem Maße als bisher befähigt werden müsse, sich ihr Brot zu verdienen und gleich gute Bezahlung wie die Männer zu verlangen. Wo soll das hin? Heißt das nicht den Ast absägen, auf dem wir allesammt sitzen?, heißt das nicht muthwillig hinarbeiten auf die Zerstörung des vollkommen entwickelten Weibes — des Besten und Schönsten, dessen Dasein uns das Leben lebenswerth macht? Squaw-gleiche Wesen ohne jeglichen Reiz und Anziehungskraft, oder Arbeiterinnen, den Arbeitsbienen glei— — entsetzliche Aussicht! Man lasse uns doch die niedlichen Käfer, die süßen holden Mädchen, die lieben, theuren Frauen, die uns heute erfreuen, und erhalte ihre Art den Enkeln — mit dem „Es" der Thierwelt ist's genug. Man sorge für die Erhaltung des anderen „Es," das jetzt eine erfreuliche Rolle spielt: Er, Sie Es — das Baby; oder in richtiger Reihenfolge: Es, Sie, Er. — —

Deutsche Kabellinien um die Erde.

Die im vorigen Jahre eröffnete Kabelverbindung zwischen Deutschland und den Ver. Staaten hat sich in jeder Weise bewährt und wird bereits so vielfach benutzt, daß die kostspielige Anlage sich heute schon bezahlt macht, ganz abgesehen von den Vortheilen, welche die direkte Verbindung in geschäftlicher wie politischer Hinsicht mit sich bringt. Es ist deshalb begreiflich, daß die leitenden Kreise Deutschlands hinsichtlich neuer, umfangreicher Kabellegungen sich mit weit ausgreifenden Plänen tragen und man darf auch annehmen, daß diese Pläne sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit verwirklichen werden. Der Kaiser interessirt sich lebhaft für alle diesbezüglichen Projekte und auch die Handelswelt sucht dieselben in jeder Weise zu fördern. Eine in den Niederlanden erscheinende deutsche Zeitung brachte in Bezug auf die vorliegenden Pläne die folgende Mittheilung: Deutschland wolle im Einvernehmen mit der niederländischen Regierung ein Kabel legen, das Niederländisch-Indien berühren und die Niederlande in dieser Hinsicht vom englischen Einfluß unabhängig machen werde. Geplant sei eine Stammlinie nach Schanghai mit Abzweigungen nach dem Norden (Kiautschau), Osten (Japan und Amerika) und Süden (Indischer Archipel). Diese südliche Linie solle nicht nur nach Niederländisch-Indien, sondern auch nach den Karolinen-Inseln und nach Deutsch-Neuguinea führen und zwar in der Weise, daß das Kabel zuerst nach den Karolinen-Inseln und von da, ohne eine englische Besitzung zu berühren, durch Niederländisch-Indien geleitet werde. Dieser die niederländischen Besitzungen durchziehende Theil des Kabels solle von den Niederlanden hergestellt werden, während Deutschland die übrigen Theile lege. Auf Deutschland werde auch die Linie entfallen, die von den Molukken aus eine Verbindung mit Deutsch-Neuguinea ermögliche.

Das „Berl. Tageblatt" bemerkt dazu: Die eine Hälfte dieser Angaben ist nicht neu, und die andere klingt nicht unwahrscheinlich. Ein deutsches Kabel Kiautschau—Schanghai wird in einigen Monaten vorhanden sein. Daß später von Schanghai aus Verbindungen mit Japan und Amerika angestrebt werden, versteht sich von selbst. Schon vor geraumer Zeit wurde offiziös auf die Nothwendigkeit deutscher Kabelverbindungen im Großen Ozean und der Südsee hingewiesen. Auch hieß es damals schon, daß im Reichsmarineamt ein Nachtragsetat vorbereitet werde, durch den die Mittel für ein Kabel gefordert werden sollen, das sich an die von den Vereinigten Staaten nach den Philippinen geplante Kabelleitung anschließen werde. Dazu kommt, daß auch Japan die Anlage von Kabeln plant, welche dieses Inselreich mit den Philippinen und mit der Westküste Nordamerikas verbinden sollen. Das ist der bekannte Theil der Mittheilungen des niederländischen Blattes.

Was den anderen betrifft, so ist es durchaus erklärlich, wenn die Niederlande für den Nachrichtendienst der ihnen gehörenden Sunda-Inseln sich eine gewisse Unabhängigkeit sichern wollen, denn gegenwärtig sind sie, soweit der telegraphische Verkehr in Betracht kommt, vollständig von englischen Gesellschaften abhängig. Von Madras aus führen zwei Kabel nach dem an der Malakkastraße gelegenen Penang, und von da führt ein Kabel hinüber nach dem Norden von Sumatra. Der südliche Theil dieser Insel ist durch ein Kabel mit der Westküste von Java verbunden, das außerdem durch zwei Kabel, das eine mündet an Javas Westküste, das andere an seiner Ostküste, mit Singapore in Verbindung steht. Von Javas Ostküste gehen vier Kabel weiter. Das eine stellt die Verbindung mit Makassar auf Celebes her. Zwei andere führen nach Port Darwin im Norden Australiens, und das vierte geht nach Broome in Westaustralien. Von Singapore führt endlich ein Kabel nach dem an der Nordwestküste Borneos gelegenen Labuan, das andererseits auch mit Hongkong verbunden ist. Alle diese Kabel sind englischer Besitz. Was das heißen will, welcher Streiche englische Kabelgesellschaften fähig sind, hat man im Laufe der Zeiten sattsam erfahren.

Im Jahre 1888 sandte der Gouverneur des Kongostaates über die Stanley'sche Emin Pascha-Expedition ein ein Telegramm an den König der Belgier. Die Depesche ging über das an der Westküste Afrikas gelegene San Thome. Dort nahmen die Engländer von der Nachricht Kenntniß, übermittelten sie an die Londoner Zeitungen und ließen sie dann erst an den rechtmäßigen Empfänger weitergehen. Daß die Blätter der englischen Metropole mit vielen Nachrichten zuerst aufwarten können, ist unter solchen Umständen kein Kunststück! Wie oft mögen im Verlaufe der gegenwärtigen chinesischen Wirren die englischen Kabelgesellschaften dafür gesorgt haben, daß ihren lieben Mitbürgern die Nachrichten früher zugingen, als den übrigen Erdenbürgern! Dem „Berliner Tageblatt" selbst ist kürzlich auf dieselbe Art mitgespielt worden. Ein Telegramm seines auf dem chinesischen Kriegsschauplatz weilenden Spezialkorrespondenten hatten die Engländer Tag und Nacht liegen lassen, damit London wieder einmal in die Lage kam, mit Beziehung auf wichtige Nachrichten die Vorsehung von Berlin zu spielen. Ein solches Verfahren, das den einfachsten Begriffen von Anstand und Ehrlichkeit Hohn spricht, ist unerträglich. Die gleiche Auffassung wie in Deutschland dürfte in den Niederlanden herrschen. Kein Wunder also, wenn man auch dort nicht ausschließlich auf die englischen Kabel angewiesen sein will!

Vor einiger Zeit schon hieß es, daß eine holländische Gesellschaft beabsichtige, zwischen Batavia und Saigon ein neues Kabel zu legen. Das für Niederländisch-Indien bestimmte, im Verein mit Deutschland zu legende Kabel soll von den Natunas-Inseln, die im Nordwesten von Borneo liegen, nach dem zinnreichen Billiton und von da nach Palembang auf Sumatra führen. Von Palembang soll es weiter nach Batavia und von da nach Makassar und Amboina gehen. Die Natunas-Inseln sollen von Deutschland mit den Karolinen, und Amboina soll, wie schon erwähnt, mit Deutsch-Neu-Guinea verbunden werden. Eine derartige Verbindung der deutschen Kabel mit dem niederländischen würde sich empfehlen, weil dadurch den deutschen Kabeln eine gewisse Ertragsfähigkeit sicher wäre, denn von den Karolinen und Deutsch-Neu-Guinea allein kann ein Kabel sein Dasein nicht bestreiten.

Immerhin wird der Kostenpunkt Schwierigkeiten machen, wenn er auch das zeitgemäße Projekt kaum lange wird hinauszögern können. Vermuthlich wird die deutsche Regierung die Legung der Linien Privatgesellschaften überlassen und diesen Subsidien zahlen. Für solche Zwecke stehen Fonds zur Verfügung. Der Staatssekretär von Podbielski hat bereits angedeutet, daß eine jährliche Erhöhung des Marineetats um etwa 300,000 Mark zu empfehlen sei, so daß im Jahre 1920 der Höchstbetrag von 6 Millionen erreicht würde. Damit würde es möglich sein, dem deutschen Kabelnetze eine Ausdehnung zu geben, die den Anforderungen des Handels und Verkehrs sowie den Zwecken der Kriegsmarine und der Kolonialbesitzungen gerecht würde.

Der Anschlag ist gering; sollten die Auslagen aber auch um ein Erkleckliches darüber hinausgehen, würde sich die baldige Ausführung des Projektes doch empfehlen, um das Reich auch in Bezug auf den Nachrichtendienst von seinem englischen Rivalen unabhängig zu machen. Die übrigen Länder würden davon auch bedeutende Vortheile haben, denn auch sie sind des englischen Kabel-Monopols herzlich satt.

Lokalbericht.

(Für die „Sonntagpost.")

Die Woche im Grundeigenthums-Markte.

Der erste Monatsabschluß im gegenwärtigen Jahre ist entschieden ungünstig, soweit registrirte Verkäufe in Betracht kommen. In der That, das Geschäft war von geringerem Umfange, als das irgend eines anderen ersten Monats innerhalb der letzten zehn Jahre. Dagegen sind die das Baugeschäft betreffenden Zahlen äußerst zufriedenstellend, nicht allein weil sie ein besseres Ergebniß zeigen als irgend ein anderer Januar seit 1894, sondern auch weil eine lebhafte Bauthätigkeit, wenn sie von angemessener Dauer ist, naturgemäß von günstigem Einfluß auf das Grundeigenthums-Geschäft ist. Die betreffenden Statistiken für den verflossenen Monat sind:

Registrirte Verkäufe.

	Zahl	Betrag		Zahl	Betrag
1901	1653	$3,993,984	1896	2070	$9,958,109
1900	1515	[illegible]	1895	2264	10,231,286
1899	1469	[illegible]	1894	3169	11,290,640
1898	1711	9,338,779	1893	2023	12,326,551
1897	1689	7,287,632	1892	1947	10,554,841

Gerichtliche Verkäufe.

	Gesammtzahl Zahl	Betrag	Bauvereine Zahl	Betrag
1901	172	$1,076,481	8	$10,719
1900	201	622,749	12	34,624
1899	277	1,326,004	21	37,332
1898	269	1,960,720	30	83,426
1897	160	485,225	32	63,282
1896	164	655,468	23	65,564
1895	144	537,636	14	36,501
1894	109	646,834	17	43,711
1893	99	383,305	14	38,503

Registrirte Hypotheken.

	Zahl	Betrag
1901	921	$10,337,179
1900	928	4,030,355
1899	893	5,147,076
1898	1030	7,527,780
1897	1148	27,851,918

Neue Gebäude.

Stadttheil	Zahl	Kosten		Zahl	Kosten
Südseite	94	$1,011,551			
Südwestseite	51	302,250			
Nordseite	74	390,410			
Nordwestseite	64	180,500			
Zusammen	283	$1,884,675			
1900	166	$852,730	1894	740	$2,453,200
1899	212	1,081,065	1893	466	3,564,550
1898	250	1,413,910	1892	507	1,883,500
1897	217	1,479,300	1891	759	1,887,300
1896	468	1,485,200	1890	573	1,310,800
1895	341	1,301,640			

In Betreff der gerichtlichen Verkäufe hält die günstige Lage, welche die fortwährend abnehmende Zahl der Liquidationen andeutet, auch in diesem Jahre an. Wenn die Gesammtsumme für den verflossenen Monat das Resultat anderer Monate bedeutend überschreitet, so ist doch die Zahl der Zwangsverkäufe geringer gewesen. Die Zunahme im Betrag ist den Verkäufen des Keith'schen Getreidespeichers, mit $168,000, und des Fort Dearborn-Gebäudes, mit $326,409 zuzuschreiben.

Die verflossene Woche brachte kein Leben in das Geschäft. Zwar ist die Liste der registrirten Verkäufe ziemlich lang, aber eine Durchsicht derselben zeigt, daß eine große Zahl der Abschlüsse Tauschgeschäfte waren, und an bedeutenderen Verkäufen war vollständiger Mangel. Zahl und Betrag der registrirten Verkäufe waren:

	Zahl	Betrag
Letzte Woche	367	$1,210,250
Vorhergehende Woche	355	1,397,737
Entsprechende Woche von 1900	328	1,421,187
Entsprechende Woche von 1899	344	8,063,291
Entsprechende Woche von 1898	361	1,488,276
Entsprechende Woche von 1897	369	6,179,054
Entsprechende Woche von 1896	431	1,889,427

Das dreistöckige Flatgebäude 5116—5118 Indiana Ave., mit 50 bei 171 Fuß, wurde von Alfred Bury an Wm. H. DeWolf für $35,000 verkauft.

John P. Melin verkaufte an Jas. B. Tuthill das dreistöckige Store und Flatgebäude 711—713 West 61. Str., mit 51 bei 132 Fuß, für $24,700.

Das Fabrik-Grundstück 57—59 Jefferson Str., 40 bei 150 Fuß, mit dreistöckigem Gebäude, wurde von John Jaques an Dr. Robert D. Sheppard für $22,000 verkauft.

Der Homewood Country Club überschrieb sein Eigenthum von 180 Acres in Bloom Township für $32,000 an die Homewood Association, eine Gesellschaft, die gegründet wurde, um den Bau eines eleganten Klubhauses auszuführen.

In einem Tauschgeschäft überschrieb Fred K. Howard an Lincoln McCoy die Flatliegenschaft mit 46 bei 100 Fuß an 43. Str., nahe Indiana Ave., für $30,000, mit $15,000 belastet, und übernahm als Theilzahlung die Liegenschaft an der Nordostecke von 43. Str. und St. Lawrence Ave., 42 bei 125 Fuß, für $20,000, mit $10,000 belastet.

Von dem „gemachten Land" an der Lake Shore Drive-Abtheilung verkaufte Gustave Wilke an Samuel E. Bradt 150 bei 109 Fuß an der Südwest-Ecke von Delaware und DeWitt Courts für $17,500. Von dem Kaufgelde wurden $10,000 für drei Jahre zu 5 Proz. durch Hypothek sicher gestellt.

Im Wege des Zwangsverfahrens erwarb Francis Wilson 37 Baustellen an Thomas und N. Rockwell Str. für $21,090, und Edward J. Bartelme 116 bei 150 Fuß an der Südwest Ecke von Halsted Str. und 37. Place für $15,000.

Die Vergrößerung des Hartford-Gebäudes an der Südwest-Ecke von Madison und Dearborn Str., durch die Hinzuziehung der Baustelle 100—102 Madison Str., 45 bei 100 Fuß, ist nunmehr gesichert, nachdem ein Konsortium sich bereit erklärt hat, die Bau-Pfandscheine zum Betrage von $200,000 für zehn Jahre zu 6 Proz. zu übernehmen. Das Madison Str.-Grundstück wurde vor zwei Jahren von Frau Elizabeth Ware für $240,000 gekauft, und wird nun für 90 Jahre an die Hartford Deposit Co. zu $12,000 per Jahr in Grundpacht gegeben, so daß es also einen Reinertrag von 5 Proz. erzielt.

Interessant ist eine Liste von Verkäufen von feinen Wohnhaus-Liegenschaften, welche folgende einschließt: Dreistöckiges Steinfront Haus mit Stallung und 25 bei 143 Fuß, 3431 Michigan Boul., $32,500; dreistöckiges Steinfront Haus mit Stallung 50 bei 143 Fuß, 3223 Michigan Boul., $45,000; dreistöckiges Steinfront Haus mit 50 bei 143 Fuß, 3229 Michigan Boul., $45,000; dreistöckiges Steinfront Haus an der Nordost-Ecke von Rush Str. und Bellevue Place, mit unregelmäßigem Bauplatz, $27,500, vertauscht für denselben Betrag gegen zweistöckiges Haus mit 158 bei 88 Fuß an der Nordost-Ecke von Hawthorne Place und Evanston Ave.

Grommes & Ullrich haben die Liegenschaft 177—181 Illinois Str., 80 bei 100 Fuß, mit vierstöckigem Geschäftshaus, für $28,000 gekauft. Das Gebäude soll in einen Zollspeicher für das Importgeschäft der Firma umgebaut werden.

* * *

Auch im Hypothekenmarkte herrschte während der Woche nur wenig Leben. Die vergleichenden Zahlen von Anzahl und Betrag der registrirten Pfandbriefe sind:

	Zahl	Betrag
Letzte Woche	237	$17,440,519
Vorhergehende Woche	226	1,007,908
1900	251	1,066,330
1899	226	11,394,984
1898	251	1,692,513
1897	278	3,927,625

Der bedeutende Zuwuchs im Betrage der letzten Woche wurde durch die Registrirung von $16,500,000 Pfandbriefen für 50 Jahre zu 4 Proz. der Grand Trunk Western Eisenbahn (der früheren Chicago & Grand Trunk-Bahn) veranlaßt.

Auswärtige Versicherungs-Gesellschaften sind unter den wichtigsten Verleihern im Chicago Grundeigenthums-Markte, doch klagen deren Finanzagenten, daß das Geschäft durch mehr Angebot von Geld als Nachfrage nach demselben gedrückt wird. Die Connecticut machte eine Anleihe von $80,000 für acht Jahre zu 5 Proz., auf den Alton Getreidespeicher, mit 300 bei 400 Fuß an der Südwest-Ecke von 22. und Grove Str.

Die Berkshire machte eine Anleihe von $35,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 100 bei 160 Fuß an der Nordost-Ecke von Prairie Ave. und 41. Str., und eine von $12,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 50 bei 171 Fuß an Indiana Ave., nahe 51. Str.

Die Penn Mutual machte eine Anleihe von $12,000 für fünf Jahre zu 6 Proz. auf 40 bei 110 Fuß an North Peoria Str., nahe Carroll Ave., mit zweistöckigem Fabrikgebäude.

(Fortsetzung auf der 5. Seite.)

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unsere geliebte Gattin und Mutter

Emma Stock

29 Jahre alt, plötzlich gestorben ist. Die Beerdigung findet statt am Montag, um 1 Uhr Nachmittags, vom Trauerhause, 937 West 18. Straße, nach dem Concordia-Friedhof. Die trauernden Hinterbliebenen:

Theo. Stock, Gatte.
Liddie und Eddy Stock, Kinder.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß mein vielgeliebter Gatte

Adolph Topel

am Samstag, den 2. Februar, Morgens um 2 Uhr, im Alter von 44 Jahren sanft entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Dienstag, den 5. Febr., um 1 Uhr Nachmittags, vom Trauerhause, Nr. 1252 Süd 41. Ave., nach dem Waldheim-Friedhofe. Um stille Theilnahme bitten die tiefbetrübte Gattin:

Katie Topel, geb. Simmen.
Ida, Charlie, Conrad und Tillie, Kinder.
Marthe Simmen, Schwiegermutter.
Amelia Schwarz, Schwägerin.

Gott, welcher Schmerz trifft unser Herz,
Wie groß ist unser Leiden!
Da seh'n wir den Geliebten hier
Aus unser'n Armen scheiden.
Von Sorg' und Müh' war spät und früh
Sein Herz für uns umfangen;
Uns zu erzieh'n nach Jesu Sinn,
War immer sein Verlangen.
Zu jeder Zeit war er bereit
Uns Friede zu bereiten.
Doch nun ruht er von Sorgen aus
Und schläft für alle Zeiten.

Die betrübten Hinterbliebenen.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß mein vielgeliebter Gatte

Theo. Adams, jur.

im Alter von 43 Jahren sanft im Herrn entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Dienstag um 9:30 Uhr, vom Trauerhause, 355 Cleveland Ave., nach der St. Michaels-Kirche und von da nach dem St. Bonifacius-Friedhof. Um stille Theilnahme bitten die trauernden Hinterbliebenen:

Katharina Adams, geb. Miller, Gattin.
Theo. und Barbara Adams, Eltern.
nebst Geschwistern.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten zur Nachricht, daß mein lieber Gatte und unser Vater

Karl Engel

am Freitag, den 1. Februar, im Alter von 69 Jahren und 2 Monaten gestorben ist. Die Beerdigung findet statt am Montag, den 4. Februar, um 11 Uhr, vom Trauerhause, 2713 Emerald Ave., nach Waldheim.

Mrs. E. Engel, Gattin.
Mrs. E. Luckel, Mrs. A. Hodgson, Töchter. sa,so

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß mein lieber Gatte

Louis Schaefer

im Alter von 45 Jahren und 1 Tag nach schwerem Leiden sanft entschlafen ist. Die Beerdigung findet am Dienstag, den 5. Februar, Nachmittags 1 Uhr, vom Trauerhause, 787 N. Western Ave., aus nach Waldheim statt. Um stille Theilnahme bittet die trauernde Wittwe:

Marie Schaefer
nebst Schwester und Schwager. fomo

Gestorben: Louis W. Binz, im Alter von 27 Jahren und 10 Monaten. Die Beerdigung findet statt vom Trauerhause seines Bruders, 375 Washburne Ave., am Sonntag, den 3. Februar, um 1 Uhr, nach Graceland.—Denver, Colo., Zeitungen wollen gefälligst kopiren.

Danksagung.

Für die vielen Beweise herzlicher Theilnahme, besonders für die reichlichen Blumenspenden beim Begräbnisse unseres unvergeßlichen Gatten und Vaters

August Patzke

sprechen wir allen Verwandten, Freunden und Bekannten hierdurch unseren herzlichsten Dank aus, insbesondere den Beamten und Mitgliedern der Eintracht-Loge Nr. 531, J. O. O. F., des Gambrinus-Unterstützungs-Vereins, der New Teutonia Loge Nr. 1952, K. & L. of H., und der Hedwig Rebecca Loge Nr. 249. Die tieftrauernde Wittwe:

Friedericke Patzke, nebst Kindern.

Lokalbericht.

Die Woche im Grundeigenthums-Markt.

(Fortsetzung von der 4. Seite.)

Unter den bedeutenderen Bauanleihen waren: $15,000 für fünf Jahre zu 6 Proz., auf 100 bei 80 Fuß an der Nordost-Ecke von N. Robey Str. und Wabansia Av.; $20,000 für fünf Jahre zu 6 Proz., auf 55 bei 164 Fuß an der Nordwest-Ecke von Arlington Str. und Leland Ave., und $28,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 100 bei 161 Fuß an Indiana Ave., nahe 46. Str., wo ein $50,000 kostendes Flatgebäude im Bau begriffen ist.

Sonstige erwähnenswerthe Anleihen waren: $12,000 für drei Jahre zu 5 Proz., auf 25 bei 110 Fuß an Astor Str., nahe Burton Place; $25,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 44 bei 100 Fuß an der Nordwest-Ecke von Michigan und N. State Str., mit dreistöckigem Geschäftsgebäude; $10,800 für fünf Jahre zu 6 Proz., und $10,000 für fünf Jahre zu 5½ Proz., auf 500 bei 302 Fuß an Argyle Str., nahe Sheridan Road, kürzlich für $23,000 gekauft; $23,000 für fünf Jahre zu 5½ Proz., auf 50 bei 197 Fuß an Oakdale, nahe der Waubun Ave.; $10,000 für drei Jahre zu 5 Proz., auf 50 bei 123 Fuß an Vincennes Ave., nahe 46. Str.; $10,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 96 bei 124 Fuß an der Südwest-Ecke von West 12. und Lincoln Str.; $12,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf die Liegenschaft 167—169 Eugenie Str., 36 bei 150 Fuß, nahe Wells Str.; $10,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 50 bei 150 Fuß an N. Clark Str., nahe York Place; $15,000 für vier Jahre zu 6 Proz., auf 54 Baustellen in Yerkes' Abtheilung, Cornelia Str. und Belmont Ave.

* * *

Die einzige erfreuliche Phase im Grundeigenthums-Markte ist, wie schon gesagt, die lebhafte Bauthätigkeit. Zahl und Kosten der Neubauten, für welche im Laufe der Woche Bauerlaubnißscheine ausgestellt wurden, waren nach Stadttheilen:

Südseite	29	$295,165
Südwestseite	6	27,400
Nordseite	16	98,900
Nordwestseite	11	31,100
Zusammen	62	$452,565
Vorhergehende Woche	59	296,250
Entsprechende Woche von 1900	24	165,950
Entsprechende Woche von 1899	34	191,900
Entsprechende Woche von 1898	25	97,500
Entsprechende Woche von 1897	56	220,900
Entsprechende Woche von 1896	106	250,830

Unter den projektirten Neubauten steht obenan der siebenstöckige Anbau, 100 bei 100 Fuß, zu dem LakesidePreß Gebäude an Plymouth Place, nahe Polk Str., welcher $100,000 kosten wird. Andere Geschäftsbauten sind: Dreistöckige Fabrik, 500 bei 69 Fuß, an der Südost-Ecke von West 21. und Rockwell Str., für die Findeisen & Kropf Co., $50,000; vierstöckiger Anbau, 75 bei 75 Fuß, an die Anlage der Foley & Williams Co., 233—239 46. Str., $18,000; Lagerhaus für James B. Clow & Sons an Western Ave., nahe West 24. Str., $50,000; zweistöckige Fabrik, 125 bei 60 Fuß, an der Südost-Ecke von 27. Str. und Fifth Ave., für Wm. WallaceBlair, $16,000.

SonstigeNeubauten, für welche während der Woche Kontrakte vergeben wurden, sind: DreistöckigesApartmenthaus, 150 bei 70 Fuß, Nordost-Ecke von Washington Boul. und 49. Ave., $52,000; dreistöckiges Apartmenthaus, 50 bei 60 Fuß, 6020—6022 Calumet Ave., $20,000; zweistöckiges Wohnhaus, 33 bei 70 Fuß, 1822 Arlington Place, für Dr. Charles W. Swank, $42,000; Kirche und Schule für die Providence of God-Gemeinde, 169—177 West 18. Str., $15,000; sieben zweistöckige Wohnhäuser, 1206—1220 Ainslee Str., nahe Evanston Ave., $28,000; zwei zweistöckigeFlatgebäude, 44 bei 53 Fuß, 106—108 51. Court, $10,000; dreistöckiges Apartmenthaus, 42 bei 65 Fuß, 230—232 40. Str., $18,000.

Wieder daheim.

Dr. F. Ziegfeld, Begründer und Leiter des Chicago Musical College, ist vor wenigen Tagen von seiner letzten Europareise wieder heimgekehrt. Diesmal hat Herr Ziegfeld das Musikleben in den größeren Städten Spaniens studirt und sich auch ein Stiergefecht angesehen, von dessen Verlauf er aber nicht sehr erbaut war. Gestern Abend wurde ihm zu Ehren von dem aus Mitgliedern der Lehrerschaft der Musikschule bestehenden „Ziegfeld-Klub" im Speisesaal des Union-Hotels ein Bankett veranstaltet, bei welchem es auch an musikalischen Genüssen nicht fehlte. Ansprachen wurden gehalten und, wo die Worte zur Begrüßung des beliebten Vorstehers von Chicagos ältester und größter Musikschule nicht ausreichten, wurden musikalische Vorträge dargeboten von Hofkapellmeister Carl Ziegfeld, General-Musik-Direktor R. Ganz, vom K. und K. Hofschauspieler Conway, Kammersänger d'Arnalle, K. und K. Oberleutnant Tipton, Hofpianist L. Rosenfeld, Hofkapellmeister Falk, von Professor Dr. W. K. Ziegfeld und Geheimrath Knüpfer.

Reklamiren gestohlenes Gut.

Ein Theil der in einem Trödlerladen an Clark Straße beschlagnahmten gestohlenen Waaren ist bereits von den rechtmäßigen Eigenthümern identifizirt und reklamirt worden, u. A. von J. H. Ferry, No. 363 W. 63. Str. — ein neuer Ueberzieher und ein Paar Diamantknöpfe im Werthe von $150; von F. F. McKee, dem Besitzer eines an 63. Straße und Wentworth Avenue gelegenen Futtergeschäfts, zwei Pferdegeschirre und mehrere Pferdedecken, und von D. D. Fulton, No. 334 62. Straße, ein silberbeschlagenes Pferdegeschirr und andere Werthsachen. Eine große Menge gestohlener Gegenstände harrt aber noch ihrer Identifizirung.

Für Musikfreunde.

Die „Interview"-Plage.—Das Symphonie-Orchester geht auf Reisen. — Max Heinrichs Liederkonzert.—Allerlei Neuigkeiten.

Die große Schauspielerin Sarah Bernhardt ist bekanntlich auch eine große Reklameheldin. Diese Schwäche der berühmten Tragödin haben während ihres Chicagoer Aufenthaltes die hiesigen „Interviewer" gründlich ausgenutzt. Täglich warteten sie ihren Lesern in hiesigen englischen Zeitungen—besonders ein englisches Bilderbogenblatt leistete darin Großartiges — mit ellenlangen Beschreibungen der Toiletten der „Divine Sara" auf, mit mehr oder minder wahrscheinlichen Betheuerungen der Künstlerin, wie sehr sie für die Amerikaner und ganz besonders für die Chicagoer schwärme, und erzählten mit einer Ausführlichkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, wie die Künstlerin hier wohnte, speiste, schlief, spazieren fuhr, fetirt wurde, „wie sie sich räuspert, wie sie spuckt und was sie ihr sonst noch abgeguckt". Diese Ausfragesucht griff beängstigend um sich. Andere hier weilende namhafte Künstler, wie Richard Mansfield und der Klaviervirtuos Gabrilowitsch, wurden von professionellen Interviewern in ihrer „stillen Klause" aufgesucht; mit der Ruhe dieser Künstler war es alsdann vorbei. Mansfield wußte sich diese Zudringlichen bald wieder vom Halse zu schaffen. Er erließ einfach in einer hiesigen einflußreichen englischen Zeitung eine Erklärung, daß er nicht länger das Opfer von „Cranks" sein und es sich nicht gefallen lassen wolle, sich über seine Person, sein Alter, die Menge und Farbe seines Haupthaares, über seine Frau, sein kleines Söhnchen und die Geheimnisse seines Familienlebens ausfragen zu lassen. Ueber seine Persönlichkeit als Künstler, also über die Summe seiner intellektuellen Fähigkeiten und über sein schauspielerisches Können, über seine Versuche, die amerikanische Bühne auf eine höhere künstlerische Stufe zu bringen, möge man getrost spaltenlange Abhandlungen veröffentlichen; seine Person hingegen sollte dem Chicagoer Publikum doch vollständig gleichgiltig sein. Mansfield beklagte sich bei dieser Gelegenheit auch über die Zudringlichkeit von Autographenjägern und von solchen Leuten, die Empfehlungen des Künstlers für Schönheitspflästerchen, für Modeartikel oder neue, ihm dedizirte Kompositionen erhaschen wollten.

Auch die ungeheure Ausdehnung der geselligen Beziehungen in der modernen Welt hat auf das Leben und Schaffen der Künstler, und zwar nicht nur der Schauspieler und Musiker, sondern auch derMaler und Bildhauer, ja selbst auch der berühmt gewordenen Schriftsteller, einen unheilsamen Einfluß ausgeübt. Früher — und dieses Früher liegt nicht sehr ferne—sah man in dem Künstler eine Art Klausner, dessen „stille Zelle" ebenso heilig und unverletzlich war, wie das Heim des Gelehrten. Man machte sich ein Gewissen daraus, ihn herauszureißen aus der Stille und gesammelten Stimmung, ohne welche die Erschaffung lebenskräftiger Werke, solcher Werke, welche der Zeit trotzen — jener „furchtbaren Richterin, welche nicht verschont, was ohne sie entsteht" — unmöglich ist. Heutzutage gehört der Künstler nicht mehr sich selbst. Sein persönliches, produktives Leben wird von vermeintlichen Pflichten gegen die Gesellschaft fast vollständig erstickt und dadurch entwerthet. Wenn man ausrechnet, wie viele Stunden werthvollen privaten Schaffens beispielsweise dem Musikkünstler verloren gehen, der von Veranstaltern von Gesellschaften nur zu dem Zweck eingeladen wird, damit er das Ansehen des Gesellschaftgebers in seinen Kreisen erhöhe, dann fragt man sich, wie der angeblich Gefeierte es wohl fertig bringt, diesen Zeitverlust an ernstem Schaffen wieder einzubringen. Es muß zugegeben werden, daß die moderne Gesellschaft, indem sie die Schranken fallen ließ, mit denen früher Geringschätzung viel mehr noch als verständnißvolle Zurückhaltung besonders den Bühnenkünstler lange umgeben hatte, ihm jetzt einen Schaden zufügt, den keinen der Reize, welche das moderne gesellschaftliche Leben darbietet, aufzuwiegen im Stande ist. Man kann sich nicht vorstellen, wie unberechenbar die Zahl indiskreter Zumuthungen und Bittstellungen ist, mit denen der Künstler, der es zu einemNamen in derKunstwelt gebracht hat, täglich bestürmt wird. Alles, was in Chicago existirt an Klavierspielern, Geigern, Sängern, Komponisten, Musiklehrern, Malern, Bildhauern wird von Bittstellern um ihre Mitwirkung bei privaten oder Wohlthätigkeits-Festlichkeiten und von Trägern von Empfehlungsschreiben, denen die Empfänger schwerlich den erbetenen Dienst verweigern können, so häufig heimgesucht, daß man es den Betreffenden wirklich nicht verargen kann, wenn ihnen schließlich der Geduldsfaden reißt und sie sich so viel wie möglich aus der Oeffentlichkeit zurückziehen. Der unsterbliche französische Lustspieldichter Molière, welcher alle Verkehrtheiten des menschlichen Lebens seiner Zeit mit tiefem Blick erforscht und in seinen Werken mit sicherer Hand gezeichnet hat, richtete über diesen Gegenstand an den französischen Minister Colbert einst Worte der höchsten Weisheit und der gesundesten Philosophie, indem er ihm schrieb: „Besuche und Studium ist im Wesen zweierlei. Wer sich dem Hof ergibt, ist für die Kunst nicht frei; zersplitterterweise nur schwer Vollendung schaffen kann. Soll das Genie gedeihen, so brauchts den ganzen Mann." Diese Worte sollten sich Diejenigen merken, und ihre Zahl ist eine überraschend große, welche, sobald ein berühmter Künstler in Chicagos Mauern eingezogen ist, dessen Heim umlagern, um ihn mit tausenderlei Anforderungen zu belästigen, welche, wie sie behaupten, die moderne Gesellschaft an ihn zu stellen berechtigt ist.

* * *

Das dritte Programm der Beethovenkonzerte wurde gestern Abend, wie auch vorgestern Nachmittag, durch Theodor Thomas und seine wackeren Musiker zu tiefeindrucksvoller Wirkung gebracht. Nach der Pastoral-Symphonie wurde Herrn Thomas in der Matinee von der überaus zahlreichen Besucherschaft eine begeisterte Ovation bereitet. Er mochte wollen oder nicht — so lange klatschte man sich fast die Hände wund, bis er sich wieder auf der Bühne vor seinen begeisterten Hörern blicken ließ, und dann gewann der Beifallssturm noch an Stärke und Ausdehnung. Einen großen künstlerischen Triumph feierte Frau Bloomfield-Zeisler mit ihrer ganz in Beethovenschem Sinne gehaltenen Ausführung des Klavierparts vom „Kaiser-Konzert." Der Dirigent, die Musiker und die Zuhörer waren begeistert von dem feinkünstlerischen Spiel unserer Chicagoer Klaviervirtuosin. Am Meisten und Anhaltendsten jubelten ihr aber die zahlreichen Damen im Parkett und auf dem ersten Balkon zu. Wohl an die fünfzehn Mal wurde die gefeierte Künstlerin hervorapplaudirt; diejenigen unter den Beifallsspenderinnen, welche erwartet hatten, Frau Zeisler würde sich für die von ihr wohlverdiente Ehrung mit einer Zugabe bedanken, sahen sich aber enttäuscht. Zuletzt trat die berühmte Pianistin Hand in Hand mit Theodor Thomas vor die begeisterte Hörermenge; weiteren Hervorrufen leistete sie nicht Folge. Und das war recht so. Durch die Bereitwilligkeit mancher Solisten, dem Verlangen der Hörer nach einer Zugabe Folge zu leisten, sind viele der Besucherinnen der Symphoniekonzerte so unvernünftig in ihren diesbezüglichenForderungen geworden, daß man schon im Interesse des mitwirkenden Künstlers eine endliche Abstellung dieses Applausunfuges herbeiwünschen möchte. Zudem gewöhnen sich die Betreffenden die Unart, weniger aus Begeisterung, als aus dem Verlangen nach dem Genusse weiterer Kunstleistungen zu applaudiren, immer mehr an, wenn ihnen nicht, wie am Freitag Nachmittag durch Frau Zeisler, Widerstand entgegengesetzt wird, und sie auf diese Weise an das Schicklichkeitsgefühl erinnert werden, das man auch dem Künstler gegenüber, den man ehren will, bewahren muß.

* * *

In dieser Woche wird das Symphonie-Orchester außerhalb von Chicago konzertiren. Die Daten der nächsten Konzerte im Auditorium sind auf Freitag Nachmittag, den 15., und Samstag Abend, den 16. Februar, festgesetzt worden. Alsdann wird, unter Mitwirkung des ersten Konzertmeisters L. Kramer nachstehendes Programm zur Durchführung gelangen:

Ouverture, „Macbeth", Opus 30 .... Lucas
Serenade, Opus 48 .... Tschaikowsky
Pezzo in Forma di Sonatina.
Walzer. Elegie. Finale (Tema Russo).
Für Streichorchester.
Konzert für Violine, Opus 20 .... Lalo
Andante; Allegro;
Andantino; Allegro con Fuoco.
Symphonie Nr. 2, C-Dur, Opus 61 ...... Schumann
Sostenuto Assai; Allegro ma non troppo;
Scherzo; Adagio Espressivo; Allegro
Molto Vivace.

* * *

Sein drittes und letztes Konzert in dieser Saison gibt der berühmte deutsche Liedersänger Max Heinrich, unterstützt von seiner reichbegabten Tochter, morgen Abend in der University-Halle des Studebaker-Gebäudes nach folgendem Programm:

„Litanei", „Der Atlas", „Nachtstück", „Gruppe aus dem Tartarus", „Der Erlkönig" .... Schubert
Max Heinrich.
„Alte Liebe", „Todessehnen", „Dort in den Weiden", „Bergliches Ständchen" .... Brahms
Frl. Julia Heinrich.
Die Duette „Der letzte Wunsch", „Der Abschied" .... Dvorak
Herr und Fräulein Heinrich.
„The Land of the Leal", „On the Way to Kew" .... Arthur Foote
„Allah", „Bedouin Love Song" .... Geo. Chadwick
Max Heinrich.
„Kinderwacht", „Ständchen", „Er ist's", „Röslein", „Der Sandmann" .... Schumann
Frl. Julia Heinrich.
Die Duette „Es weiß und räth' es doch Keiner", „Kein Feuer, keine Kohle" .... Henschel
Hr. und Frl. Heinrich.

* * *

„Cyrano de Bergerac," das von dem Chicagoer Grundeigenthumshändler u. Lustspielverfasser S. E. Groß theilweise als sein geistiges Eigenthum reklamirte Rostand'sche Bühnenwerk, hat den tüchtigen italienischen Komponisten Signor Puccini zu einer Oper begeistert. Das Textbuch befindet sich bereits in den Händen Puccinis, der sich als Verfasser der Opern „La Boheme" und „La Tosca" bereits einen geachteten Namen gemacht hat. Die neue Oper soll im Laufe des nächsten Winters in Neapel erstmalig gegeben werden.

* * *

Georg Gemünder, dem auch in hiesigen Musikerkreisen bestens bekannten Geigenbauer und feinsinnigen Kenner von Saiteninstrumenten, ist im viel gelesenen „Musical Courier" eine besondere Abtheilung eingeräumt worden, in welcher er seine Erfahrungen, die er bei der Beurtheilung werthvoller Geigen gesammelt hat, dem Lesepublikum dieser Musikzeitung zum Besten geben und dasselbe über den Schwindel aufklären soll, der neuerdings in diesem Lande mit dem Verkauf von alten Geigen getrieben wird. Einen zweiten derartigen „Ritter Georg," der nicht nur die Feder wie ein scharfgeschliffenes Schwert schneidig zu führen, sondern sich auch gegen die Angriffe seiner Feinde fest im Sattel zu halten versteht, hätte der Herausgeber des „Musical Courier" in diesem Lande kaum finden können.

* * *

Vor Kurzem ist hier eine neue, der Musik, dem Drama und der bildnerischen Kunst gewidmete Monatsschrift, „The Philharmonic" betitelt, erschienen, die, was Reichhaltigkeit und die Gediegenheit des Inhaltes, wie auch künstlerische Ausstattung betrifft, alles hier bisher derartig Gebotene weit überstrahlt. Die zahlreichen Illustrationen sind vortrefflich ausgeführt, die Kunstbeilagen — eine farbenschöne Reproduktion des Aquarells „Ein Tag im Juni" von St. John Lewis — ist ein koloristisches Meisterwerk. Besonders interessante Beiträge haben der berühmte amerikanische „Rip Van Winkle"-Darsteller, Jos. Jefferson, der namhafte Leipziger Musiktheoretiker S. Jadassohn, Estelka Gerster, die einst vielgefeierte Sängerin, jetzt Gesangslehrerin inBerlin, der hiesige Gesangslehrer Wm. Castle, der Komponist Felix Borowski, der Pianist und Komponist Ad. Brune, Hart Conway, Lehrer der Schauspielkunst, die Chicagoer Maler und Kunstschriftsteller Chas. Francis Brown und Ralph Clarkson und Dr. F. Ziegfeld geliefert. DerLetztere plaudert unterhaltend über die hauptsächlichen Ereignisse seiner Europareise, die er im Jahre 1872 im Auftrage des Festausschusses für das Bostoner „Friedens-Jubiläum" unternahm und über seine erfolgreichen Bemühungen, die drei damals anerkannt besten europäischen Militärkapellen — die Kapelle des Berliner Kaiser Franz Gardegrenadier-Regiments, die „Coldstream Grenadier Guard" von London, und die Kapelle der Pariser Republikanischen Garde — für jenes Fest zu gewinnen. Chas. W. Nixon, der langjährige, vielbewährte Theater- und Musikkritiker des „Inter-Ocean", ist der Redakteur, Wm. K. Ziegfeld, Geschäftsführer des „Chicago Musical College", ist der Herausgeber dieser neuen Monatsschrift, welche zu dem verhältnißmäßig erstaunlich billigen Preise von 15 Cents in allen Chicagoer Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsläden zu haben ist.

Für das Arbeiter-Sängerfest.

Die Festbehörde für das im Juli dieses Jahres hier stattfindende Sängerfest des „Arbeiter-Sängerbundes der Nordwestlichen Staaten" hat in ihrer letzten Versammlung die nachstehende Festordnung aufgestellt:

Am Samstag, den 6. Juli, Empfang der auswärtigen Sänger, und Kommers sämmtlicher zum Bunde gehörender Vereine in Brands Halle, Ecke N. Clark und Erie Str. — Sonntag, den 7. Juli, Morgens um 10 Uhr, Massenprobe, unter Leitung des Festdirigenten Ottomar Gerasch; um 12 Uhr Mittags, große Parade, wozu alle fortschrittlichen Vereine jeder Gattung eingeladen werden; um 3½ Uhr Nachm., großes Konzert in der Halle des ersten Regiments, 16. Str. und Wabash Ave.; nach dem Konzert solennes Ballfest. Der Eintrittspreis zur Festhalle beträgt an jenem Nachmittag 25 Cents die Person. — Am Montag, den 8. Juli, großes Volks- und Sommernachtsfest in Ogdens Grove. Die 3. Nummer der Festzeitung wird nach dem Bericht des Preß-Komites Mitte März erscheinen.

Nordseite-Turnhallen-Konzert.

Konzertmeister Karl Becker, vom Metropolitan-Orchester, und die Mezzosopranistin Frl. Helene McLemore werden in dem heute Nachmittag in der Nordseite-Turnhalle stattfindenden Konzert als Solisten mitwirken. Dirigent Karl Bunge hat das nachstehende Programm vorbereitet:

1. Marsch, „Zukotynski" .... Bunge
2. Ouverture, „Freischütz" .... Weber
3. Phantasie, „Traumvisionen" .... Lumbye
4. Ungarische Rhapsodie Nr. 2 .... Liszt
5. Ouverture, „Wilhelm Tell" .... Rossini
6. Gesang, „Berceuse" aus „Jocelyn" .... Godard
   Frl. Helene McLemore.
7. Walzer, „An der schönen blauenDonau", Strauß
8. Violin-Solo, „Scenes de la Czarda" ...... Hubay
   Solist: Karl Becker.
9. Konzertstück, „Erwachen des Löwen" ...... Kontsky
10. Walzer, „Lustige Brüder" .... Vollstedt
11. „The Tramp", eine Idylle aus dem Vagabundenleben .... Laurendeau
12. Galopp, „Sturm" .... Keler-Bela

Aufgeregt.

Aber sie überwand es.

Es bedarf manchmal Willenskraft, eine Gewohnheit aufzugeben, auch wenn es klar ist, daß die Gewohnheit die Gesundheit untergräbt.

Eine kleine Frau, die vom Kaffeegift krank war (und es gibt Tausende in gleicher Lage) schreibt: „Ich war fast zur Kaffee-Sklavin geworden, trank ihn bei jeder Mahlzeit und war dann so nervös und schwach, daß ich noch mehr Kaffee trank. Ich hatte sehr an Magen und Herzbeschwerden zu leiden.

Alles, was ich aß, verursachte mir Unbehagen. Es zeigten sich Säckchen unter meinen Augen und meine Hände und Füße waren schrecklich geschwollen. Ich wog nur noch 108 Pfund und siechte thatsächlich langsam dahin.

Ein Herr wandte sich ernstlich an meinen Gatten und mich, um mich zu veranlassen, Kaffee aufzugeben und Postum Food Kaffee zu trinken. Er überzeugte mich durch seine eigene Erfahrung und der Anderer, daß Kaffee wahrscheinlich die Ursache meines Leidens sei, so versuchten wir es dann mit Postum, aber zuerst schien er schal und geschmacklos, so daß ich fast entmuthigt war. Ich sah mir die Anweisung auf dem Packet an und fand, daß ich ihn nicht lange genug hatte kochen lassen, ich folgte dann der Anweisung genau und erhielt ein reiches klares Getränk von schönem Geschmack.

Ich fing an besser zu schlafen und war nicht mehr ganz so nervös, meine Magen- und Herzbeschwerden verschwanden langsam und natürlich als sich mein Zustand besserte, blieb ich bei Postum, und das war leicht, denn er schmeckte so gut. Jetzt, nachdem ich ihn ein Jahr getrunken, kann ich aufrichtig sagen, daß ich mich nie besser befand in meinem Leben, denn ich habe keineMagen-Beschwerden irgend welcher Art, schlafe gut, esse gut und wiege 127½ Pfund. Meine nervösen Kopfschmerzen sind verschwunden. Ich möchte Jedem rathen, der krank ist, den Kaffee aufzugeben und Postum Food Kaffee zu trinken, denn er wird sicherlich Heilung bringen." Mrs. Ella Kitching Salinas, Cal.

Trauer-Versammlungen

fanden gestern und finden heute hier zu Ehren Victorias statt.

In der St. James-Kathedrale, Ecke Caß und Huron Str., fand gestern Nachmittag unter zahlreicher Betheiligung bekannter Britisch-Amerikaner und eingeladener Würdenträger eine Trauerfeier zu Ehren der Königin Victoria statt, deren Leiche endlich in der Prinz Albert Kapelle bei Schloß Windsor beigesetzt worden ist. Die Gedächtnißrede wurde von Dr. Stone gehalten.

Am Abend fanden weitere Trauer-Versammlungen statt, unter den Auspizien des „Victorian Club" in der Open Church an 16. Str. und Wabash Ave., und, von der „Toronto Old Boys' Association" arrangirt, im Great Northern Hotel.

Heute wird des Ablebens der greisen Königin noch in zahlreichen Kirchen gedacht werden, und eine große öffentliche Versammlung wird am Nachmittag von den vereinigten britisch-amerikanischen Gesellschaften im Auditorium veranstaltet werden.

Phoenix-Frauenverein.

Aus dem früheren Veritas Council No.39 vom „Order of Chosen Friends" ist eine neue Frauen-Unterstützungs-Gesellschaft unter dem Namen „Phoenix-Frauenverein" hervorgegangen, die sich bereits unter den Gesetzen des Staates Illinois hat inkorporiren lassen. Der neue Verein zählt schon über 60 Mitglieder, versammelt sich jeden ersten und dritten Freitag im Monat in der Haendel Halle, 40. E. Randolph Str., und zahlt Kranken- sowie Sterbegelder. Die Beamten des Vereins sind: Präsidentin, Pauline Jensen; Vize-Präsidentin, Wilhelmine Wippo; Sekretärin, Elisabeth Klingenberg, 1557 Buckingham Place; Schatzmeisterin, Anna Hochstadt; Führerin, Lisette Neebe; Wache, Johanna Baum. Frauen, welche sich einem guten Kranken-Unterstützungs-Verein, der deutsche Geselligkeit pflegt, anschließen wollen, können Näheres durch die obengenannte Sekretärin erfahren.

Das Wetter im Januar.

Die Durchschnitts-Temperatur hat sich im vergangenen Monat auf 26 Grad gestellt und war hiernach um 2 Grad höher, als der seit 29 Jahren in Chicago für Januar ermittelte Durchschnitt. Das neue Jahr hielt bei einer Temperatur von 5 Grad unter Null seinen Einzug, ließ sich dann aber andauernd weit gelinder an; am 20. Jan. stieg die Temperatur zeitweilig sogar auf 54 Grad, und zwar unter dem Wehen eines Südwindes von 53 Meilen Geschwindigkeit per Stunde. Der feuchte Niederschlag betrug, obgleich wir 15 bewölkte und 6 „zum Theil bewölkte" Tage hatten, nur 1.15 Zoll, und ist um 0.97 Zoll hinter dem Januar-Durchschnitt zurückgeblieben.

Zum Besten der Boerensache.

Unter den Auspizien der Amerikanischen Transvaal-Liga wird übermorgen, Dienstag Abend in der Zentral-Musikhalle eine Versammlung stattfinden, in welcher Herkules D. Viljoen, ein Feld-Kornet des Boerenheeres und P. Louter Wessels, Spezialkommissär der südafrikanischen Republiken, über die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz und die gegenwärtige Lage in Süd-Afrika Bericht erstatten werden. Außerdem steht Herr Clarence S. Darrow mit einer Rede auf dem Programm. Eintritt, 25 und 50 Cents. Der etwaige Ueberschuß wird von der Transvaal-Liga zur Förderung ihrer Zwecke verwendet werden.

Konzert im „Rienzi".

In Gaschs Wintergarten, Ecke Diversey Boulevard und Evanston Ave., konzertirt heute — Nachmittags und Abends — das Linden'sche Orchester nach folgendem Programm:

1. Marsch, „The Dowager" .... Thatcher
2. Walzer, „Tausend und eine Nacht" .... Strauß
3. „Das erste Herzklopfen" .... Eilenberg
4. Ouverture, „Stradella" .... Flotow
5. Ouverture, „Broadway Types" .... Stahl
6. „Japonica" .... Stanford
7. Selektion, „Martha" .... Flotow
8. Walzer, „Den Wiener Schönen" .... Ziehrer
9. Selektion, „Carmen" .... Bizet
10. Serenade .... Titl
11. Selektion, „Der Bettelstudent" .... Millöcker
12. Marsch, „American Victory" .... Line

Geistig-gemüthliche Versammlung.

Eine weitere geistig-gemüthliche Unterhaltung unter den Auspizien des Chicago-Turnbezirks findet heute Abend in der Halle des Westseite-Turnvereins bei freiem Eintritt nach folgendem Programm statt:

1. Ouverture.
2. Ergebnisse des Kinderstudium-Departements der städtischen Schulbehörde.
3. Oehlert-Zitherklub.
4. Sopran-Solo .... Frau M. Laury
5. Goethes dramatische und epische Hauptwerke, ... Dr. Emanuel Schreiber
6. Quartett des Westseite-Turnvereins.
7. „Eine fidele Gerichtssitzung".
8. „Des Mädchens Traum" (Musik von Bumbke), mit lebenden Bildern und verbindendem Text.
9. „Meier und Beier", komisches Duett. (Henry Schau und Charles Keitel.)
10. „Die Kreuzfahrer", komische Pantomime mit 5 Todten und verbindender Deklamation. (C. Alvin.)

Der Anfang wurde auf 7½ Uhr festgesetzt. Nach der Unterhaltung Tanzkränzchen.

* Papst Leo XIII. hat zu Weihnachten das Gebot ausgehen lassen, daß die katholische Christenheit das Jahr 1901 als Jubeljahr begehen soll, und zwar durch rege Betheiligung an allen kirchlichen Veranstaltungen und am Gottesdienst im Allgemeinen in der Zeit vom 3. Februar bis zum 3. August. Denjenigen Gläubigen, welche während dieser Zeit an fünfzehn verschiedenen Tagen die Kirche je vier Mal besuchen, wird als Belohnung hierfür ein besonderer Sündenablaß zugesichert.

* Vor dem „Lake View Woman's Club", Nr. 1682 N. Clark Str., werden übermorgen, Dienstag, Nachmittag Frau Durgin und Frau Affeld erzählen, was sie in Florenz, bezw. in Athen gesehen und erlebt haben.

Die deutsch-amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

Diese Gesellschaft hat mit der Herausgabe der Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter einen großen Treffer gemacht. Dieselben finden allgemein Anerkennung und führen der Gesellschaft eine Menge von Mitgliedern zu. So haben sich in letzter Woche allein 26 Mitglieder aus Peoria gemeldet, und noch mehr sind von dort in Aussicht gestellt.

Indessen, wenn die Gesellschaft ihre Ziele erreichen soll, sind mehr Mitglieder dringend nothwendig, und da Erfahrung gelehrt hat, daß sehr Viele sehr gern beitreten möchten, aber nicht die Zeit finden, die dazu nöthigen Schritte zu thun, so hat die Gesellschaft beschlossen, ihnen entgegenzukommen. Hr. F. A. Harter hat es freundlichst übernommen, sie zu diesem Zwecke aufzusuchen. Es mag hier betont werden, daß ein jedes Mitglied alle Veröffentlichungen der Gesellschaft umsonst erhält, und daß der Jahresbeitrag nur $3.00 beträgt. Doch ist es einem Jeden unbenommen, durch größere Beiträge die Zwecke der Gesellschaft zu fördern.

Am 12. Februar, Lincolns Geburtstag, findet nun die erste Jahresversammlung der Gesellschaft statt, bei der der Vorstand auf recht zahlreichen Besuch rechnet. Das Programm wird später veröffentlicht werden. Leider soll sich die Hoffnung, Hrn. Carl Schurz in derselben begrüßen zu können, nicht erfüllen. Umstände verhindern ihn, die ihm gesandte Einladung anzunehmen. Da das Schreiben die Zwecke der Gesellschaft berührt, sei es hier mitgetheilt:

New York, 12. Januar 1901.

„Sehr geehrter Herr Bocke!

Haben Sie die Güte, dem Verwaltungsrath der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois meinen herzlichen Dank auszusprechen für die Ehre, die er mir durch die Einladung zu der ersten Stiftungsfeier der Gesellschaft erwiesen hat. Zu meinem größten Bedauern muß ich mir die Annahme dieser Einladung versagen, da mir die Umstände zu der Zeit Ihrer Feier eine Reise nach Chicago nicht erlauben.

„Die Bestrebung, der Ihre Gesellschaft sich widmet, ist eine sehr verdienstliche. Kein Kenner der amerikanischen Geschichtsschreibung wird leugnen können, daß die Bearbeitung des Einflusses, den das deutsche Element auf die politische sowohl wie die gesellschaftliche und die allgemeine Kultur-Entwickelung unseres neuen Vaterlandes ausgeübt hat, bisher im Ganzen viel zu wünschen übrig gelassen hat. Dies ist unzweifelhaft zum großen Theil dem Umstande zuzuschreiben, daß die Erforschung deutscher Geschichtsquellen dem Historiker, der mit der deutschen Sprache, deutscher Denkart und deutscher Sitte nicht vertraut ist, besondere Schwierigkeiten bietet. Daß ein Verein von Männern deutschen Blutes diese Erforschung in seinem Bereich unternommen hat, ist daher nicht allein für das Deutschthum Amerikas, sondern auch für die amerikanische Geschichtschreibung im Allgemeinen ein vielversprechendes Ereigniß.

„Indem ich Ihnen eine heitere Stiftungsfeier und eine ersprießliche Wirksamkeit wünsche, bin ich mit größter Hochachtung

Ihr sehr ergebener
C. Schurz,
Nr. 16 Ost 64. Str., New York."

„Verband deutscher Vereine".

Morgen, Montag, Abend findet in der Orpheus-Halle, No. 49 LaSalle Str., die monatliche Geschäfts-Versammlung des „Verbandes deutscher Vereine" statt, in welcher Angelegenheiten von großer Wichtigkeit zu besprechen sind. Auf der Tagesordnung stehen unter Anderem: „Die Normalschule", „Die Civic Federation" und „Die Vereinigung des Bundes deutscher Bürger mit dem Verband deutscher Vereine." Die Anwesenheit aller Delegaten ist dringend erwünscht.

Heiraths-Lizensen.

Folgende Heiraths-Lizensen wurden in der Office des County-Clerks ausgestellt:

John Stromberg, Hilma Peterson, 21, 18.
Fred. Hayner, Ella Freebury, 21, 18.
Daniel J. Henman, Lizzie Evoy, 24, 19.
Charles Roche, Josephine Klein, 31, 18.
Harry W. Overman, Ruth Muckel, 33, 21.
William L. Smith, Edna Perry, 28, 24.
Louis Capek, Annie Mathas, 24, 19.
William A. Sansom, Madge Murphy, 40, 34.
John B. Jennings, Anna L. Metzger, 30, 24.
Michael Hart, Mary Lynch, 39, 38.
Manuel A. Sanchez, Lilia Armijo, 26, 21.
Harry Bell, Alla Phillips, 23, 20.
Daniel J. Dalton, Harriet Dormus, 27, 20.
Mathew Lajaites, Maryanna Bernecke, 26, 22.
Lars W. Larson, Amalie Rundgren, 27, 27.
Ernst Neunhack, Friedericke Pramschufer, 49, 54.
Louis Hammann, Annie Engelhardt, 31, 32.
G. Smith Noble, Marcella Glenny, 28, 23.
John Korons, Lizzie Bleeck, 29, 29.
Edward Everett, Miabelle H. Wisdom, 21, 19.
Edward Curtin, Bella Myron, 29, 22.
Luigi Bacigalupo, Pia Bertolin, 28, 22.
James H. Mathews, Martha Hogson, 43, 33.
Friedrich Feldtmann, Bertha Heinig, 22, 22.
William J. MacDonald, Hattie Reddel, 28, 22.
William Koepp, Martha Kopplin, 27, 20.
Charles E. Compton, Jennie Trigg, 27, 26.
Josef Kozak, Elisabeth Bros, 45, 45.
Frank Smrz, Katarzyna Kabler, 26, 29.
Edwin J. Harcey, Dora B. Torut, 44, 32.
Augustin Belsan, Anna Zenda, 28, 24.
John S. Jackson, Louise Jackson, 57, 23.
John Skalla, Hedwig Rybarczek, 28, 25.
Paul Rosenfeld, Sara Hannenburg, 21, 18.
Herbert Lawrence, Dora Smeed, 28, 23.
Frank Stiechert, Mary Neumes, 25, 21.
Barney Barnstein, Lillie Greenwald, 22, 18.
Frank Janda, Maria Rudit, 25, 23.
Lyman Borut, Minnie H. Kerr, 50, 37.
Guiseppe Falotico, Gaetana Iulo, 27, 23.
Samuel G. Kelso, Theresa Laughlin, 27, 25.
Patrick Hogan, Ada Hopper, 24, 20.
Walter S. Smith, Katherina Wagner, 25, 18.

Bau-Erlaubnißscheine

wurden ausgestellt an:

O. E. Brackett, zweistöckiger Brick-Store und Flat, 150 N. Kedzie Ave., $3000.
B. Schemer, einstöckiger Frame-Store, 1001 Foster Str., $1900.
Case & Paddock, dreistöckiges Brickhaus, 632 Haddon Ave., $6000
Findersen & Kropf Co., dreistöckige Brick-Fabrik-Gebäude, 1169—85 21. Pl., $20,000.
Joseph Ratty, zweistöckiges Brickhaus, 374 Winthrop Str., $3500.
Case & Paddock, zweistöckiges Framehaus, 2209 N. Lincoln Str., $3800.
George W. Todd, dreistöckiges Brick-Apartement-Gebäude, 1972 Kenmore Ave., $40,000.

Todesfälle.

Nachstehend veröffentlichen wir die Liste der Deutschen, über deren Tod dem Gesundheitsamte zwischen gestern und heute Meldung zuging:

Hermann, Albert, 36 J., Antioch, Jll.
Steffens, Joseph, 36 J., St. Lukas-Hospital.

Haben sich vertagt.

Die Großgeschworenen reichen Richter Smith ihren Schlußbericht ein.

Ehe die Großgeschworenen des Januar-Termins sich gestern Nachmittag endgiltig vertagten, reichten sie Richter Smith ihren Schlußbericht ein. Laut desselben untersuchten die Großgeschworenen insgesammt 401 Fälle, erhoben 296 Anklagen und überließen der nächsten Grandjury 23 Fälle als unerledigt. In ihrem Bericht empfehlen die Großgeschworenen eine strengere Durchführung des Gesetzes in Bezug auf die Entlassung von Sträflingen auf Parole. Wie dasselbe zur Zeit gehandhabt werde, bilde es einen Gemeinschaden für die Bürgerschaft, da ein großer Prozentsatz der auf Parole entlassenen Sträflinge wieder die Verbrecherlaufbahn betrete. Lasse sich das Gesetz nicht strenger durchführen, so sei es besser, wenn es ganz abgeschafft werde. Zugleich mit dem Schlußbericht wurde dem Richter Smith die Anklageschrift gegen die Mitglieder der County-Zivildienst-Kommission unterbreitet; die Haftbefehle gegen die drei Kommissäre werden aber erst morgen ausgestellt werden. Die Bürgschaft beträgt je $1000 für die vier, gegen die einzelnen Zivildienst-Kommissäre erhobenen Anklagen.

Streikende Aktionäre.

Vor Bundesrichter Kohlsaat wurde gestern lange und eingehend über die Frage verhandelt, ob unter den Statuten von Illinois eine englische Korporation berechtigt ist, als Inhaberin fast sämmtlicher Vorzugsaktien einer Illinoiser Aktiengesellschaft zu fungiren. Es handelt sich um die Angelegenheiten der „Chicago Packing and Provision Company", die vor einiger Zeit liquidirt hat, und um deren Bestände, die sich auf den Betrag von $1,029,000 belaufen, jetzt die Inhaber der gewöhnlichen Antheilscheine mit den Besitzern der Vorzugsaktien streiten. Diese werden vor Gericht von Herrn Levy Mayer vertreten, Jene von Herrn D. A. Holmes. Der Richter hat sich seine Entscheidung vorbehalten und wird dieselbe schwerlich vor Ablauf von drei Wochen fällen.

Marktbericht.

Chicago, den 2. Februar 1901.

Getreide.

Weizen — Februar	$0.73¼
März	0.74¼
Mai	0.76
Mais — Februar	0.36½—0.37
März	0.37¾
Mai	0.39¼
Hafer — Februar	0.24¼
Mai	0.25¼

· Baarpreise — Weizen 65—74c. — Mais 37½—37¾c; Hafer 23½—35¾c; Gerste 45—60c; Roggen 50½—50¾c; Flachssamen $1.73½—1.76; Timothy-Kleesamen $4.00—$4.50 per 100 Pfund; Heu $5.50—13.00 per Tonne.

Provisionen.

Schmalz — Februar	$7.35
Mai	7.45
Rippchen — Februar	6.82½
Mai	6.97½

Verschiedene Gebrauchs-Artikel.

Preise, die von den Engros-Firmen den Kleinhändlern berechnet werden.

Aepfel, gedörrte	$0.05 —0.05
Pfirsiche, gedörrte	0.06 —0.08
Aprikosen	0.08½—0.09
Heidelbeeren	0.06 —0.07
Himbeeren	0.19 —0.20
Rosinen — Muskateller	0.06 —0.08
London Layers, per Kiste	1.50
Zantener Korinthen	0.11 —0.12
Zitronenschalen	0.11
Terragona Mandeln	0.14¼
Brasilianische Nüsse	0.10
Erdnüsse (Tennessee'er)	0.05¼

Spezereien.

Zucker — der Hut, 100 Pfund	6.29
Staubzucker, 100 Pfund	5.89
Speisezucker, 100 Pfund	5.65
Würfelzucker, 100 Pfund	6.04
Konditors' A, 100 Pfund	5.59
„O. A.", 100 Pfund	5.41
Thee — Young Hyson	0.25 —0.55
Imperial	0.30 —0.42
Gunpowder	0.28 —0.50
Moyune	0.60 —0.72
Japan	0.28 —0.44
Oolong	0.26 —0.70
Kaffee — Bester Rio	0.14 —0.17
Geringere Sorten Rio	0.08 —0.12
Maracaibo	0.11 —0.18
O. G. Java	0.26 —0.32
Mokka	0.23
Reis — Louisiana	0.05 —0.07½
Carolina	0.05½—0.07½
Java	0.05½—0.03
Japan	0.06½ —0.07½

Fische.

Weißfische 100 Pfund	7.50
California Lachs, per Faß	12.50
Nr. 1 Forellen, ½ Faß	6.50
Holländische Häringe, frische, Fäßchen	0.75 —0.85
Labrador Häringe, per Faß	7.50

Viehmarkt.

Beste Stiere	$5.85 —6.00
Stiere mittlerer Größe	4.60 —5.29
Stiere von 1200—1300 Pfund	4.10 —4.40
Stiere von 800 bis 1150 Pfund	3.30 —4.60
Bullen	2.25 —4.50
Kälber	2.75 —6.00
Kühe und Färsen	3.05 —4.30
Texanische Stiere	2.65 —4.65
Schweine	5.05 —5.42½
Schafe	3.50 —4.50
Lämmer	3.75 —5.35

Es wurden während der letzten Woche nach Chicago gebracht: 52,584 Rinder, 1,586 Kälber, 140,165 Schweine, 72,631 Schafe. Von hier verschickt wurden: 17,470 Rinder, 203 Kälber, 24,012 Schweine, 10,177 Schafe.

Marktpreise an S. Water Straße.

Meierei-Produkte:

Butter—	
Creameries — Extras	$0.20½—0.21
Erste Qualität	0.16 —0.18
Zweite Qualität	0.14 —0.15
Dairies — Extras	0.18
Kochbutter	0.12 —0.12½
Käse—	
Twins	0.10 —0.10½
Young Americans	0.11½
Cheddars	0.09½—0.10
Brick	0.09½—0.10
Limburger	0.09½—0.10
Schweizer	0.08 —0.13
Eier—	
Per Dutzend	0.18½—0.20
Bohnen—	
Per Sack	2.00 —2.40
Geflügel, für die Küche hergerichtet—	
Truthühner, per Pfund	0.08 —0.09
Hühner, per Pfund	0.08 —0.08½
Enten, per Pfund	0.09 —0.10
Gänse, per Pfund	0.0[illegible] —0.08½
Lebendes Geflügel—	
Truthühner, per Pfund	0.07
Hühner, per Pfund	0.07½—0.08
Enten, per Pfund	0.08½—0.09
Gänse, per Dutzend	6.00 —8.50
Kalbfleisch—	
Per Pfund	0.5½—0.09½
Frische Fische—	
Schwarzer Barsch, per Pfund	0.12½
Zander, per Pfund	0.06 —0.07
Hechte, per Pfund	0.04 —0.06
Frische Früchte—	
Apfelsinen, per Kiste	1.50 —6.00
Heidelbeeren, per Faß	7.00 —9.00
Erdbeeren, per Quart	0.30 —0.40
Pfirsiche, per Korb	0.20 —0.40
Aepfel, frische	2.25 —4.00
Birnen, per Faß	1.50 —3.00
Zitronen, per Kiste	2.50 —3.00
Bananen, per Bündel	0.60 —1.30
Gemüse—	
Kartoffeln, per Bushel	0.43 —0.45
Tomaten, per Kiste	0.50 —1.00
Zwiebeln, per Bushel	0.85 —0.90
Gurken, per Dutzend	1.30 —1.60
Kohl, frischer, per Kiste	3.50
Kopfsalat, per Faß	4.00 —8.00
Blattsalat, per Kiste	0.20 —0.25
Mohrrüben, frische, per Dutzend	0.30 —0.35
Sellerie, per Dutzend	0.15 —0.25
California Sellerie, per Kiste	2.50 —3.50
Rüben, per Kiste	1.00 —1.25
Radieschen, per Dutzend	0.15 —0.25
Spinat, frischer, per ½ Bushel	0.75 —0.80
Grüne Erbsen	2.00

Vergnügungs-Wegweiser.

Powers. — Heute: Deutsche Vorstellung.
Illinois. — Die Operette „The Fortune Teller“.
Studebaker. — „Spitzentuch der Königin“ (in Englisch).
Grand Opera House. — Richard Mansfield in Shakespeare's „Henry V.“
McVicker's. — „More than Queen“.
Great Northern. — „Browns in Town“.
Dearborn. — „Under the Red Robe“.
Hopkins. — „La Tosca“.
Alhambra. — „The King of the Opium Ring“.
Bijou. — „Kidnaped in New York“.
Academy. — „Me and Mother“.
Rienzi. — Konzerte jeden Abend und Sonntag Nachmittag.
Field Columbian Museum. — Samstags und Sonntags ist der Eintritt kostenfrei.
Chicago Art Institute. — Freie Besuchstage: Mittwoch, Samstag und Sonntag.

Für müßige Stunden.

Preisaufgaben.

Silbenräthsel (559).

Eingeschickt von F. M. Schweers, Chic.

Als Junker Hans zum Vaterherd
Nach langen Reisen heimgekehrt,
Da machte er, Gott sei's geklagt!
Was meine erste Silbe sagt.
Er brachte, welch' ein Mißgeschick!
Die beiden letzten leer zurück.
Man rief darum, wenn er etwas sprach,
Ihm spottend bald das Ganze nach.

Buchstabenräthsel (560).

Von Andrew Reuschel, Dubuque, Ja.

Mein Ganzes ist ein gut' Getränk,
Das glaub' mir auf mein Wort;
Nimmst Du ein Zeichen mir vom End'
Und auch den Kopf noch fort,
Dann hast geschaffen Du ein Thier,
Das wohl ein Jeder kennt,
Das zwar nicht heimisch ist allhier,
Man Manchen aber nennt.
Nimmst Du jedoch vom Ganzen mir
Die erste Hälft' geschwind,
Dann nennt die zweite Hälfte Dir
Ein Wesen — gut und lind —
Das aus den Märchen ist bekannt
Wohl jedem deutschen Kind.

Buchstabenräthsel (561).

Von Frau Bertha Liebich, Chicago.

Den ersten such' in Weißenburg,
Doch nie in Bukarest;
Der zweite ist in Birmingham,
Doch nimmermehr in Pest;
Den dritten nahm die Elbe auf,
Die Lippe selbst hat ihn;
Den vierten find'st Du in Florenz,
Doch nimmer in Schwerin;
Den fünften such' beim Ackersmann,
Doch nie im Fürstensaal;
Den sechsten hat der Tambour stets,
Doch nie der General;
Den siebten, wie den achten schließt
So Rom wie Komorn ein;
Der neunte ist der Donau fremd,
Doch führt ihn stets der Rhein;
Den zehnten hat die Nachtigall,
Doch fehlt's dem Kakadu;
Das Ganze ruft dem Leserkreis
Der Räthselonkel zu!

Quadraträthsel (562).

Von A. F. Hintze, Chicago.

1	2	3
2	3	2
3	2	3

In jedes Fach des Quadrats sind so viele Buchstaben zu stellen, wie die Zahlen angeben; sind die richtigen Buchstaben (bezw. Silben) gefunden, dann nennen die wagerechten und die senkrechten Reihen, von links nach rechts und von oben nach unten gelesen, dasselbe, und zwar:
1. Einen König.
2. Eine alte Münze.
3. Ein Gebirge in Europa.

Scherz-Rösselsprung (563).

Eingesch. von E. H. Gajevic, Chicago.

hat	Gott	se	sche	ein	nicht
fein	nes	Ochs	hat	Söh	Grab
be	wer	Komi	Och	ge	es
klei	dem	wollt	ne	schrift	sein
den	lie	ten	ruht	daß	lein
al	ein	sollt	der	Ochs	Hier

Bilderräthsel (564).

Von Ferdinand Joggerst, Chicago.

Es werden wieder mindestens **sechs Bücher** als Prämien für die Preisaufgaben — je ein Buch für jede Aufgabe, wobei das Loos entscheidet: — zur Vertheilung kommen — **mehr**, wenn besonders viele Lösungen einlaufen. Die Zahl der Prämien richtet sich nach der Anzahl der Lösungen. Die Verloosung findet Freitag Morgen statt und bis dahin **spätestens** müssen alle Zusendungen in Händen der Redaktion sein. Postkarten genügen, werden die Lösungen aber in Briefen geschickt, dann müssen solche eine 2-Cents-Marke tragen, auch wenn sie nicht geschlossen sind.

Die Prämien sind in der „Office der Abendpost Co.“ abzuholen. Wer eine Prämie durch die Post zugeschickt haben will, muß die ihn vom Gewinn benachrichtigende Postkarte und 4 Cents in Briefmarken einschicken.

Nebenräthsel.

(1.) Gleiche Klänge.

Eingeschickt von F. L., Davenport, Ja.

Wie kann man im Freien essen, wo so viele .... — ....
Ich hätte nie gedacht, daß dieser Baum noch so schöne ...... — ......
Was mag es gewesen sein, daß den ...-... — ......
Der Räuber fragte, ob er jetzt meine ganze .... — ....

(2.) Silbenräthsel.

Eingesch. von Frau L. Pinger, Chicago.

Die beiden Ersten sind nicht, was sie scheinen,
Die äuß're Hülle ist nicht gleich dem Kern;
Das Bild nur ist's vom Großen, wie vom Kleinen,
D'rum traue nicht dem Sklaven, nicht dem Herrn.

Die Letzte hast Du oft in Deinen Händen
Gehabt bei frohem Spiel, bei heiterm Scherz;
Nicht konnte sie durch Pracht und Schönheit blenden,
Und doch erfreute sie so oft Dein Herz.

Gingst Du zum Ganzen hin, o, welch' ein Schimmer
Strahlt hell entgegen Dir an jenem Ort.
Dein trunk'ner Blick sah solche Wunder nimmer,
Doch war Gesellschaft nie gemischt, wie dort.

(3.) Buchstabenräthsel.

Beitrag von Rinaldo M., Chicago.

Mit „M“ ein klein unschuldig Thier,
Verfolgt an allen Orten;
So auch mit „L“, und glaubet mir,
Wer uns „fängt“, der wird uns morden.

(4.) Räthsel.

Von Arthur Weber, Chicago.

So, wie ich bin, so ist verschieden
Wohl kaum ein Ding auf weiter Erd',
Und jedem ist mein Wort beschieden,
Ob er es scheucht, ob er's begehrt;
Ob er es sucht, ob er es findet,
Ob's ihm gegeben, freier Wahl,
Ob es ihm nichts, ob viel verkündet,
Darin liegt Daseinslust wie Qual.
Mein Wort, es trägt der Freude Kleider,
Und trägt die Tracht von tiefstem Schmerz;
Es ist die ganze Skala beider —
Und sein Geburtsort: Seele, Herz!

(5.) Diamanträthsel.

Von E. H. Gajevic, Chicago.

A
A A A
A A B D D
D E E E E E G
H H I I L M M N N
N N N N N P R
R R S T T
T T T
T

Die obigen Buchstaben sind so zu ordnen, daß die senkrechte und die wagerechte Mittelreihe, von oben nach unten und von links nach rechts gelesen, eine kleine berühmte Insel, die übrigen wagerechten Reihen aber nennen:
1. Einen Buchstaben.
2. Einen Theil von einer Uhr.
3. Einen Baum.
4. Einen männlichen Vornamen.
6. Eine Stadt in Deutschalnd.
7. Eine Andacht.
8. Einen altheidnischen Gott.
9. Einen Buchstaben.

(6.) Zusammensetzaufgabe.

Von Frl. Therese Waczulay, Chic.

sei, del, g oess, be, Gu, nen, muth, ten, weist, tes, Fein, Wer, E, den, thut, den.

Richtig zusammengesetzt, ergeben die Silben ein bekanntes deutsches Sprichwort.

Lösungen zu den Aufgaben in voriger Nummer:

Gleichklang (553).
Aufgeräumt.
Richtig gelöst von 28 Einsendern.

Räthsel (554).
Humor — Rumor.
Richtig gelöst von 97 Einsendern.

Silbenräthsel (555).
Seelenfrieden.
Richtig gelöst von 73 Einsendern.

Quadraträthsel (556).
Clara, Leben, Abend, Rente, Anden.
Richtig gelöst von 116 Einsendern.
Zwei Preise.

Buchstabenräthsel (557).
(Die Kanne.)
Die alten Deutschen tranken immer noch eins.
Richtig gelöst von 70 Einsendern.

Bilderräthsel (558).
Ein kleiner Gernegroß.
Richtig gelöst von 80 Einsendern.

Lösungen zu den „Nebenräthseln“ in voriger Nummer.

(1.) Gleichklang. — Ball.
(2.) Buchstabenräthsel. — Kahn, Zahn, Bahn.
(3.) Silbenräthsel. — Waldwiese.
(4.) Einsatzräthsel. — Ufer — Riff; Reue — Esau; Glas — Saul; Bild — Dorf; Exil — Lied. — Felix Faure.
(5.) Silbenvertausch-Aufgabe. — Sankt Gallen.
(6.) Füllaufgabe. — Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.

Richtige Lösungen

sandten ein:

Frau Minnie Torge (4 Preisräthsel — 0 Nebenräthsel); H. B. Proehl (4—0); Ben Waldberg (1—1); Alma L. (4—2); Frau B. Zimmermann (5—3); Carl Friedlieb (4—0); Fritz Leschmann (5—5); Henry Langfeldt (4—2); G. Michael, Hammond, Ind. (6—3); Frau Minnie E. Pause (3—1); Frau Wm. Günther, Arlington Hights, Jll. (2—0); Julius Herm (5—4); Otto Schardt (1—0); Frau A. Bering (3—4); Ferdinand Joggerst (4—0); Enilorak Knarf (3—4); Chr. Heinold, Oak Park, Jll. (3—2); Wm. Becker (3—5); Bridget O'Shaugnessy, Pullman, Jll. (4—2); Frau L. Merling (3—2); Johannes Lorenzen (2—2); Johann und Anna Wilkin (1—3); J. Beil, Racine, Wis., (4—5); Frau Anna Pinnow, Maywood, Jll. (1—4); Alfred Hammerscheid (2—0).

J. E. Moser (5—4); Frau Neu, Hammond, Ind. (4—5); Theo. E. Goebel (4—4); C. E. Windler (5—2); Frl. Marie Racke (4—1); Frau Bertha Liebich, Chicago (4—3); J. E. Weigand (5—3); H. Kornrumpf (2—0); Frau Anna Schrepfer (2—2); „Klein-Mariechen“ (3—0); Frau Fanny Bittler (4—5); R. Irion (3—2); Berthold Ihrcke (5—4); Frau Louise Münster (1—2); „Johanna“ (4—4); Emil Schweikart (3—2); Francis A. Frintner (6—6); Hans Faust (3—2); Augusta Kistenbroker, Oak Park, Jll (4—4); Geo. Rüdiger (5—5); Frau Rötzheim (5—6); Willie M. (5—4); Frau Helene Morton, Oak Park, Jll. (5—5); Wm. Ackermann (4—0); Michael Schmitt (5—4).

Frau Virginia Kemmet (4—0); Frau P. F. Frickow (3—5); Frau Emma Kredler (4—3); Hugo Illing (3—0); P. S. Raarup (4—5); Frau Emilie Lammel (4—3); Frau M. Wiese (6—3); F. E. Pich (2—2); Frl. Elfrieda Heese (2—3); H. Draeger, Davenport, Ja. (4—5); Andreas Kranz (5—5); P. Herres (4—1); Frau F. Heegn (6—6); Geo. Geerdts, Maywood, Jll., (5—2); Frau Emilie Heutte (4—3); Fritz Allner (5—5); H. Meinhardt (0—2); Frau Frieda Ladewig (3—1); H. L. Krueger (5—0); Sophie Burch (3—3); Frieda Woerner (3—2); „Hummel“, Oak Park, (5—2); Rud. Meyer, Chicago-Heights (2—1); Frau Katie Schelp (5—3); John Reichord (1—2).

H. Witte (5—2); Frau M. Moch (2—2); Frau Anna Huber (3—6); Johannes Spund (4—0); Frau L. Pinger (4—3); A. Moerl sen. (2—2); Frau F. Zielke (5—3); Frau Schmidt (3—2); H. Stephan (0—3); Frl. Elsa Meyer (6—0); Katie Oser, Crown Pt., Ind. (3—3); Frau Paulina Schoepfer (3—3); Käthe Gruebel (1—1); E. Freund (3—3); „Julia“ (4—2); Frl. Anna Consoer (5—3); Jakob Klein (1—1); H. Kannenberg, Hinsdale, Jll. (3—3); H. H. Behnke, Davenport, Ja. (2—0); Ernst Meinert (6—4); Hans Jessen, Racine, Wis. (5—5); Frau F. L., Davenport, Ja. (6—4); Andy Seifert, South Bend, Ind. (3—1); Alfred Foelsch (4—4).

A. H. Buege (3—0); Frau Pauline Gebauer, New York (2—2); Fritz Kirchherr (4—4); Theod. Stech, South Bend, Ind. (4—1); Frau H. Froehlich (4—3); L. Rosenberg (1—0); H. Timm (3—3); Wm. G. Barth, South Bend, Ind. (3—1); Wm. Teubel (3—0); B. Willmann (5—2); Frau A. B., Davenport, Ja. (5—4); C. L. Scharien (6—6); M. Rock (3—2); Frau L. Schnitzler (3—3); Frau Ida Leptien (4—1); Alma Boehme (5—5); Rick. Schmitt (2—1); Frau A. Biall (3—2); Frau Helene Wahl, Morrisonville, Jll. (2—2); Franz A. Müller (6—4); Frau Bertha Knuepfer (4—4); Rudolf Schweitzer (5—5); Frau Bertha Liebich, Oak Lawn, Jll. (5—4); Marianne (2—0); Frau Martha Jahn (3—2).

H. Althaus (3—2); Frau Laura Meier (2—3); Chas. Baumann (4—0); Mike Roeschlein (4—2); E. H. Gajevic (3—2); A. F. Hintze (4—0); Henry Meyer (4—4);

Prämien gewannen:

Gleichklang (553). — Loose 1—28; Frau Virginia Kemmet, 1455 Wolfram Str., Chicago: Loos No. 5.

Räthsel (554). — Loose 1—97: Augusta Kistenbroker, Oak Park, Jll.; Loos No. 33.

Silbenräthsel (555). — Loose 1—73: Frau L. Pinger, 828 14. Place, Chicago; Loos No. 48.

Quadraträthsel (556). — Loose 1—116. — Zwei Preise. — Alma Boehme, 238 Hudson Ave., Chicago; Loos No. 100.

Frau P. F. Frickow, 101 Cullom Ave., Chicago: Loos No. 40.

Buchstabenräthsel (557). — Loose 1—70; Theod. Stech, 130 Hill Str., South Bend, Ind.; Loos No. 57.

Bilderräthsel (558). — Loose 1—80; Frau A. B., Davenport, Ja.; Loos No. 68.

Briefe an den Räthsel-Onkel.

Chicago, 29. Jan. 1901.

„Peggy's“ Klage.

Ich armes, altes, müdes Thier
Hab' wahrlich schwere Zeiten,
Denn Jedem dünkt's ein Hauptpläsir,
Auf mir herumzureiten.

Da ist der Leopold, der Held,
Mit scharfgespitzten Sporen,
Der haut mir, just weil's ihm gefällt,
Den Knüttel um die Ohren.

Das Lieschen dann, Zeus sei's geklagt,
Sonst lieb und fromm und kindlich,
Wenn sie durch Wind und Wolken jagt,
Wird allemal mir schwindlig.

Der Zapfen malträtirt mich d'rauf
Oft wird er gar zu munter;
Von einer Seite sitzt er auf,
Zur andern fällt er 'runter.

Und dann der ewig durst'ge Spund
Mit abgrundtiefem Bierbaß,
Der drückt mir schier den Rücken wund
Mit seinem mächt'gen Bierfaß.

Der Mirza-Schani, sonst recht forsch,
Läßt jetzt mich zwar in Frieden;
Doch ist mir durch den bösen „Schorsch“
Manch' schlimmer Tag beschieden.

Denn ach, er ignorirt es ganz,
Daß alt ich und marode;
Er reibt mir Pfeffer unter'm Schwanz
Und hetzt mich fast zu Tode.

Doch, geh' ich einst den letzten Weg,
Soll meine Rache siegen:
Dann will als lederhartes Steak
Ich Euch im Magen liegen.

Und drückt der Alp Euch d'rauf zur Nacht
Den Angstschweiß aus den Poren,
Ich, den Ihr langsam umgebracht,
Ich bin's, Ihr armen Thoren.

Indem ich die lieben Basen und Vettern bitte, sich durch obige Darstellung nicht verblüffen zu lassen, verbleibe ich mit vielen Grüßen der lustigen Ecke vielgetreuer

George R.

Chicago, 31. Jan. 1901.

Hammerschläge.

An die Streitbaren.

Daß Ihr die Neffen wollt vernichten,
Ist ein gar löblicher Entschluß.
Allein, zur That, Ihr werthen Nichten,
Gehört mehr, als ein Judaskuß.

* * *

Beileid an Lieschen.

Die Gripp' hat einen „Grip“ an Dir? —
Das ist von ihr nicht scheene!
Ein guter Cognac, glaub' es mir,
Der hilft Dir auf die Beene.

* * *

Ein Druckfehler.

Es hieß nicht Frauen, sondern Faunen,
Der richtige Reim auf Saufposaunen —
Die wahren Gestalten bei Raufgelagen.
Nun, Lieschen, wie wirst Du den Spott ertragen?

* * *

An den Onkel.

Herr Onkel, jetzt greift zu den Waffen,
Ihr müßt den Rath und die Mittel schaffen.
Es wollen Eure tapferen Nichten
Einhundert Neffen zu Tode richten.
Wo aber, — sag' ich so nebenher —
Nehmt Ihr denn die hundert Neffen her!

Mit Beileid und Gruß

Leopold K.

Oak Park, 28. Jan. 1901.

Hochverehrtester, liebenswürdigster Onkel!

Besten Dank für das seelenvolle Gedicht; das passirt einem nicht jeden Tag, daß man angedichtet wird. Ich krümmte mich vor Vergnügen darüber und ging den ganzen Sonntag mit einem Lächeln der Glückseligkeit umher, was meinen prosaischen Ehemann veranlaßte zu meinen, ich werde langsam aber sicher „meschugge“. Also auf einem Beene tanzen Sie, ist denn das möglich, bei Ihrem Kaliber? Oder sind Sie schlank? Beinahe unmöglich für einen „kneipenden Deutschen“.

Das Abspringen des Rockknopfes ist auch bedenklich! Sichaufstellen der „Locken“?! Na, der Mensch muß ab und zu ein bischen renommiren!

Der Vorschlag Herrn George G.'s gefällt mir gar nicht. Nicht etwa, weil ich ein schlechtes Gewissen habe und wegen einiger Kosenamen den Rachestrahl des Th. E. G. fürchte. Ih wo! Ich meine nur, es sei besser, wenn man sich nicht kennt, sonst ist man vielleicht ein wenig parteiisch. Und wer bürgt denn dafür, daß einige Herren, voll Falsch und Tücke, den Knopf — sowie den Ehering — nicht ab und zu verschwinden lassen, um die Basen unerkannt „auszufinden“? —

Na, ich spiel' nicht mit; Vertrauen ist etwas recht Schönes, aber den Männern gegenüber übel Angebrachtes.

Hoffend, daß Peggy bald wieder bestiegen wird grüßt Sie Ihre glückliche Nichte

Frau H. M.

Chicago, 30. Jan. 1901.

Werther Onkel!

Wenn Sie wüßten, welche Bewunderung ich für Ihr diplomatisches Genie hege! Ja, Spaß beiseit', wenn die österreichische Ministerbank ein solches Schlaucherl, wie Sie, besäße, so käme es gewiß nie zu einer Radauszene im Parlament. Sie verstehen es, der Hahn im Korbe bei allen Partien zu sein, daher der hl. Friede, der in Ihrer Ecke herrscht.

Haben Sie noch keine Antwort von Frau Hilde, die selbstgelegten Eier betreffend? Bitte, sagen Sie ihr, sie soll nicht neidisch sein und das Rezept den Frauen der Ecke geben. Wäre es nicht möglich, daß die Wienerinnen der Ecke ein Schutz- und Trutzbündniß schlößen, in der Form einer Schokoladenecke (Räthselecke ist zu gewöhnlich)? — Nicht um der „feuchten“ Ecke Konkurrenz zu bieten, wohl aber zu einer gemüthlichen Vereinigung? So, bitte, werfen Sie mich wieder in den Papierkorb, ich kann Ihnen deshalb doch nicht böse werden.

Mit bestem Gruß Ihre Sie schätzende Nichte

„Marianne“.

Der Räthselonkel.

Lieber Räthselonkel!

Ach, Onkelchen, beinahe hätte ich Ihnen gar nicht schreiben können, denn im ganzen Hause war kein Bleistift, und auch kein Tropfen Tinte zu finden. Na, aber in der Noth frißt der Teufel Fliegen mit Butterbrod — und Ihre Nichte schreibt mit Waschblau. — Ich wollte mich eigentlich bei Herrn L. K. bedanken für die goldenen Kröten, die er mir angedichtet. Bis jetzt habe ich aber keine — Stahlfedern sind das einzige Klingende, das ich in meiner Geldbörse habe. Aber eine Schildkröte habe ich, die ist nämlich mein „Pet“ und das Geburtstagsgeschenk meiner Ex-Freundin Topsy. Als ich sie bekam, war ich ganz außer mir vor Freude; mein Kostfrau blickte sie aber mit scheelen Augen an, — schwor, mir dreimal täglich angebrannten Hafergrützbrei zu geben, und versprach, der „Kröte“ den Hals umzudrehen. Vor lauter Angst konnte ich die folgende Nacht kein Auge zumachen — und Onkelchen, da passirte mir etwas — wenn ich jetzt noch dran denke, kriege ich die Gänsehaut. — Also, ich lag die erwähnte Nacht wachend, und hörte zu, wie der Wind draußen heulte (es war nämlich damals sehr stürmisch). Auf einmal kam ein besonders heftiger Windstoß, und da das Fenster schlecht schließt, wurde durch den Luftzug das Licht ausgelöscht, und ich konnte auch hören, wie die Thür von meinem Zimmer aufging. Ich wollte eben aufstehen und die Thüre wieder zumachen, da — ich war beinahe ohnmächtig vor Schreck — höre ich ganz deutlich, wie Jemand mit Stiefeln an, in mein Zimmer schleicht. Sehen konnte ich nichts, aber ich hörte deutlich, wie die Tritte zum „Dresser“ gingen. In meiner Angst hatte ich schon alle Gebete hergesagt und war gerade dabei, meine Schutzpatronin noch besonders anzuflehen, als die Schritte auf mich zukamen. Onkelchen, ich war halb todt vor Schreck, und nahm schon im Geiste Abschied von allen meinen Lieben, denn ich war fest davon überzeugt, daß es „ein Räuber“ war. Unterdessen kamen die Schritte näher und näher, und verhallten unter meinem Bett. Nun, ich lag noch eine Weile ganz regungslos, nur mein Herz pochte, daß man es in der ganzen Nachbarschaft hören konnte, dann sprang ich aber auf, und mit fliegenden Haaren lief ich zu meiner Kostfrau, um sie von der Anwesenheit des Einbrechers in Kenntniß zu setzen. Diese schüttelte ganz ungläubig den Kopf, als ich aber anfing, ihr die Qualen zu schildern, die ich ausgestanden, — nun, da glaubte sie doch, daß „etwas dran“ sei, und mit einem Tranchirmesser bewaffnet, ging sie nach meinem Zimmer. An der Thür stehen bleibend, versuchte sie erst durch Drohungen den Räuber zum Herauskommen zu bewegen. Da aber keine Antwort erfolgte, wurde sie noch muthiger, und kroch selbst unter das Bett, um mir gleich darauf das „Corpus delicti“ vor meinen Augen zu halten. — Es war die Schildkröte! — Und das Ende? Die ganze Woche bekam ich Bohnensuppe!

Ich schließe mit den besten Wünschen für Lieschens Genesung und verbleibe Ihre tapfere Nichte

Julia.

Onkelchen, Sie ahnen gar nicht, wie mich Ihre „geniale“ Antwort an die Fr. H. M. freute. Ich wollte nämlich schon lange wissen, wie eigentlich ein „Genie“ aussieht, und habe mir dasselbe im Geiste verschiedenartig ausgemalt. Ihre Beschreibung hat aber meine kühnste Phantasie weit übertroffen, denn mit fünf zu Berge stehenden Härchen, abgerissenen Rockknöpfen und auf einem Beine tanzend — nein — so habe ich mir das Genie wirklich nicht gedacht.

Die Obige.

P. S. Sigmunds „Schwerfälligkeit“ hat mich sehr gerührt, und, Onkelchen, wenn Sie eine Frau wären, würde ich Ihnen rathen, „keinen Mann zu heirathen“ — (wenn aber ein Mann eine Frau heirathet, das ist ja was ganz anderes!).

Die Obige.

Chicago, 30. Jan. 1901.

Werther Räthselonkel!

Ja, Onkelchen! Sie haben schon gut reden. Sie schreiben da: Mäßigen müssen wir uns, der Leute wegen. Können Sie das so ohne Weiteres? Ich nicht. Und hoffentlich gießen Sie sich im Geheimen auch heute noch gerade so gut, wie letztes Jahr, eins hinter die Binde. Oder ist es nicht so? Bis jetzt habe ich meine Tugend noch stets still mit mir herumgetragen: aber da kommt erst so ein L. K., und damit noch nicht genug, gesellt sich ihm auch noch Vetter G. R. zu, blos um den Leuten mit Posaunentönen die guten Eigenschaften Spund's zu verkünden. Was Letzterer da zusammendichtete, nun ja, das gefällt mir ja soweit ganz gut. Und wegen dem Einschlafen brauchen Sie sich nicht zu wundern. Pfui, Deibel! War das ein Zeug!

* * *

G. Rüdiger.

Spotte nur: es machte mir Spaß,
Hab' 'nen guten Magen;
Und mein Bäuchlein — gleich 'nem Faß —
Kann schon 'was vertrage.
Ist mein Durst oft riesengroß,
Werde nicht verzagen,
Denn Gambrinus, welch' ein Trost!
Hat noch viel auf Lager.
Und ist versiecht die letzte Quell' —
Vetter Raarup weiß schon Rath,
Der ist dann gar schnell zur Stell' —
Hab' Respekt vor seiner That!

* * *

Liebste „Humpty Dumpty“!

Na, Bäschen! Da muß ich aber Ihren Scharfblick bewundern, denn wirklich, es war der Spund! Habe mir den fraglichen Dienstag gleich gedacht, daß was Besonderes los sein müsse, denn es wurde mir schon ganz schwül zu Muthe. Aber Sie wissen ja, „der Leute wegen“ ging es nicht. Um Sie nun an einem geeigneteren Orte sicher gehen zu lassen, will ich Ihnen noch mittheilen, daß, wenn Spund ausgeht, er die rothe Nas' im Gesicht und ein Gebetbuch in der Hand mitnimmt. Dieses sind nämlich die Erkennungszeichen des Moselaners und selbigem bin ich auch bis heute treu geblieben. Das wird wohl genügen, denn die übrige Beschreibung wissen Sie ja. Stimmt ganz genau überein, blos das „seelenvoll“, das entzieht sich meiner Beurtheilung.

Nebst Gruß an die ganze Ecke

Johannes Spund.

Chicago, 30. Jan. 1901.

Gleichklang 553.

Der Räthselonkel kam nach Haus
Ganz **weiß**, es hat geschneit,
Sein Schreibtisch war von Briefen **weiß**;
Da schüttelt er vom Rock das Eis,
Dann war er plötzlich nicht mehr so weiß;
Ich glaube, dies ist richtig.
(Oder sollte „voll“ recht sein?)

Frau M. M.

Geehrter, verhärt'ter Stiefonkel!

Dies ist wohl die allein richtige Anrede, nachdem Sie mir bereits die dritte Bitte abgeschlagen; geht nicht! sagen Sie kurz und bündig; hätten Sie wenigstens gesagt: Schade! das hätte doch nicht gar so stiefonkelig geklungen und mir nicht den Muth zu jeder ferneren Bitte genommen. Daß Sie dem Vetter G. G. nicht 'mal einen Knopf auf dem Rock gönnen wollen, das tröstet mich ein wenig.

Also, der Herr H. K. zweifelt an der längst von klugen Männern festgestellten Thatsache, daß die Verheiratheten länger leben? — Na, er ist wohl „auch Einer“, der „sie“ noch nicht gefunden, und darum das Leben so langweilig und öde findet! Von der Wahrheit, daß sich die Männer im Ehejoch sehr gut konserviren, könnte ich ihn täglich überzeugen, denn bei sämmtlichen älteren Ehemännern, die ich kenne, ist das der Fall, dem meinen nicht ausgenommen; es liegt ja auch klar auf der Hand, doch wer kann den schwerfälligen Männern etwas begreiflich machen? — —

Aus Vetter Sigmund's Schreiben kann man wieder so recht ersehen, wie schlecht die Männer von den Frauen denken; wie sagt doch das Sprichwort: Wie der Schelm ist, so — — — Und das Vereinsgesetz plauscht er aus? Na, er meint's ja wohl gut, aber nun sage man auch nicht mehr, daß die „Frauen“ den Mund nicht halten können. Ach, Onkel, ich hätte Ihnen noch viel zu schreiben, doch ist's heute schon spät, und da ich, wie Sie wissen, fünf „Mann an Bord“ habe, so muß ich noch fünf Paar Stiefel putzen; ja 's Lieschen hat Recht, wer das Bockshorn bläst, der darf sich auch über and'res nicht beklagen. Onkel, von Ihnen erwarte ich es nicht, doch hoffentlich werden die lieben Vettern und Basen ihr Bedauern nicht versagen der armen Stiefelnichte

Louise M.

Trinklied!

(Mel.: Deutschland, Deutschland über Alles.)

Festlich blinken die Pokale,
Hell erglänzt der Lampenschein,
Und im trauten kleinen Saale
Harrt mit Ungeduld man Dein.
Nun wirst du hereingetragen,
Göttlicher, du schöner Stoff,
Und ein Jeder muß sich sagen:
Das gibt einen feinen „Soff“!

Ruhe! Es wird angestochen!
Seht, wie perlt das kühle Naß!
Laßt das ungestüme Pochen,
Es bekommt ja jeder 'was.
Hat dann jeder 'was bekommen,
Nehm' er froh sein Glas zur Hand —
Wie war erst das Herz beklommen —
Jetzt sind wir aus Rand und Band.

Insbesond're nun vor Allen
Denkt der Frau'n, wie sich's gebührt;
Lasset laut ihr Lob erschallen,
Lieb' zur Frauen Jeden ziert.
Liebe bleibt ja stets vor allem
Uns'res Lebens Endziel doch,
Laut d'rum laßt es widerhallen:
Was wir lieben, lebe hoch!

Seid nun Alle froh und heiter,
Und vergeßt das Trinken nicht,
Pichelt lustig immer weiter,
Bis es Euch an Stoff gebricht.
Ist kein Tropfen mehr im Becher,
Ist es mit dem Trinken aus,
Schwanken alle biedern Zecher
Froh, doch nicht bezecht, nach Haus!

Alles ist bald überstanden,
Nur der Katzenjammer drückt,
Denn mit allzufesten Banden
Hält die Sinne er umstrickt.
Eines nur kann uns noch heilen:
Saurer Hering, himmlisch Vieh,
Willst du dich nicht bald beeilen?
Du verläßt uns sonst doch nie! —

J. Kannenberg.

Pullman, Jll., 27. Jan. 1901.

Dear Mr. Uncle!

Möchte Sie bitten, mir mitzutheilen, ob euch Töchtern der „Grünen Insel“ der Eintritt in die Räthselecke gewährt wird? Ein „Nein“ zur Antwort wäre eine große Enttäuschung, da ich eigens deutschen Unterricht nehme, um Ihre interessante Ecke Sonntags lesen zu können. Auch mein Verlobter „Officer“ Mulcahy, ist eifrig am Studiren der deutschen Sprache, da auch er der Ecke beitreten möchte, meiner Meinung nach jedoch blos, weil er denkt, es ist eine „feuchte“ Ecke. Er würde es jedenfalls mit Spund, Zapfen, Georg, Sigmund und den anderen „Lushers“ halten, da er im Trinken viel leisten kann. Das hat er natürlich in unserem benachbarten Kensington gelernt. Achtungsvoll

Bridget O'Shaughnessy.

Chicago, 30. Jan. 1901.

Lieber Onkel!

Das ist gescheidt von Ihnen, daß Sie den Vettern mit gutem Beispiel vorangehen und mäßiger werden wollen. Die Sache könnte doch schließlich schief gehen. Die bessere Hälfte der Ecke, und vor allem Lieschen, wäre im Stande, die ganze feuchte Ecke in eine Situation zu bringen, wo selbst Vetter P. S. R.'s Geschicklichkeit nicht ausreichen würde. Sie brächte es mit Hilfe ihres „Peggy“ fertig, die Erde sich aufthun und die ganze feuchte Vetterschaft, Vetter P. S. R. wohlweislich mit einbegriffen, verschlucken zu lassen. Ich wäre wirklich neugierig, wie Vetter P. S. R. dann das Rettungswerk beginnen würde. Mit Gruß an Sie und die ganze Ecke

H. W.

(Fortsetzung auf der 7. Seite.)

Geschäftsumfang großer Rhederei-gesellschaften.

In den nächsten Monaten werden nach und nach die großen Rhedereien der seefahrenden Nationen ihre Geschäftsberichte für 1900 veröffentlichen, und damit zu einer Vergleichung ihrer Erfolge herausfordern. Schon jetzt sagt freilich das führende englische Fachblatt, die „Shipping Gazette and Lloyds List," voraus, daß die deutschen Linien wiederum die größten Fortschritte für sich hätten und den englischen Wettbewerb weiter zurückdrängen würden. Das Blatt schreibt:

„Gegenüber den konkurrierenden Gesellschaften sind die beiden mächtigen deutschen Gesellschaften (Hamburg-Amerika Linie und Lloyd) bereits so thätig und auf der Höhe und in solch scharfem Wettbewerb mit englischen Linien, daß eine Maßregel, die ihnen mehr Ellbogenkraft geben soll, gewiß nicht zu denen gehört, auf die englische Gesellschaften gerne mit Genugthuung blicken. Und da hilft kein Verstecken der Thatsache, daß der Wettbewerb der deutschen Schiffahrtslinien mit den englischen Linien von Jahr zu Jahr schärfer wird. Ob es sich um Australien, China oder den Orient handelt, um das Kap, Südafrika oder um die Ueberfahrt, von der man in Zukunft als von der nordatlantischen Fähre sprechen wird, das konkurrierende Auftreten deutscher Dampfer drängt sich immer mehr der Beachtung der Reisenden und der Rheder auf. Deutsche Schiffer verladen und fahren viel von dem, was wir früher besorgten, und Güter, die nach London unter britischer Flagge zu kommen pflegten, um von dort nach deutschen Häfen überführt zu werden, gehen jetzt oft direkt nach den deutschen Häfen unter der Flagge des deutschen Vaterlandes. Thatsächlich drohen sich die Frachtschiffahrtsverhältnisse sogar zu unserem Nachtheil gänzlich umzudrehen, indem Güter für London zuerst nach deutschen Häfen gehen, um von dort nach der Themse gebracht zu werden."

Dabei mag vorweg daran erinnert werden, daß die beiden genannten deutschen Rhedereien schon als die größten und mächtigsten Schiffahrtsgesellschaften der Welt in das Jahr 1900 eingetreten sind. Ueberhaupt ist es vielleicht zweckmäßig, um die Beurtheilung der zu erwartenden Einzelangaben der Geschäftsberichte pro 1900 zu erleichtern, den Stand der großen internationalen Rhedereien zu Anfang 1900 vergleichend zusammenzustellen, soweit er aus den Angaben des „Fairplay" und nach den im Laufe des Jahres veröffentlichten Geschäftsberichten jetzt bekannt geworden ist.

Als die größten Rhedereien erscheinen schon zu Anfang 1900 die beiden deutschen, die Hamburg-Amerika Linie mit einer Flotte von 335,230 Registertonnen brutto im Betrieb (69 Seeschiffe), der Norddeutsche Lloyd mit 317,928 Registertonnen (64 Seeschiffe). Da beide Rhedereien gerade zum Anfang 1900 eine ungewöhnlich große Zahl von Schiffen im Bau hatten, so steigt beider Tonnage mit diesen über 500,000 Tonnen. (Die der Hamburg-Amerika Linie ist durch Zukauf einer südamerikanischen Linie jetzt über 600,000 Tonnen gekommen.) Als dritte deutsche Linie mit über 100,000 Ton. ist für Anfang 1900 die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft mit 108,260 Tonnen (32 Seeschiffe) zu nennen, als vierte die Bremer Hansa mit 104,953 Tonnen (35 Schiffe). Inzwischen hat wohl auch die Gesellschaft Kosmos in Hamburg diese Grenze überschritten. In England hat die „British India Steam Navigation Co. 311,268 Tonnen (107 Seeschiffe), die „Peninsular & Oriental St. N. Co." 261,937 Tonnen (52 Seeschiffe), die „Pacific Steam Nav. Co." 128,616 Tonnen (35 Schiffe), die „Cunard Line" 126,472 Tonnen (21 Schiffe), die „Castle Mail Packet Co." 106,886 Tonnen (20 Schiffe). Außer diesen Gesellschaften dürften noch 12 englische Firmen über eine Flotte dieses Umfangs verfügen. Von den übrigen Nationen stellt zu diesen Riesenunternehmungen Frankreich die „Messageries Maritimes" (63 Schiffe, 243,000 Tonnen) und die „Cie. Generale Transatlantique" (62 Schiffe, 187,000 Tonnen), Italien die „Navigatione Generale" (98 Schiffe, 178,000 Tonnen), Rußland die Russische Schiffahrts- und Handels-Gesellschaft (60 Schiffe, 161,220 Tonnen), Oesterreich den Oesterreichischen Lloyd (64 Schiffe, 154,033 To.), Dänemark die „Forenede Dampskibs-Selskab" (120 Schiffe, 126,352 Tonnen), Japan die „Nippon Yusen Kabushiki Kaisha" (67 Schiffe, 191,543 Tonnen).

Die deutschen Rhedereien stehen hinsichtlich ihres Kapitals und des durchschnittlichen Alters ihrer Schiffe, das pro Schiffstonne berechnet wird, und das für den Werth der Flotte und die Sicherheit des Betriebs ein wichtiges Kennzeichen ist, ebenfalls am günstigsten da. Der Norddeutsche Lloyd hat ein Aktienkapital von 80 Mill. Mark; seine Schiffe sind durchschnittlich 7.0 Jahre alt. Die Hamburg-Amerika Linie hat 65 Mill. Mk. Aktienkapital (jetzt auch 80 Mill.), und ihre Schiffe sind im Durchschnitt 5.2 Jahre alt. Die Südamerikanische Linie hat 11¼ Mill. Mk. Aktienkapital, und das Alter ihrer Schiffe ist 4.8 Jahre; bei der Hansa finden wir 10 Mill. und 5.9 Jahre Durchschnittsalter. Für England ergeben sich die folgenden Zahlen: „British India Co." 13.9 Mill. und 12.7 Jahre, „Peninsular and Oriental Co." 23.8 Mill. Mk. und 10.0 Jahre, „Pacific Steam Nav. Co." 29.5 Mill. und 9.9 Jahre, „Cunard Line" 32 Mill. und 10.8 Jahre, „Castle Mail Packet Co." 19.2 Mill. und 6.7 Jahre. Die russische Linie hat 32 Mill. Mk. und ein Durchschnittsalter der Schiffe von 14.6 Jahren, die österreichische 21.4 Mill. und 13.6 Jahre, die dänische 16.8 Mill. und 12.5 Jahre, die japanische 46.2 Mill. und 10.0 Jahre. Dem günstigen Altersverhältniß entsprechend ist der Werth der deutschen Schiffe pro Tonne auch ein hoher, wenngleich infolge ihrer vorsorglichen starken Abschreibungen dies in der Bilanz nicht ganz zum Ausdruck kommt.

Von Schiffahrtsgesellschaften mit einer Flotte zwischen 50,000 und 100,000 Tonnen sind die folgenden entsprechenden Zahlen pro Anfang 1900 bekannt geworden: In Deutschland die Hamburger Gesellschaft Kosmos (90,007 Tonnen, 11 Mill. Mk. Aktienkapital, 6.3 Jahre Durchschnittsalter der Schiffe), Deutsch-Australische Dampfschiffahrtsgesellschaft in Hamburg (59,917 Tonnen, 6.75 Mill., 4.5 Jahre), dazu würde die private Hamburger Rhederei von Rob. M. Sloman mit 68,502 Tonnen treten. In England kommen hinzu: „Royal Steam P. Co." (91,091 Tonnen, 18 Mill., 12.4 Jahre), „West India & Pacific Steamship Co." (88,459 Tonnen, 6.4 Mill., 7.9 Jahre), „African Steamship Co." (81,490 Tonnen, 12.9 Mill., 8.4 Jahre), „New Zealand Shipping Co." (79,506 Tonnen, 9.5 Mill. Mk.), „Union Steamship Co. of New Zealand" (74,627 Tonnen, 12 Mill., 11.9 Jahre), „Indo-China Steam Navigation Co." (63,875 Tonnen, 9.9 Mill. Mk., 10.6 Jahre); in Frankreich die „Chargeurs Réunis" (89,273 Tonnen, 10.0 Mill., 10.95 Jahre).

Eine weitere Anzahl deutscher Rhedereien hatten vor einem Jahr 25,000 bis 50,000 Tonnen im Betrieb, außer den Hamburger Linien von Woermann, Laeisz, Wencke & de Freitas, der Petroleumgesellschaft in Hamburg, den Firmen Rickmers' Reismühlen in Bremerhaven und Wätjen & Co. in Bremen die Gesellschaften: Deutsche Levante-Linie in Hamburg (41,311 To., 4 Mill. Mk. Aktienkapital, 14.2 Jahre Durchschnittsalter der Schiffe), Gesellschaft Argo in Bremen (36,037 To., 7 Mill., 10.0 Jahre), Deutsche Ostafrika-Linie in Hamburg (31,448 To., 5 Mill., — jetzt 10 Mill. — 8.0 Jahre), die Gesellschaft Neptun in Bremen (28,046 To., 3.5 Mill., 8.85 Jahre).

Von sonstigen Rhedereien seien genannt: in England die „China Mutual St. Nav. Co." (49,391 Tonnen, 1.8 Mill. Mk., 3.6 Jahre), die „West Hartlepool St. Nav. Co. (46,041 To., 8.2 Mill., 6.2 Jahre), die „Houlder Line," Ltd. (40,147 Tonnen, 9.5 Mill., 5.4 Jahre), die „Orient Steam Nav. Co." (36,655 Tonnen, 9.3 Mill., 13.55 Jahre), die „Mercantile Steamship Co." (32,228 Tonnen, 4 Mill., 7.55 Jahre), die „Moor Line" (28,203 To., 3.3 Mill., 5.8 Jahre), die „Neptun St. Nav. Co." (27,554 Tonnen, 2.6 Mill., 6.6 Jahre). Hierher gehören auch die Holland-Amerika Linie (34,568 To., 10.2 Millionen., 11.4 Jahre) und die italische „La Veloce" (33,796 Tonnen, 13.3 Mill., 8.6 Jahre).

Der Einfluß des elektrischen Stroms auf den Menschen

ist mit ganz besonders sorgfältigen Mitteln von Dr. Jellinek in Wien untersucht worden. Der Gelehrte hat für seine Versuche eine größere Zahl von Elektrizitätsarbeitern benutzt. Sämmtliche Versuchspersonen standen im Alter von 20 bis 30 Jahren, erfreuten sich einer vollkommenen Gesundheit und waren frei von Alkoholismus und Bleivergiftung, welch' letztere bei der Beschäftigung mit Akkumulatoren häufig eintritt. Jellinek ließ Gleichströme und Wechselströme von nur 50—150 Volt Spannung 5—10 Sekunden auf die Arbeiter einwirken, außerdem auch hochgespannte Ströme, diese aber nur für einen Augenblick. Die Versuchspersonen hatten aber auch garnichts dagegen, vorübergehend mit Strömen von 3—500 Volt Bekanntschaft zu machen. Im Interesse des Forschers sei noch vermerkt, daß er diese Ströme stets zunächst an seinem eigenen Körper versucht hatte. Die Versuche haben gezeigt, daß der elektrische Strom ziemlich bedeutende Schwankungen des Blutdruckes in den Gefäßen des menschlichen Körpers hervorruft. Ein Gleichstrom läßt den Blutdruck sofort nach der Einwirkung erheblich steigen, erhöht zuweilen auch die Häufigkeit der Herzschläge, aber bald tritt wieder eine Beruhigung ein. Von anderer Wirkung sind die elektrischen Wechselströme, die als weit gefährlicher durch verschiedene Unglücksfälle leider schon genugsam berüchtigt geworden sind. Merkwürdigerweise führen sie eine Verminderung des Blutdruckes herbei, gleichzeitig aber eine zuweilen auffallend beschleunigte Herzthätigkeit. Eine kurze Einwirkung hochgespannter Ströme erzeugt zunächst ein Herabsinken des Blutdrucks, dann aber stets ein Ansteigen, während die Herzthätigkeit gewöhnlich verlangsamt erscheint, so daß Jellinek einmal nur 42 Pulsschläge nach einem solchen Experiment gemessen hat. Eine merkwürdige Erscheinung war außerdem bei diesen Versuchen zu Tage getreten, nämlich eine bei der Einwirkung des Stromes eintretende Versteifung gewisser großer Adern. Bei einigen sehr jungen Arbeitern nahm die große Pulsader am Unterarm eine so starre Beschaffenheit an, daß sie sich wie ein Federkiel anfühlte, und zeigte außerdem zuweilen eine leichte Schlingelung; ebenso auffallend war die Beschaffenheit der Schläfenader, die gewöhnlich weit hervortrat, einen geschlängelten Verlauf und ein starkes Pulsiren erkennen ließ. Bei Elektrizitätsarbeitern scheint dieser Zustand der Adern im Laufe der Jahre unter dem Einfluß häufiger elektrischer Einwirkungen chronisch zu werden, er ist aber auch schon bei ganz jungen Arbeitern beobachtet worden. Im übrigen scheint dieser Beruf keine dauernde Störung der Gesundheit mit sich zu bringen, wenn nicht einmal durch Berührung mit zu starken Strömen geradezu ein Unglücksfall eintritt. Endlich ist noch zu erwähnen, daß der Widerstand des menschlichen Körpers gegen den Durchgang des elektrischen Stromes sehr verschieden ist und bei einigen Personen nur 16,000, bei anderen dagegen 60,000 Ohm beträgt. Je größer der Widerstand des Körpers, desto größer ist begreiflicherweise auch die Empfindlichkeit gegen den Strom.

Ein Fortschritt der drahtlosen Telegraphie.

Neuerdings ist Professor Slaby in Berlin ein wichtiger Fortschritt gelungen, der für die Anwendung der drahtlosen Telegraphie ganz neue Bahnen eröffnet. Der bisherigen Funkentelegraphie haftet ein empfindlicher Mangel an; es ist nicht möglich, mehrere korrespondirende Stationen zugleich arbeiten zu lassen, sie stören sich gegenseitig. Hierdurch wurde die Anwendung der Funkentelegraphie zunächst auf die Marine beschränkt. Die neue Erfindung beseitigt nun diesen Uebelstand, sie ermöglicht, daß beliebig viele Stationen gleichzeitig telegraphiren können, ohne sich gegenseitig zu stören. Das folgende, im Sitzungssaal der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft von Slaby einer geladenen Gesellschaft vorgeführte Experiment bewies diese Behauptung. Auf dem Vortragstisch standen zwei Empfangsapparate, welche beide mit dem Blitzableiter am Schornstein der elektrischen Zentrale Schiffbauerdamm verbunden waren, ohne daß man dessen Erdverbindung aufgehoben hatte. Einige Funken, welche der Vortragende dem Induktorium entlockte, gaben in Morsezeichen zwei weit von einander entfernten Stationen das Signal zum Beginn der Korrespondenz. Die eine dieser Stationen befand sich in Schöneweide an der Oberspree, 14 Km. entfernt, die andere im Laboratorium Slabys in der technischen Hochschule zu Charlottenburg, in der Luftlinie etwa 4 Km. vom Vortragssaal. Ein kurzer Augenblick des Harrens unter allgemeiner Spannung — dann begannen beide Apparate mit geschäftigem Ticktack zu antworten. Ungestört von einander schrieben sie mit der üblichen schnellen Telegraphirgeschwindigkeit ihre Stationsnamen auf den Morsereifen.

An der Hand analoger mechanischer Vorstellungen gab Professor Slaby eine Erklärung der Erfindung. Sie beruht auf einem eingehenden Studium der elektrischen Wellen, welche von dem Geberapparat ausgesandt werden. Durch eigenthümliche Schaltungen werden elektrische Wellen von genau bemessener und vereinbarter Länge erzeugt. Ebenso sind die Empfangsapparate für Wellen vereinbarter Länge abgestimmt. Kommen nun Wellen von verschiedener Länge an einem und demselben Empfangsdraht an, so findet eine automatische Sortirung derselben statt, ein Durchsieben oder Durchfiltriren, wie es der Vortragende nannte, derart, daß in die verschiedenen angeschlossenen Empfangsapparate nur solche Wellen Zutritt haben, für welche sie abgestimmt sind. Für Wellen von nicht passender Länge sind die Empfangsapparate gleichsam immun gemacht. Geheimrath Slaby schilderte sodann die Einrichtungen an den Sendestationen, die unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen funktioniren. In Charlottenburg sendet die Wellen ein Draht von 16 Meter Länge auf dem Dache des Gebäudes der Hochschule. Die Herunterführung zum Laboratorium an der Westfront des Hauses ist wirkungslos, da der ganze Gebäudekomplex der Hochschule davor liegt. In Schöneweide ist es ein zwischen zwei Schornsteinen herunterhängender Draht. Die dort ausgesandten Wellen müssen Berlin in seiner größten Ausdehnung von Südost nach Nordwest durchqueren, und werden durch zahlreiche dazwischen liegende Schornsteine und Thürme geschwächt. Die Aufgabe war nur zu lösen durch eine zweite Erfindung, welche die Intensität der geschwächten Wellen wieder verstärkt. Dieser Apparat, vom Erfinder Multiplikator genannt, erhöht die Spannung der elektrischen Wellen in selbstthätiger Weise. Die Wirkungsweise erläuterte der Vortragende durch eine Stimmgabel, welche beim Anschlagen nur einen schwachen, schnell verklingenden Ton von sich gab. Setzte er sie jedoch auf einen geeigneteren Resonanzboden, so schwoll der Ton sofort zu bemerkenswerther Stärke und dauerte lange an. Was der Resonanzboden für ein musikalisches Instrument, das leistet der Multiplikator für den Empfänger der Funkentelegraphie. Durch einige elektrische Experimente wurde die überraschende Wirkung des Multiplikators weiter erläutert.

Die Erfindung, deren Tragweite sich noch nicht absehen läßt, hat Professor Slaby in ihren Grundzügen der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft mitgetheilt, welche sie unter hervorragender Mitwirkung des Grafen v. Arco, eines früheren Assistenten des Professors Slaby, technisch weiter bildete. Sie scheint übrigens in der Luft gelegen zu haben, denn fast gleichzeitig wird aus London gemeldet, daß auch Marconi eine drahtlose Mehrfachtelegraphie erfunden habe, die er zur Zeit allerdings noch nicht bekannt geben wolle.

Entstehende Welten.

Schon auf der Schule lernt man die berühmte von Kant und Laplace gleichzeitig aufgestellte Theorie kennen, derzufolge sich das Sonnensystem aus einer rotirenden glühenden Nebelmasse entwickelt haben soll. Diese Vorstellung hat sehr an Wahrscheinlichkeit gewonnen, seit das Fernrohr am Fixsternhimmel große Nebelmassen entdeckt hat, die wohl nichts Anderes sind, als Weltsysteme im Zustande des Werdens, wie er ursprünglich auch unserm Sonnensystem eigen gewesen sein muß. Mit wunderbarer Anschaulichkeit hat neulich der ausgezeichnete englische Astronom Sir Robert Ball die damit zusammenhängende Frage besprochen, und der Inhalt seiner prächtigen Darstellung ist in seinen Hauptzügen: Ein Photograph benutzt für seine Camera eine kleine Blende, wenn das Licht sehr hell ist, und erweitert diese, wenn das Licht schwächer wird, damit er immer das richtige Maß von Licht auf seine Platte leiten kann. Die Regenbogenhaut des menschlichen Auges ist für dieses eine natürliche Bleide, bei der Katze kann man die Wirkung der Regenbogenhaut noch leichter beobachten, weil sie bei ihr größer ist. Das Fernrohr unterstützt uns im Sehen, weil es gestattet, die Blende unseres Auges noch weiter zu vergrößern, denn da Niemandes Auge so groß ist, wie das Objektivglas eines Fernrohres, so sammelt dies eine viel größere Menge von Strahlen und führt sie als ein kleines Bündel in unser Auge ein. So benutzt ein Beobachter an dem größten Fernrohr der Welt, dem Yerkes-Teleskop, dessen Linse eigentlich an Stelle seines Auges, also ein künstliches Auge von vierzig Zoll Durchmesser, an Stelle seines natürlichen von der Größe eines Fünfpfennigstücks. Mittels eines solchen Auges entschleiern sich uns wunderbare Geheimnisse des Sternenhimmels. Es erscheinen am Firmament u. a. zahlreiche große Nebel, feurige Massen glühender Gase, aber einige dieser Himmelskörper, die in einem kleinen Fernrohr als Nebel erscheinen, lösen sich in einem größeren zu Haufen winziger Sterne auf, und was vorher nur als ein Lichtfleck am Himmel erschien, bildet nun ein Gewimmel von Myriaden einzelner Sterne wie ebenso viele Diamanttropfen. Diese Thatsache führte einstmals zu einem lebhaften Streit, denn man meinte, es gäbe in Wirklichkeit überhaupt kein solches Ding wie einen Nebel am Himmel, und die sogenannten Nebel erschienen nur deshalb als solche, weil wir noch kein genügend starkes Fernrohr hätten, um sie als das zu erkennen, was sie eigentlich wären, nämlich als Sternhaufen. Es war eines der großen Verdienste des Astronomen Huggins, des derzeitigen Präsidenten der Royal Society in London, das thatsächliche Vorhandensein von Nebeln am Himmel nachzuweisen und zu zeigen, wie sich ein Nebel von einem Sternhaufen mittels des Spektroskops sofort unterscheiden läßt. Wenn das Licht von einem Stern durch ein Prisma gelenkt wird, so entsteht ein Lichtband, dessen Farbe allmählich wie ein Regenbogen von Indigo und Violett bis zu Orange und Roth übergeht, und an gewissen Stellen von dunklen Linien durchzogen wird. Das Licht von einem Nebel aber gibt, wenn es in dieser Weise behandelt wird eine ganz andere Erscheinung, nämlich ein dunkles Band mit hellen Linien. Dieser Sesamschlüssel befähigt den modernen Astronomen, von einem räthselhaften Himmelskörper mit Sicherheit zu sagen, ob er ein einzelner Stern ist oder aus einzelnen Sternen besteht oder ob er eine Nebelmasse ist, und er hat festzustellen erlaubt, daß viele Himmelskörper nichts Anderes sind, als ungeheure Massen glühenden Gases. Einige von ihnen mögen sich durch allmäliges Zusammenschrumpfen in Weltsysteme umwandeln, wie dasjenige, dessen Zentrum unsere Sonne ist, bei anderen ist diese Umwandlung bereits vollendet. Zuweilen kann es fast scheinen, als sähen wir, wie das von Kant und Laplace verkündete Gesetz am Himmel in Thätigkeit tritt. Wenn wir z. B. durch ein Fernrohr den Blick auf den großen Spiralnebel im Sternbild der Jagdhunde richten, so erhalten wir den Eindruck einer ungeheuren, um einen Punkt herumgewirbelten Masse, von der sich kleinere Massen loszulösen scheinen in derselben Weise, wie sich die Erde einst von der Sonne getrennt hat. Eine enorme Fülle solcher Nebelmassen ist über den ganzen Himmel ausgestreut in dessen nördlicher wie in dessen südlicher Halbkugel, und einige von diesen Nebeln sind von so erstaunlicher Größe, daß man Stücke von der Fläche des deutschen Reiches ausschneiden und jedem Mann und jeder Frau und jedem Kind auf der Erde eines davon geben könnte, ohne daß eine Abnahme zu bemerken wäre. Eine kaum zu zählende Menge solcher Nebel ist durch die großen Fernrohre und auf dem Wege der Photographie zu entdecken, aber eine noch viel größere ist in Wirklichkeit vorhanden, denn wir können nur diejenigen wahrnehmen, die mit der größten Fläche nach uns zu gerichtet sind. Da aber das Weltall nicht in der Absicht zusammengesetzt ist, von dem Erdenvolke beobachtet zu werden, so ist es Sache eines einfachen Vernunftschlusses, daß noch viele Nebel nicht mit ihrer größten Fläche der Erde zugewandt sind und uns daher verborgen bleiben. Daraus mag man sich eine Vorstellung bilden von der unermeßlichen Zahl dieser werdenden Welten am Himmelszelt.

Eine vorgeschichtliche Stadt im Westerwald.

Man berichtet aus Wiesbaden: Im Herbst 1899 stieß Ministerialrath Soldan aus Darmstadt bei Ausgrabungen nach Alterthümern unweit des Westerwalddorfes Neuhäusel, 9 Kilometer nordöstlich von Ehrenbreitstein, auf Spuren einer Ansiedlung von ungewöhnlichem Umfang. Sie bedeckt im Geviert von Westen nach Osten eine Fläche von 1,25 Kilometer und von Norden nach Süden etwa 0,8 Kilometer eines steil nach Norden und Osten abfallenden, bewaldeten Hanges. Südlich wird sie durch die Staatsstraße Koblenz, Montabaur, Limburg begrenzt, in der Richtung eines vermuthlich schon vor der Römerschaft vorhanden gewesenen Straßenzuges. Im „Verein für Nassauische Alterthumskunde" berichtete Herr Soldan sehr eingehend über die bisherigen Ergebnisse seiner Nachgrabungen an dieser Stelle: Ueberall stößt man auf kleine flache Hügel oder Plattformen, ähnlich alten Kohlenmeilerplätzen, aber kleiner als diese; sie bergen die Reste der Wohnstätten. Die gewöhnlichen sind sämmtlich ziemlich gleichseitige, aber nie ganz rechtwinklige Vierecke von 4 bis 6,75 Meter Seitenlänge. Die erhöhte und genau horizontale Fußbodenplattform ist gestampft und besteht zum Theil aus einem Gemenge von Westerwälder Thon und kleinen Steinchen; an den Seiten findet man die Wandpfostenlöcher, meistens je acht. Im Innern führt ein knieförmiger Gang zu der etwa 0,75 Meter unter dem Fußboden liegenden Feuerstelle mit einer gemauerten, oder von Pflöcken getragenen Bank. Die Feuerstelle ist regelmäßig mit der an der nächsten Ecke angebrachten Vorrathsgrube verbunden. Die Wände bestanden aus gewöhnlichem Fachwerk, das Dach wohl aus Stroh oder Ginster, wobei für einen Regenablauf in die Wassergrube neben dem Haus gesorgt war. Außer diesem Wohnungstyp sind bisher auch drei größere Bauten aufgefunden worden. Den einen Bau von 12 Meter Länge und 7 Meter Breite, der mit einem Vorbau nach Süden versehen war, deutet der Vortragende als einen großen Raum, in dessen Mitte sich ein besonderer, über das Dach hinausragender, gleichfalls gegen Regen gedeckter Rauchabzug befunden habe; nach der Gruppirung zu Nachbarhütten scheine es etwa ein Bauernhof gewesen zu sein. Der zweite, noch größere Bau ist noch nicht näher untersucht. Das dritte und größte bisher gefundene Anwesen mit 17,5 Meter Seitenfläche und zwei quadratischen Höfen zeigt allerlei Besonderheiten. Die Untersuchung ist vielfach aus dem Grunde schwierig, weil zur völligen Aufdeckung Bäume weggehauen werden müßten, die aber beim Niederstürzen auf das sehr lockere Erdreich die darunter liegenden Fundstätten zerstören könnten. Herr Soldan fühlt sich an Dörpfelds Schilderung von der durch Schliemann aufgedeckten Burg von Tiryns erinnert und glaubt den Sitz eines Häuptlings vor sich zu haben. An der ganzen West- und Südseite war die Ansiedelung durch einen Graben von 4—4,5 Meter Breite und 1,25—1,50 Meter Tiefe geschützt; an einzelnen Stellen befinden sich schmale Nothübergänge. Der Vortragende glaubt der Ansiedelung ein Alter von zweieinhalb Jahrtausenden zusprechen zu können. In 29 aufgedeckten Gräbern — ein besonderes Leichenfeld hat man bisher nicht finden können — war keine Spur von Verbrennung zu konstatiren, sodaß wir also nur Bestattungsgräber vor uns haben. Eine kleine Broncespange zeigt die für die jüngere Hallstattzeit charakteristische Form der Paukenfibel. Zwei Bronceringe in einem zierlichen Holzbüchschen, sowie Theile eines Broncegürtels mit Leder- und Stoffunterlage ähneln Gräberfunden — am Ammersee. Die Zeit, zu welcher die Ansiedlung verlassen wurde, kann nur auf Grund weiterer Untersuchungen bestimmt werden; die Zeit, in welcher sie nicht mehr benutzt wurde, ist aber nach Herrn Soldans Schlüssen jedenfalls die Epoche, in welcher die Römer sich in der Gegend festsetzten. Der römische Pfahlgraben mit einem römischen Wartthurm zieht sich mitten durch die Ansiedlung hin und durchschneidet sogar einzelne der Häuserplattformen mit solcher Schärfe, daß man annehmen muß, die Siedlung sei damals schon von einer hohen Humusschicht überdeckt und längst vergessen gewesen. Andernfalls ließe sich auch das völlige Fehlen römischer Fundstücke nicht erklären.

(Fortsetzung von der 6. Seite.)

Briefe an den Räthsel-Onkel.

New York, 31. Jan. 1901.

Lieber Onkel!

Um genau anzugeben, nach welcher neuen Orthographie ich schreibe, müßte ich Ihnen nun sagen, in welchen Jahren meine Schulzeit war. Das haben Sie wohl hauptsächlich gewollt, um so ganz bequem auf mein Alter schließen zu können. Aber daraus wird nichts, Onkelchen, auf den Leim krieche ich nicht! Die Altersfrage ist überhaupt eine sehr heikle, und beim weiblichen Geschlecht schon ganz unerforschlich, — wie manchmal die Wege des Allmächtigen.

Gestatten Sie, verehrter Onkel, daß ich Sie meiner heißesten Dankbarkeit versichere, denn Sie haben mir mit Ihrer guten Meinung von den „herzigen kleinen Mädchen", neuen Lebensmuth eingeflößt. Obgleich Sie bei dem Ausspruch Julia im Sinne hatten, kann ich es doch auch auf mich beziehen, da ich mich leider zur Sorte der „kleinen Mädchen" bekennen muß; ob mehr oder weniger herzig, darüber verbietet mir meine Bescheidenheit (?) zu sprechen.

Man hat Ihnen von verschiedenen Seiten drei Vorschläge gemacht. (Natürlich, aller guten Dinge sind drei.) Nämlich: eine Vorstellung zu veranstalten, die ganze Seelenverwandtschaft zu einem Maskenball zu versammeln, und „last but not least", daß eine jede Nichte einen Neffen auf's Korn nehme. Die Auswahl ist da, und für einen dieser Vorschläge sollten Sie sich doch entscheiden, Onkel, oder sonst zur Strafe selbst einen noch besseren Vorschlag machen. Ich stehe ganz zu Ihrer Disposition; zur Vorstellung, zum Maskenball oder zur Bekehrung — wie Sie mich nach Ihrem Gutdünken am besten verwenden können.

Ich habe solch' tiefes Mitleid mit dem armen Vetter Leopold und seinen trüben Erfahrungen! Ein Glück nur, daß seine Schwiegermutter gleich einen Arzt geholt hat, sonst wäre er im Schweinsblut verblutet. — Und die Moral von der Geschichte? Daß eine Schwiegermutter unbedingt zum Lebensglück eines Mannes nothwendig ist! —

Haideröschen.

Werthestes Onkelchen!

Schon lange bin ich eine Ihrer stillen Verehrerinnen, und immer glücklich, wenn die liebe Ecke mit Ihrem freundlichen Gesicht darin des Sonntags erscheint. Als sich nun gar ein neuer Vetter mit so gediegenen und vernünftigen Ansichten, wie Herr T. C. G. sie hat, zu den Uebrigen gesellte, schlug mein Herz gleich diesem enthaltsamen Jüngling entgegen, und mein Glück schien vollständig. Allein: „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zu Theil", und so ging es auch mir; zu meinem Leide mußte ich sehen, wie die meisten Vettern und Basen über mein Ideal herfielen, ihn verhöhnten, sich über ihn lustig machten, und ihm alle möglichen und unmöglichen Titel beilegten, und nur deshalb, weil er nicht „boozed". Man nannte ihn sogar einen Pökel-Häring! Wie paßt dieser Ausdruck zu Enthaltsamkeit? Meiner Ansicht nach gehören Häringe immer zum Katzenjammer, und dergleichen kennt natürlich Herr T. C. G. gar nicht. Und überhaupt, wenn ich nicht irre, wohnt die das schrieb in einem Vororte Chicagos, der berühmt ist, wegen seiner Temperenztanten; wie verträgt sich das? Thäte sie nicht besser, ihren Wohnort nach Milwaukee zu verlegen?

Mit den besten Grüßen an die Ecke und einem Kußhändchen für Sie verbleibe ich Ihre Nichte Else.

Chicago, 30. Jan. 1901.

Lieber Räthselonkel!

In das Loblied über den Kaffee und Thee, von unserer Nichte Julia, kann ich garnicht so begeistert einstimmen. Ich habe schon manchen Kaffeeklatsch mitgemacht, habe aber noch nicht gefunden, daß gar so viel Geist im Kaffee ist. Ob eine Theilnehmende wirklich je einmal einen vernünftigeren Einfall bekam, als über die liebe Nächste, die da nicht erschienen war, herzuziehen? Ich liebe auch eine Tasse Mokka, aber allzuviel ist auch davon ungesund. Und viel Thee macht rothe Nasen!

Nun, Onkel, sagen Sie mir mal Ihre Meinung: Ist ein guter Grogg oder ein gutes Glas Glühwein nicht besser als Kaffee oder Thee in dieser Grippezeit?

Onkel, ich kann noch gar nicht glauben, daß unsere Base Julia eine alte Jungfer sein soll! Ich stelle sie mir als ganz vernünftige Hausfrau vor, die den Männern schon manches Mal ganz „bannig" den Kopf gewaschen hat; sie zählt nicht zu den „Sitzengebliebenen". Denn:

Alter Wein — welch' Hochgenuß,
Aber alter Jungfern Kuß —
Brrr.... wer das vertragen kann
Ist ein farbenblinder Mann.

Ist es nicht so, Onkel? Mit den besten Grogg- und Glühweingrüßen Ihre Nichte „Rosamunde".

Lieber Onkel!

„Warum" ich diese Woche so spät von mir hören lasse, werden Sie gleich erfahren, natürlich „darum":

Maskenball, Kater, Räthsellösen, wie reimt sich das zusammen?

Der Maskenball war schön gar sehr,
Der Kater brummt im Kopf umher,
Macht's Räthsellösen viel zu schwer.
So reimt sich das zusammen.

Lieschen, Wankelthurm, Feder, wie u. s.w.

Das Lieschen kann vernichten
Mit Wankelthurm-Gedichten
Und Feder uns mit nichten. So usw.

Trinken, Julchen, Vetter, wie usw.

Das Trinken bringt in große Wuth
Das Julchen, und dies ist nicht gut;
Den Vettern bringt es frischen Muth. So usw

„Komm mal mit", Undank, Joh. Spund, wie usw.

„Komm mal mit" ist ein fauler Hohn,
Und Undank, das ist jetzt mein Lohn
Vom Johann Spund. „Ick kenn' Dir schon".
So usw.

Th. C. G., Thee u. Branntwein, wie usw.

Ganz anders spricht jetzt T. C. G.
Er trinkt nebst seinem dünnen Thee
Sogar noch Branntewein. Oh weh!
So reimt sich das zusammen.

Mit freundlichem Gruß verbleibe ich Ihr vermaskenballirter Neffe P. S. R.

Davenport, Ja., 29. Jan. 1901.

Geehrter Herr Onkel!

Ihr neulich versuchtes Mittel zur Austreibung des Druckfehlerteufels aus der Räthselecke scheint Erfolg zu haben, oder sollte der Kerl sich schämen, weil Sie ihn als Preisräthsel benutzt haben? Blicken hat er sich noch nicht wieder lassen. Sollte er aber, wie ich nicht hoffe, wieder einmal frech werden, so erlassen Sie nur getrost den Aufruf.

Auf uns — Hinterwälder — können Sie sicher rechnen, sind wir auch nur ein kleines Häuflein, und erst wenig von der Kultur beleckt, so halten wir doch treu zur Fahne, und werden den Onkel in Zeiten der Noth nicht verlassen. Wie ich bestimmt aus bester Quelle erfahre, hat sich die Zahl der Abonnenten Ihres Blattes hier bedeutend vermehrt, wie viele davon sich der Ecke anschließen werden, kann ich nicht voraussehen.

Achtungsvoll grüßend H. D.....r.

Wer kennt den Namen?

Nun im schönen Kansasstaate
Ohne Mask' macht Maskerade
Immerfort bei Tag und Nacht
Temp'renz-Eifer — nicht gelacht! —
Ach, da schützen Wirthshaus-Spiegel
Nur noch starke, feste Riegel.
Ei, es wird nicht lange dauern —
Ich thu' schon drauf mit Freuden lauern —
Reißt auch bei uns die Wuth noch ein —
„Reformed" auch hier man fest zum Schein.
Ah, nun der Name? Ihr kennt ihn schon;
Carambo — d'rin ist der Anfang davon! —
(Die Anfangsbuchstaben von unten nach oben sagen Bescheid.) Marie C.

Chicago, 29. Jan. 1901.

Lieber Onkel!

Ich habe mich fast geschämt, Ihnen die Lösung des ersten Räthsels („Voll") einzuschicken, da ich nicht dachte, es nicht von Ihnen glaubte, daß Sie voll nach Ihrer Office hinkämen. Ich habe Sie mir immer als einen soliden Mann vorgestellt, der zwar einen guten Tropfen nicht verachtet, aber dennoch so viel vertragen kann, daß er nicht voll wird. Also, Onkel, bessern Sie sich in Zukunft, und beherzigen Sie die Auflösung des letzten Rebenräthsels: „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit". In der Hoffnung, daß Sie nun nicht gar zu brav werden, verbleibe ich mit Gruß Ihr Neffe Berthold Ihrcke.

An Vetter Spund.

Ach! „Spund", es ist schon wieder Morgen,
Wo krieg' ich blos 'nen Bittern her?
Der „Charlie" will mir nichts mehr borgen,
Und „Knöppe" hab' ich auch nicht mehr.
Ich weiß, pump' ich den „Onkel" an,
Nennt der mich einen „Ludrian";
D'rum, „Spund", hör', pump' mir doch 'nen Groschen,
Damit ich kann den „growler rushen"!

Ihnen, lieber Onkel, nebst der ganzen Räthselecke dasselbige wünschend, verbleibe ich Ihr pumpender Fritz L.

Räthsel-Briefkasten.

Frau M. M. — Ihre Lösung zu dem Räthsel 553 hat dem Onkel so gefallen, daß er sie der Verwandtschaft mittheilen mußte. Richtig war sie freilich nicht, wie Sie sehen werden, aber unendlich viel schöner, als die Lösung „voll", hinsichtlich der Sie, bitte, die Antwort an Berthold J. lesen wollen.

Johannes Sp. — Reden Sie doch nicht so laut vom Im-Geheimen-trinken — den Schein, Verehrtester, den Schein müssen wir wahren! Sehen Sie nur, was die Kneipprahlerei dem Onkel eingebracht hat!—

Haideröschen. — Sie können's dem Onkel getrost glauben, auch für Sie hat er nur jene Bezeichnung, und wenn's schon so sein muß und er, falls ihm nicht etwas Besseres einfällt, sich für einen jener drei Vorschläge entscheiden muß, so gibt er der individuellen Bekehrung, Verbesserung oder Verböserung den Vorzug und stellt sich selbst dem New Yorker „Haideröschen" zur Verfügung. 'S ist immerhin ein tüchtiger Katzensprung: — New York—Chicago — da hat's nicht so viel Gefahr. Gruß.

Else. — Dank für den Kuß—das Händchen dürfen Sie behalten.

Frau E. H. — Kein Glück in der Liebe? — Wer das glaubt!

Frau L. S. — Stimmt — so ist's besser — soll nun auch bald benutzt werden.

Julia. — Ihr Schildkröten-Abenteuer war ja schrecklich und es hat sich gewiß Alles so zugetragen, wie Sie schreiben; nur Eines ist dem Onkel aufgefallen — daß es Ihnen möglich sein sollte, eine Gänsekaut zu kriegen!! Sieh, sieh' — wer hätte das gedacht?! —

P. S. — So, Sie haben sich ein „Genie" anders vorgestellt, und es scheint fast, als ob Ihnen das „onkelige Genie" etwas lächerlich vorkäme. — Wissen Sie: ein richtiges Genie bewahrt auch unter den ungünstigsten Umständen seine Würde und bleibt auch in Situationen ehrfurchtgebietend, in denen Andere — und das brauchen noch lange keine Gänschen zu sein — nur zum Lachen reizen.

P. S. — Haben Sie deshalb in Ihrer Angst auch von dem bewußten Vetter Abschied genommen, an den jener Brief adressirt war? Das muß rührend gewesen sein.— Gruß.

Rosamunde. — Was Sie über den Kaffeeklatsch sagen, wird wohl seine Richtigkeit haben, denn in dem Punkte müssen Sie wohl als Sachverständige gelten; was Sie über Grogg und Glühwein sagen, ist richtig je nach dem Geschmack, und der des Onkels stimmt darin zu Zeiten mit dem Ihren überein, und was Sie endlich über Julchen sagen, wird insofern richtig sein, als sie nicht zu den alten und sitzengebliebenen, sondern wahrscheinlich zu den jungen Jungfern zu zählen sein wird. Aber, Verehrteste, vom Küssen scheinen Sie vom Männerstandpunkte aus nicht viel zu verstehen. Der Mann küßt gern, was ihm lieb und gut erscheint und läßt sich in seinem besten Küssen von seinem Herzen, nicht von seinen Augen leiten. — Gruß.

Geo. G. — Nein, der Onkel hat solche Knöpfe nicht, sah aber einen, und weiß, wo derselbe herkommt. Lesen Sie übrigens, bitte, was Frau H. M. über diese Frage schreibt. Das ist beherzigenswerth und entspricht (abgesehen von dem Seitenhieb gegen die Männer) ganz der Ansicht des Onkels.

H. Draeger, Davenport, Ja. — Das ist ein freundliches Wort aus der Deutschen Hochburg am Mississippi-Strande — „allzeit getreu" steht ja wohl in der Davenporter Wappen? — Hoffentlich wird die Ecke aus den Reihen der Neuen recht starken Zuwachs erhalten. Gruß.

Theo. C. G. — Wie können Sie nur so etwas krumm nehmen, da doch von einer persönlichen Anspielung gar nicht die Rede sein kann?! Der Onkel hofft dennoch, bald wieder von Ihnen zu hören.

Bridget O'Sh. — Grün oder blau (rief da nicht Jemand, „So blau!"); von Insel oder Festland, immer willkommen, so lange Sie des rechten harmlosen, frohen Räthselecke-Geistes sind. — Ihren trinkfesten „Offiecer" mögen die Brüder von der feuchten Ecke begrüßen; der Onkel macht da nicht mehr mit; er hat sich von der Gesellschaft zurückgezogen aus leicht begreiflichen Gründen — siehe Aufgabe 553 und die zumeist erfolgte Lösung!

Frau B. P. — Beim Durchsehen der diswöchentlichen Gewinnerliste ersieht der Onkel, daß Ihr erster Wunsch erfüllt wurde, ehe der zweite, die Mahnung an den Waisenknaben, ausgeführt werden konnte. Wäre der Onkel nicht entschlossen, an dem Entschluß, das Glück niemals zu „korrigiren", unter allen Umständen fest zu halten, so hätte dieser merkwürdige Zufall ihn zu einem kleinen Eingriff verleiten können, denn das sieht doch gar zu sehr so aus, als wäre des Waisenknaben Hand auf Ihren Wunsch hin geleitet worden — was nicht der Fall ist. Besonderer Dank wird deshalb auch nicht nöthig sein.

Berthold J. — Also, so ist's bestellt um die Hochachtung und Liebe, die man dem Onkel heuchelt?! Man hält ihn für fähig, sich zu betrinken und betrunken zur Arbeit zu kommen — nahezu 80 der heuchlerischen Neffen und Nichten schickten für die Aufgabe No. 553 die Lösung „voll" ein; andere gingen noch weiter und schrieben „überladen", „wüst", „beschmiert" und „schief". Man war so voreingenommen von der Ansicht, daß der Onkel einen Schmaus zu einem „Sich-Ueberladen" im Trinken und Essen ausnutzen mußte, daß man gar nicht bemerkte, daß jene schönen, schmeichelhaften Lösungen gar nicht richtig sein konnten. Oh, wie hat den Onkel das gekränkt, wie hat es ihn geschmerzt, unter jenen welche zu finden, die ihm ganz besonders Liebe und Freundschaft geheuchelt haben und ihm um den Bart gegangen waren nach allen Regeln der weiblichen Kunst. „Falsch: Dein Name ist Weib", möchte da auch der Onkel ausrufen, denn die lieben Nichten thaten sich besonders hervor! Doch, er will nicht klagen, denn es zeigten sich da auch rühmliche Ausnahmen; 28 sandten die richtige Lösung ein, und andere schrieben: „rein", „heiter", „lustig" usw., wieder andere machten große Fragezeichen hinter das „Voll". Ihnen des Onkels Dank, denn sie glaubten offenbar an des Onkels Tugend. — Aber der feuchten Brüderschaft sagt er Ade — sie hat dem Onkel den bittern Kelch „voll" geschenkt!

Neue Beiträge sandten ein: Frau F. L., Davenport, Ja.; E. L. Scharien; Jakob Klein; Hugo Illing; George Rüdiger; G. Michael, Hammond, Ind.; Henry Langfeldt; Frau L. Zimmermann.

Ein abenteuerlicher Lebenslauf.

Aus Sydney, Australien, wird unter dem 23. Nov. 1900 berichtet: Es sind jetzt gerade elf Monate verstrichen, seit der Assistent des westaustralischen Regierungsgeologen, Major Pelly, an Gift, das er versehentlich an Stelle eines ihm verordneten Medikaments eingenommen hatte, gestorben ist. Pelly galt bei seinen Kollegen und sonstigen Bekannten als ein zwar etwas sonderbarer und merkwürdiger verschlossener Mensch, im Uebrigen aber als ein Mann, der nicht allein ungewöhnlich gebildet war, sondern durch seine vielseitigen Kenntnisse oft geradezu Erstaunen erregen mußte. Er hatte seiner Behauptung nach lange Jahre in der englischen Armee gedient und die verschiedensten Expeditionen mitgemacht, auch pflegte er gelegentlich die Narben vorzuweisen, die mehrfache Verwundungen von Feindeshand an seinem Körper zurückgelassen hatten. Es ist begreiflich, daß die westaustralische Regierung, als der verdienstvolle Offizier sich um die Assistentenstelle bewarb, keinen Augenblick zögerte, diese ihm zu übertragen. Ebenso selbstverständlich ist es aber, daß die Regierung unter solchen Umständen und angesichts der ehrenvollen Narben auf jede weitere Legitimation des Kandidaten glaubte verzichten zu können.

Nun, Major Pelly starb und wurde begraben. Aber dies geschah nicht, ohne daß sich zuvor der Leichenbeschauer mit den näheren Umständen seines Todes beschäftigt hätte. Und das sollte seine Folgen haben. Es ereignete sich nämlich, daß von den Zeitungsblättern, welche einen Bericht über den Fall enthielten, eines nach Irland verschlagen wurde und dort in die Hände eines katholischen Geistlichen, des Paters Pelly, gerieth. Pater Pelly hat in Australien einen Bruder leben, der schon seit längeren Jahren im Zuchthause von Pentridge bei Melbourne internirt ist. Diesem schrieb der Pater, was wiederum zur Folge hatte, daß sich auch der Gefangene hinsetzte und mit Erlaubniß der hohen Obrigkeit einen Brief abschickte, nicht an seinen Bruder, sondern an den Dr. Black, den Coroner der westaustralischen Hauptstadt. Und in dem Briefe führte er aus, daß der Verstorbene sein zweiter Bruder, George Kirkaldy Pelly, gewesen sein dürfte, den er seit 1890, wo er in Brisbane angestellt gewesen sei, aus dem Auge verloren habe. Sollte aber, fügte er hinzu, die Beschreibung, die er gebe, nicht auf den Todten passen, dann könne letzterer nur sein ehemaliger Freund Frank Gordon gewesen sein. Dieser Gordon sei ein Mitgefangener gewesen, dem er, als er seine Strafe abgesessen hatte, verschiedene Familienpapiere u. dgl. gegeben habe, damit er sie seinem Bruder in Brisbane aushändige. Das Schreiben beschloß er mit der an den Leichenbeschauer gerichteten Bitte, Nachforschungen anstellen zu lassen, und falls sich in dem Nachlaß des Major Pelly etwa die, dem Gordon seinerzeit übergebenen Papiere vorfinden sollten, diese ihm, Patrick Edward Pelly im Zuchthaus von Pentridge, zurückzugeben.

Diese Nachforschungen sind alsbald angestellt worden. Es fanden sich nicht nur die Papiere, sondern die Polizei in Perth, der die Sache übergeben worden war, schickte auch ein Bild des Verstorbenen an die Zuchthausdirektion, die es ihrerseits dem Schreiber des Briefes vorlegte, der alsbald seinen Freund Frank Gordon wieder erkannte. Gleichzeitig aber rückte er mit der Erklärung heraus, daß Gordon niemand Anderer gewesen sei als „Starlight", der weit und breit gefürchtete Buschräuber, der vor einigen dreißig Jahren die Gegenden im Innern von Neu-Süd-Wales unsicher gemacht hat.

Dieser „Starlight", der mit seinem richtigen Namen Frank Pearson hieß, hat eine sehr bewegte Vergangenheit hinter sich gehabt. Sein Vater war Irländer, seine Mutter Spanierin, er selbst 1837 in Mexiko geboren. Später kam er nach Rom, wo er in einem Konvikt eine ausgezeichnete Erziehung erhalten haben soll. Dann trieb ihn seine Lust an Abenteuern in die weite Welt hinaus. Im Jahre 1864 kam er nach Australien, wo er sich nach kurzer Zeit zum Oberhaupt einer Räuberbande aufwarf. Nach mehrfachen Verurtheilungen in Neu-Süd-Wales scheint er sich nach Queensland gewendet zu haben, wenigstens gibt Patrick Pelly an, daß seine erste Bekanntschaft mit ihm — in einer Queensländer Strafanstalt — bis zum Jahre 1887 zurückdatire.

Zu bemerken ist noch, daß Pelly's Aussagen die Melbourner und westaustralischen Polizeibehörden veranlaßt haben, sich mit der hiesigen Polizei in Verbindung zu setzen. Diese Recherchen haben die Thatsache dargethan, daß an der Identität des Pseudomajors mit dem gefürchteten „Starlight" nicht der geringste Zweifel bestehen bleiben kann. Was die fremden Narben anbelangt, so hatte der ehrenwerthe „Major" seine Wunden allerdings von „Feindeshand" erhalten, insofern nämlich, als die ihm nachsetzenden Konstabler, die bei verschiedenen Gelegenheiten Schüsse auf ihn abgaben, kaum als seine „Freunde" in Betracht gekommen sein dürften.

— Diagnose. — Hausherr (vertraulich zur Aerztin): „Sagen Sie einmal aufrichtig, wie denken Sie über den Zustand meiner Frau; mein früherer Hausarzt meinte, wenn ich ihr ein neues, seidenes Kleid ...." — Aerztin (überlegen): „Ach, was versteht so ein Mann von der Mode ... eine neue Pelzgarnitur muß sie haben!"

— An den Menschen verrechnen sich auch die größten Mathematiker.

„Brunos Tod."

(Erzählung eines Abenteurers in Italien.)

Endlich hatte ich mein Studium als Sänger beendet. Mein erstes Konzert hatte mir zwar nur einen Achtungs-Erfolg des zahlreich durch Freikarten herbeigenöthigten Publikums und eine kaum aufmunternde Kritik gebracht, von einer Ungenannten aber einen „Eingeschriebenen" mit 500 Mark Einlage zu einer kurzen Ferienreise als Dank für meinen Vortrag des „Erlkönig", den die Absenderin „noch nie so schön habe singen hören". So sehr ich mich über die überraschende Sendung freute, so wenig fühlte ich mich geschmeichelt, war vielmehr überzeugt, daß die Spenderin dann wohl noch wenig „Erlkönige" habe singen hören. Aber ich behielt trotzdem das Geld und betrat bereits nach acht Tagen den Boden Italiens. Möglichst leicht bekleidet, den Alpenstock in der Hand, zog ich als echter fahrender Sänger zu Fuß dahin, den Eisenbahnzügen, die gelegentlich meinen Weg kreuzten, hohnlachend ein „Fahr dahin" nachrufend und froh, nicht darin zu sitzen.

Es war auf dem Wege nach Pavia, als ich wie gewöhnlich zur Abendzeit in eine der zahlreichen Gastwirthschaften, in diesem Falle „Osteria Ruzzi" genannt, einkehrte. Ich ließ mir eine Mahlzeit, aus Ziegenkäse, Maisbrot und Landwein mit Wasser bestehend, vorzüglich munden.

Da ein richtiger Sänger beim Wein das Singen nicht lassen kann, gab ich einige deutsche Lieder zum besten und hatte die — unerwartete Genugthuung, daß mein zufällig umgekehrt auf dem Nebentische stehender Hut die — ungewohnte Bekanntschaft mit einer erklecklichen Anzahl Münzen meiner dankbaren Zuhörer gemacht hatte. Außerdem mußte ich durch meinen Gesang wohl die besondere Gunst meines freundlichen Wirthes erworben haben, da er mich einlud, seine Wirthschaft zu besichtigen.

Ich folgte natürlich dieser Aufforderung und mußte bald zu der Ueberzeugung kommen, daß die Hauswirthe fanatische Thierliebhaber waren, denn auch Ruzzis Frau theilte seine Vorliebe für alles, was da kreucht und fleucht. Aus den an den Wänden des Wohn- und Schlafzimmers, ja in der Küche aufgehängten großen Heck- und Einzelbauern tönte ein solches Durcheinander von Stimmen von Kanarienvögeln, Amseln, Meisen u. dergl., daß man sein eigenes Wort kaum verstehen konnte. Dazu krochen auf dem Fußboden Schildkröten, Salamander und Eidechsen herum, so daß ich froh war, wieder an der frischen Luft zu sein und —*bereits gegessen zu haben.

Die beiden Leute freuten sich über mein höfliches Erstaunen ob aller dieser Menagerie-Raritäten, und als wir mit dem Wohnhause glücklich fertig waren, führte mich der Wirth in einen Stall, der recht solide gebaut war. Hier hausten, wie Ruzzi mir lächelnd erklärte, diejenigen Thiere, von welchen man sich ihrer Ungeschlachtheit wegen Nachts denn doch trennen müßte. In einer Abtheilung des Stallhäuschens standen zwei Maulesel, in einer anderen Ziegen mit Zicklein, und das dritte Abtheil war der Aufenthalt für einen reizenden weißen Pony. Dieser letzte Stall war auffallend hoch gebaut und sollte, wie Ruzzi mir schmunzelnd erzählte, demnächst den Aufenthalt für einen — großen Bären abgeben, denn es sei einmal sein Lebens- und Lieblingswunsch, einen Bären als Hausthier zu besitzen, und er hoffe, daß derselbe gleichzeitig eine mächtige Zugkraft auf den Besuch seiner Osteria ausüben würde. Ich erlaubte mir, Freund Ruzzi schüchtern darauf aufmerksam zu machen, daß sich Hund und Katze wohl zur Geselligkeit erziehen ließen, aber Bär mit Ziege und Maulesel und noch dazu in ausgewachsenem Alter, das sei doch mehr als bedenklich. Aber da kam ich schön an. Ruzzi meinte, im Paradies sei es auch ohne Kampf zugegangen, da habe die Hirschkuh neben dem Löwen ihr Schläfchen gehalten.

Die nähere Besichtigung des Zwingers zeigte zwei Thüren, eine nach außen und eine in den Stall der Maulthiere führend. Ich machte Ruzzi darauf aufmerksam, daß es wohl besser sei, die letztere Thür zuzumauern, um das Hereinziehen des Pferdeduftes zu verhüten, denn derselbe müsse doch den Bären reizen. Nein, entgegnete mein Freund, das sei sehr reiflich überlegt, es sollten sich dadurch die Thiere an den gegenseitigen Duft gewöhnen; zu demselben Zwecke seien sogar Ventilationslöcher in den Thüren angebracht. Der scheint „Jägers Entdeckung der Seele" gelesen zu haben, dachte ich bei mir und verzichtete auf jeden weiteren Einwand. In etwa zwei und einhalb Meter Höhe zog sich an einer Seite des Raumes eine Holzgallerie hin, unter der für den Bären bereits ein Strohlager aufgeschüttelt lag. Zu dieser Gallerie, welche als Beobachtungsstation dienen sollte, führte von außen eine Holztreppe empor.

Als wir eben wieder in's Freie traten, hörten wir von der Straße her ein auffälliges, offenbar von einem Bären herrührendes Gebrumme, infolgedessen sich die verschiedenen Hunderassen oder Rassehunde der Osteria wüthend auf die Straße stürzten; aber es dauerte nicht lange, da kamen sie mit eingezogenem Schwanze ebenso schleunig zurück, denn ein zu unvorsichtiger Kläffer hatte von Braunchen eine derartig unsanfte Patsche erhalten, daß er seine Hundeseele im nahen Chausseegraben aushauchte. So ganz hausthierhaft kam mir nach dieser Einführung der neue Hausfreund denn doch nicht vor.

Jetzt zog ein Sohn der Abruzzen, an der Leine einen zottigen Bären führend, in den Gasthof ein.

Nachdem ich sah, wie demüthig der Bär zu seinem Herrn, der ihn mit der Stahlpeitsche wegen des Todtschlages wohl unsanft gestreichelt hatte, emporblickte und wie er sich so geduldig unter der vorspringenden Dachtraufe des gegenüberliegenden Stalles an einem Eisenring festbinden ließ, beruhigte ich mich etwas über den Neuankömmling.

Der Bär war ein junges, aber schon ausgewachsenes, prächtiges Thier und ganz nach Ruzzis Ideal, wie er immer wieder versicherte. Er verkündete den Gästen, am folgenden Nachmittage solle die feierliche Einführung des Bären in seine Behausung stattfinden, und alle Anwesenden seien hiermit dazu eingeladen.

Als die Honoratioren des Oertchens am anderen Nachmittage versammelt waren, wurde der weiße Pony durch die aus dem Zwinger in den Stall führende Thür geführt, und Bruno betrat, von seinem alten Herrn am Seile geleitet, den Raum wohl etwas zu früh. Dann das Pferdchen sehen, ein blutdürstiges Gebrüll erheben, so daß der ganze Stall erzitterte, ein Satz und, von der Stahlpeitsche des Führers getroffen, stürzte das Ungeheuer zu den Füßen seines Herrn und Meisters. Der setzte ihm mit Stolz den Fuß auf den Nacken und sah uns triumphirend an, die wir vor Schreck und Entsetzen ob des unerwarteten Wuthausbruches der Bestie mit dem Rücken an die Stallwand geflogen waren.

Bruno war in seinem Zwinger an den für ihn bestimmten Eisenring mit einer Kette gelegt, welche ihm nur gestattete, sich etwa bis zur Mitte des Stalles zu bewegen. Er hatte sich scheu in das Stroh verkrochen und dort die Moralpredigt seines Herrn mit verständnißvollem Augenzwinkern entgegengenommen. Hierauf hatte der Führer die Stallthür verschlossen und sich mit dem größeren Theil der Gäste wieder an die draußen stehenden Tische gesetzt, während einige andere Gäste, Ruzzi und ich oben auf der Gallerie Posto gefaßt hatten, um von dort aus das weitere Verhalten des Bären zu beobachten.

Nachdem Bruno die Moralpredigt scheinbar verdaut hatte, was infolge seines dicken Felles verhältnißmäßig rasch gegangen war, sah er sich in seiner neuen Behausung vorsichtig um. Er überzeugte sich, ob der fatale Nasenring noch vorhanden, dann, ob der Eisenring in der Wand auch vorschriftsmäßig eingegipst und seine Kette auch bärensicher sei. Als so sein Tastsinn befriedigt, das Gemüth aber scheinbar noch unbefriedigt war, wie das unmuthige Gebrumm zu erkennen gab, ging es an ein eingehendes Sondiren des fraglichen Strohlagers.

Er schnüffelt wild nach dem Maulthierduft und richtet hungrige Blicke nach der Stallthüre. Dann stellt er sich auf seine Hinterfüße und geht langsam aber sicher auf die Thür zu. Er breitet seine Arme aus und stößt ein fürchterliches, ohrenbetäubendes Gebrüll aus, als der Ring in seiner Nase ihm die ganze Hilflosigkeit seiner Lage zum Bewußtsein bringt. Da — ein kurzer, halberstickter Aufschrei von Ruzzis Lippen, der vor unseren entsetzten Blicken mit dem auch wohl nicht genügend befestigten Geländer, von dem die Hände der übrigen sich noch rechtzeitig gelöst hatten, kopfüber in den Zwinger stürzt! Ich sehe noch den Bären sich flammenden Blickes umwenden, höre ein Gemisch von Geschrei der entsetzten Menschen und Geheul des Bären und bin draußen, den Führer herbeischreiend.

Dieser, die Situation begreifend, reißt seine, wohl für derartige oder ähnliche Fälle stets schußbereite Flinte von der Schulter, ist in kurzen Sprüngen die Treppe hinauf, an mir vorbei und mit einem Satze im Zwinger. Ich höre einen schrillen Pfiff durch das Gegurgel da unten, sehe den Führer schußbereit dastehen, sehe, wie sich der Bär aus dem unförmlichen Klumpen da unten, dem gewohnten Pfiffe gehorchend, freimacht. Die Bestie heftet den haßerfüllten Blick auf den Störenfried und breitet auch nach diesem seine Arme aus. Des Bären von Menschenblut schäumende Zunge fährt über die Schnauze. Da, ein scharfer Knall, und wie vom Blitzstrahl getroffen stürzt Bruno todt in die Ueberreste unseres liebenswürdigen, allzu thierfreundlichen Wirthes Ruzzi.

Die vergessene Hand.

Skizze von Leo v. Torn.

Im Sleeping-Car des Southern-Passenger-Expreß. — —

Graf Asten richtete sich auf. Das Scharren und Stoßen des bei der Station Macon scharfparirenden Trains hatte ihn erweckt.

Nicht eigentlich erweckt — denn er war sich nun bewußt, daß er überhaupt noch nicht geschlafen hatte. Was ihm traumhaft mit bleiernem Druck auf dem Schädel gelegen, das war Nachdenken gewesen — ein zusammenhangloses und fast unbewußtes Nachleben der jüngsten Monate.

Er ließ sich in die Kissen zurückfallen, zog die ponceaurothe Seidendecke bis an's Kinn hinauf und verschränkte die Hände über der Stirn.

Der richtigen Reihe und der logischen Folge nach war das alles gar nicht so bunt und verzwickt und ungewöhnlich, wie es bei dem ersten Gegeneinanderhalten des Damals und Jetzt den Eindruck machte. Durchaus nicht. Wie oft war das, was er erlebt hatte, schon vorgekommen, und wie oft dürfte es noch vorkommen! Im Grunde war es eine Karrière wie jede andere — etwas unberechnet und außergleisig allerdings, und wen es grade traf — — —

Eh — hol's der Teufel!

Aber er war gern Soldat gewesen. Keiner hatte des Königs Rock so stolz und freudig getragen, wie Guido Asten. Und daß es damit unwiderruflich aus sein sollte — das war's. Darüber kam er nicht hinweg, und darin lag auch der ganze Stachel — — darin und daß Papa vergessen hatte, ihm beim Abschied die Hand zu geben ....

Was in aller Welt war denn eigentlich seine Schuld! War er sich einer solchen überhaupt bewußt? Er hatte gespielt — dann versprochen, nicht mehr zu spielen — und schließlich hatte er wieder gespielt. Aber erst als der alte Oberst ihn hatte rufen lassen — bei Gott im Himmel! erst da war es ihm zum Bewußtsein gekommen daß er das nicht hätte thun dürfen. Und auch dann hatte ihn nicht einmal die Scham zu Boden gedrückt. Worunter er gelitten, das war mehr ein fassungsloses Verwundern und Nichtbegreifen, wie Guido Asten von Mittwoch auf Donnerstag ein Schuft hatte werden können. — — —

Der Zug setzte sich mit dumpfem Rollen wieder in Bewegung. Die kleinen elfenbeinernen Griffe an dem geschlossenen grünen Schirm der Koupélampe klapperten gegeneinander, und je lebhafter, wilder das smarte Ungethüm von Lokomotive ausgriff, desto betäubender erzitterte der Schädel des Grafen auf dem harten Roßhaarkissen.

Er schloß die Augen — — — und er mochte es anstellen, wie er es wollte: — wieder sah er sich auf dem Kasernenhof die Rekruten drillen. Er hatte es blutig ernst genommen damit, — Donnerwetter ja! Die Kerls haben Oel geschwitzt, aber sein Zug war der beste gewesen — weitaus der beste! Dann hatte ihn die Lou abgelenkt — — dieser kleine Satan. Mit ihren winzigen Händchen hatte sie vierzigtausend Mark verkrümelt, in drei Monaten — es konnten auch fünfzig sein; — — — dann Baccarat, Nach für Nacht — — uff! —

Guido Asten fühlte noch einmal die tausend Aengste, den Nervenstachel des vis-à-vis de rien — —; dann der Oberst — und schließlich die letzte Aussprache mit Papa. — Daß der alte Herr es vergessen konnte, ihm die Hand zu geben ... ; sonst die Güte selbst — und es war doch ein Abschied fürs Leben!

Hamburg — — New York — und dann nach einem kurzen Taumel des Vergessens — Stalldienst bei Brown & Morton in der Fifth Avenue.

— — — — — — — — — — — — — —

Jetzt war er verheirathet mit Miß Mabel Brown — und auf der Hochzeitsreise — — — — — — — — — —

Der junge Graf wälzte sich mit leisem Aechzen auf die andere Seite.

Ob ihm Papa wohl wieder die Hand geben würde, nachdem er der unglaublich reiche Schwiegersohn von Brown & Morton geworden war? — Schwerlich. Der alte Herr hatte ihm immer etwas Anderes gepredigt — — und nun, da es zu spät war, sah Guido Asten ein, daß die „hinterwäldlerischen Ansichten" seines Alten etwas für sich gehabt. Er mochte gar nicht daran denken, daß das junge treugläubige Geschöpf da — auf der anderen Seite des Koupeés — nun wirklich sein Weib war. Es war ja richtig, daß sie sich mit der impulsiven Smartneß der Amerikanerin sozusagen auf den ersten Blick in ihn verliebt hatte — und ohne, daß sie es richtig wußte, wer er war. Aber er hätte ihr Manches nicht sagen und namentlich nicht beschwören dürfen, denn sein Herz wußte nichts davon. Daß er das nicht vorher empfunden, ehe der entscheidende Schritt gethan war — — ! Es mochte wohl daran liegen, daß ein Entgleister weniger sensibel empfand. — —

Ein aufgellendes schrilles Pfeifen von der Lokomotive her — gleichzeitig ein tosendes Scharren unter den Rädern. Das Nothsignal und die Bremsen — —

Asten schnellte auf. Halb unbewußt taumelte er nach dem Lager seines Weibes. Es war leer. Noch ehe er sich in dem grünen Zwielicht des schmalen Mittelganges orientiren konnte, rasselte das Fenster nieder und er sah die schmächtige Gestalt seiner Frau sich weit hinauslehnen. Sturm und Kälte machten ihn erschauern — — dazu das jetzt in ungedämpfter Kraft hineintönende Höllenkonzert der Dampfpfeife und der in ihrem rasenden Laufe gehemmten Räder.

Mit einem Sprunge war er bei ihr, um sie zurückzureißen, sie zu retten, wenn ihr Gefahr drohte — denn das gehörte ja mit zu der festen Vornahme, die er für sein ganzes ferneres Leben sich gemacht. —

Aber sie hielt krampfhaft, wie von einem eisigen Schreck gebannt, fest an dem Fenster, und ihre flatternden Haarsträhnen peitschten sein Gesicht. Da packte in eine nervöse Wuth — mit einem knirschenden Kasernenfluch stieß er sie bei Seite und sah hinaus. —

Kaum ein paar Hundert Schritte — auf demselben Geleise — — das Funkensprühen — die blinkenden Lichter eines entgegenkommenden Zuges — ! !"

Nur noch wenige Sekunden — nur noch eine vielleicht — — eine — — —

Er achtete nicht des Weibes, das da in Ohnmacht zu seinen Füßen lag. Indem er sich weit hinauslehnte, arbeitete sein Hirn das seltsame Denken im Angesicht des Todes. Er sah sich als Kind im Parke des alten Herrenhauses — — in der Schule — — auf dem Kasernenhofe — — er lebte sein ganzes junges Leben noch einmal in dieser einen furchtbaren Sekunde — — — alles aber war nur ein Gedanke, ein Wille und ein Gebet — und dieses Eine schrie er hinaus in dem Worte:

„Vater — !!"

Mit beiden Armen tastete und griff er in der tosenden Finsterniß nach der Hand, die man vergessen hatte, ihm zu reichen ....

— Anno 2100. — Professorin (zur Kandidatin): „Und was wissen Sie von dem männlichen Geschlecht zu sagen?" — (Kandidatin schweigt.) — Professorin: „Sehr recht, schweigen wir davon ganz, es ist nicht mehr der Rede werth!"

Sonntagpost

Seite 9—16.

Chicago, Sonntag, den 3. Februar 1901.

(Für die Sonntagpost.)

Die gefallene Größe.

(Eine Tragikomödie von Albert Weiße.)

Seit langer Zeit hatte ich aus dem, auch meinen verehrten Lesern wohlbekannten Tenement-Hause an der Westseite Nichts gehört, und so beschloß ich denn eines Tages in letzter Woche, meinem alten Freunde, dem Exschuster und jetzigen Janitor, Kaminski, einen Besuch abzustatten. Gerade wollte ich in das Haus treten, als meine Aufmerksamkeit auf einen Signpainter gelenkt wurde, welcher am gegenüberliegenden Hause ein Schild malte: „Kaminski, Shoemaker" las ich. „Was der Tausend", fragte ich mich, „ist der Kaminski wieder zu seinem Leisten zurückgekehrt?" In demselben Augenblicke aber sah ich auch schon den Kaminski, der mich bemerkt haben mußte, und im vollen Schuster-Ornate, mit Schurzfell und dem Hammer in der Hand, auf die Straße gesprungen war, auf der anderen Seite, wie er mir eifrig mit dem Hammer zuwinkte, herüberzukommen. „Wieder Schuster?" fragte ich lakonisch. „Ja", antwortete er ebenso einsilbig und schob mich in's Haus. Hier aber empfing mich ein fürchterlicher Wortschwall der Frau Kaminska (um Gotteswillen nicht „ki". Die weibliche Endung auf „ka" klingt angenehmer dem patriotischen Ohr dieser „ächten" Polen aus Marienwerder und Dirschau). Die Frau redete auf mich ein. Deutsch, Englisch, Polnisch, Alles durcheinander, aber mit so einem furchtbar geläufigen Zungenschlag, daß ich nur mit Mühe daraus entnehmen konnte, ihr Mann habe aus kolossaler Dummheit seinen Platz verloren, daß aber auch ihre Pflegebefohlenen, die Tenementhäusler, der Landlord, der Agent, die Polizei, ja sogar die „Herren vom Gericht" keinen Schuß Pulver werth seien. Ihr Kaminski aber sei der richtige Schafskopf. Kaminski hatte unterdessen ruhig auf seinem Sessel weiter schusterirt, aber diese Ruhe war nur anscheinend. Mir als altem Schusterbuden-Habitue verriethen die wüthenden Schläge auf's Leder seine innere Erregung. Er schwang unter heftigen Gestikulationen den Hammer und machte eine Bewegung, als wenn er ihn nach ihr werfen wollte. Unter lautem Aufschrei lief die Frau aus dem Zimmer und verließ bald darauf das Haus.

Der Schuster athmete erleichtert auf. „Mistakes können vorkommen", sagte er nach einer Weile. Darauf längere Pause. „Undank ist der Welt Lohn". Ich schwieg, obgleich ich vor Neugierde brannte, denn geheuchelte Gleichgiltigkeit brachte ihn am schnellsten zum Erzählen. „Nicht Alles ist Gold, was glänzt!" fuhr er in seinen Gemeinplätzen fort. Keine Erwiderung meinerseits. „Glauben Sie etwa, der Janitor-Posten da drüben war ein Piknik?" fragte er halb ärgerlich, als wenn ich diese Behauptung aufgestellt hatte. „Ich denke so", sagte ich, um ihn durch Widerrede zum Erzählen zu reizen. „Sie denken so," sagte er jetzt wirklich ärgerlich, „und ich sage Ihnen, daß ich den Posten für $1000 das Jahr nicht wieder nehme. Ich habe Alles gethan, was ein Mensch nur thun kann; ich habe mich aufgeopfert für die armen Leute, und was hab' ich davon gehabt? Das verdammte Pack hat mir den größten Trubel gemacht, verhauen haben sie mich, eingesperrt bin ich worden und mit Schimpf und Schande von meinem Posten gejagt!" „Und ich glaubte," warf ich ein, „die Leute verehrten Sie wie einen Wohlthäter." „Das Lumpengesindel? Aber hören Sie zu, was mir passirt ist. In der Woche vor Weihnachten bringt mir ein Landsmann eine arme Frau und deren erwachsene Tochter in's Haus. Er hätte sie in der Stadt planlos umherirrend angetroffen. Sie seien erst an demselben Morgen mit dem Emigranten-Zuge angekommen und vollständig mittellos; ob ich mich nicht als Landsmann erbarmen und ihnen für ein paar Tage Obdach geben wollte. Dann erzählte mir die Frau ihre Leidensgeschichte. Sie habe eine kleine Kathe in Czerwinsk, Westpreußen, besessen; schuldenhalber sei ihr die verkauft worden. Für den geringen Restbetrag habe sie die Reisekosten für sich und die Tochter nach hier bezahlt. Hier in Chicago wären mehrere Familien aus ihrem Dorfe, denen es ganz gut gehen sollte; auf deren Unterstützung habe sie gerechnet. Jetzt aber zum Unglück habe sie die Adressen derselben verloren und stehe nun mutterseelenallein und verlassen da. Die arme Frau jammerte mich, und da die Bodenkammer, in der die „Bad Luck Annie" gestorben war, noch leer stand, so packte ich trotz des Widerspruches der Kascha sie da mit der Tochter hinein. Schon am nächsten Morgen besorgte ich ihnen Beiden bei einem Lumpenhändler an der Canal Straße Arbeit als Lumpensortiererinnen. Etwa acht Tage darauf kommt die Alte — Pokrczewinska heißt sie — während der Arbeitszeit nach Hause gestürzt. „Wir haben ihn, wir haben ihn!" schreit sie mir schon auf der Treppe in großer Aufregung entgegen. Ich schiebe sie schnell in meine Stube, da sich sofort um die aufgeregte Frau ein halb Dutzend eirische Weiber maulaffend heranbrängen. „Wen habt Ihr?" frage ich sie dann ganz ruhig. „Na", schreit sie, „den schlechten Kerl, den Josef Brmczinski. Er arbeitet in der großen Fabrik, wo sie Wagen machen, und hier auf dem Zettel steht seine Adresse." Die Frau Kraschuzka und die Frau Borowska, die mit ihr arbeiteten, hätten ihn ausgefunden und sie und auch ihr Herr, der Lumpen-Jud, hätten ihr gesagt, daß sie den Josef einsperren lassen könnte. Ob nun der Pani Kaminski, als wie ich, nicht mit ihr auf's Gericht gehen wollte?" „Ja, um Gottes willen, ich weiß doch von gar Nichts", hab' ich gesagt, „was hat denn der Josef Brmczinski eigentlich verbrochen?" Dann hat sie mir ihr ganzes Herzeleid geklagt. Der schlechte Mensch habe sich ihnen auf der Reise angeschlossen, mit der Maruschka, ihrer Tochter, sofort eine Liebschaft angefangen, und als sie das als Mutter nicht erlauben wollte, habe er hoch und theuer geschworen, daß er das Mädchen bei seiner Ankunft in New York heirathen werde. Sie fürchte auch, — na, er wisse ja, wie junge Mädchen so unerfahren und leicht vertrauend sind. Na, ja... Bei ihrer Ankunft habe sich der schlechte Kerl aber gedrückt und nun wolle sie ihn zwingen, die Tochter zu heirathen. Ich wollte mich Anfangs nicht in die heikle Sache einmischen und die Kascha schrie, das sei liederliches Weibsvolk, ich solle sie lieber hinaus werfen, statt mit ihnen auf den Gerichten umherziehen! Hätte ich das nur gethan! Statt dessen lasse ich mich durch Bitten und Jammern der Alten bewegen und besorge ihr den Warrant gegen den schlechten Josef. Der Konstabler sperrt ihn denn auch noch an demselben Abend ein und mit ihm zugleich seinen Freund Josef Wrczinski, weil dieser versucht hatte, den Gefangenen aus den Händen der Beamten zu befreien. Bei der Verhandlung auf dem Polizeigericht wurde zuerst der Fall gegen Wrczinski wegen versuchter Gefangenenbefreiung aufgerufen, aber verschoben, weil der Ankläger nicht erschienen war. Dann kam der Fall gegen Brmczinski zur Verhandlung.

Ueber Nacht war es diesem klar geworden, daß es bei der Maruschka doch immerhin besser sei, als im Käfig und er erklärte sich bereit, das Mädchen zu heirathen. Der Richter ließ ihn vorläufig wieder abführen, bis er sich die Lizens habe besorgen lassen. Dann werde er ihn trauen und er könne mit Maruschka nach Hause gehen. Nun hatte aber weder der „glückliche" Bräutigam, noch die „hoffnungsvolle" Braut oder deren Mutter die nöthigen christlichen Linsen; es blieb mir also weiter Nichts übrig, als die Lizens zu holen und auch zu bezahlen. Einen Hauptärger hatte ich noch auf dem Bureau mit dem Namen-Buchstabiren. Der dumme Schreiber konnte den Namen absolut nicht herauskriegen. „Ein Mensch mit so einem Namen sollte überhaupt immer eingesperrt bleiben und gar nicht heirathen dürfen", sagte er. Er verdarb ein halbes Dutzend Formulare und machte mich schließlich selbst so konfus, daß ich die Namen der beiden Eingesperrten verwechselt haben muß, denn wie sich zu meinem großen Aerger und Schaden nachher herausstellte, lautete der Heirathsschein nicht Brmczinski, sondern Wrczinski. Froh, endlich das Papier erhalten zu haben, eilte ich nach dem Polizei-Gericht zurück und übergab es der Alten. Einen Gerichtsdiener, der etwas Polnisch kannte, bat ich, sich der Frauen anzunehmen, und eilte nach Hause, um die Lampen anzuzünden. Ich hatte meine Arbeit verrichtet, mein Abendbrot gegessen, und nahm gerade die Zeitung zur Hand, als ich einen fürchterlichen Spektakel auf der Treppe hörte. Ich eile hinaus, da stürzen auch schon der Wrczinski und die beiden Weiber auf mich los und überhäufen mich mit Schmähungen und Schimpfnamen! Wrczinski hält mir die geballte Faust unter die Nase und schwört bei allen Heiligen, daß er mich umbringen werde. Die Weiber heulen und fluchen. Im Augenblick ist das ganze Haus alarmirt. Die Eirischen kommen von der linken Seite, die Polen vom Hintergebäude, die übrigen Nationen vom rechten Flügel herbeigestürmt. Die Lage wird jetzt gefährlich. Ich muß um jeden Preis meine Autorität aufrecht erhalten und Ordnung schaffen, schlage also den Hauptschreier, den Wrczinski, ohne Weiteres zu Boden und schleudere die beiden Weiber, die mir mit ihren Nägeln das Gesicht bearbeiten, zur Seite. Das ist aber das Signal für die anderen Polen, über mich herzufallen. Die Eirischen und die übrigen Nationen, die nicht anders glauben, als daß mich meine Landsleute lynchen wollen, fallen jetzt über die Polen her und im Augenblick ist eine großartige Völkerschlacht im Gange. Alle kämpfen gegen Einen und Einer gegen Alle. Da stürmt auch schon ein Squad Polizisten die Treppe herauf. Die Kascha hat vom nächsten Drug Store den Aufruhr-Alarm geben lassen. Beim Anblick der Polizei verschwindet die Rotte Korah, wie die Spreu im Winde, nur mich, den Wrczinski, die beiden Frauenzimmer und drei blessirte Kombattanten, die nicht mehr laufen können, sammelt die Polizei ein, und fort geht's im Hoodlum-Wagen nach der Station. Unterwegs erfahre ich erst richtig die Ursache der Erbitterung gegen mich. Nachdem ich fortgegangen, war dem Richter die Heirathslizens behändigt worden, und hatte dieser natürlich, da darin der Name „Wrczinski" angegeben war, auch den Wrczinski aus dem Kasten holen und die Maruschka vor sich bringen lassen. Das Mädchen begriff entweder den ganzen Vorgang nicht, oder war so eingeschüchtert und befangen, daß es kein Wort herausbringen konnte; es sah bald den Richter, bald den Wrczinski mit blödem Gesichtsausdruck an. Wrczinski dagegen, der den Zusammenhang ahnte, fing mächtig in seiner Muttersprache an zu „ticken." Der Richter, der natürlich glaubte, den richtigen Heirathskandidaten wider Willen von heute Vormittag, den Brmczinski, vor sich zu haben, war der Meinung, daß dieser sich wieder eines Schlechteren besonnen habe, und nun doch der Heirath sich widersetzen wolle. Er machte daher, um endlich die unerquickliche Sache zu Ende zu bringen, so wenig Umstände wie möglich, und erklärte Josef Wrczinski und Maria (Maruschka) Pokrczewninska Mann und Weib. Dann schloß er schleunigst die Sitzung und verließ den Saal. Durch das Schimpfen des neugebackenen Ehemannes wurde den beiden Frauen allmählich die Situation klar: Die Maruschka hatte den falschen Mann geheirathet! Das war ja an und für sich schlimm genug, hier aber geradezu schrecklich; denn der Falsche schien ja ein ganz gemeiner Kerl zu sein. Er tobte wie ein Wahnsinniger und schrie vor aller Welt, daß er solch' ein lüderliches Frauenzimmer, das sich schon mit einem Anderen abgegeben hätte, nicht mit den Füßen weiterstoßen, viel weniger mit ihm leben wolle. Der Gerichtsdiener, der etwas Polnisch verstand, gebot ihnen Ruhe und wies sie aus dem Saale. Jetzt wollten alle Drei über ihn, als den Schuldigen, herfallen. Der aber betheuerte seine Unschuld und erklärte, daß kein Anderer als ich die Schuld daran trage. Ich hätte Wrczinskis Namen in die Lizens eintragen lassen und mich dann bei dem Eheschließungs-Akt gedrückt. Wahrscheinlich stecke ich mit dem Brmczinski unter einer Decke, oder sei wohl gar bestochen worden, denn Brmczinski, der von der Sache schon im Gefängniß erfahren, sei überglücklich, und sänge vor lauter Freude das Lied: „Noch ist Polen nicht verloren!"

Das Alles erfuhr ich im Hoodlum-Wagen und ich kann Sie versichern, daß mir bei diesen Mittheilungen nicht besonders wohl zu Muthe war. Auf der Station stellte ich „Bail" für mein Erscheinen am anderen Morgen. Die Anderen blieben im Loch. Als ich am anderen Morgen auf dem Gericht erschien, ließ mich der Richter noch vor Eröffnung der Sitzung nach seiner Privat-Office zitiren.

„Kaminski", sagte er, „ich habe Sie nach meiner Privat-Office rufen lassen, um zu Ihnen als wohlmeinender Freund zu reden, ehe ich Ihnen im Tribunal als Richter gegenüberstehe. Sie haben eine schwere Schuld auf sich geladen. Durch Ihren Fehler ist dieser Gerichtshof veranlaßt worden, eine Ehe zwischen zwei Personen gegen deren Willen zu schließen. Durch Ihre Schuld befände sich der, des Widerstandes gegen die Staatsgewalt Angeklagte Wrmczinski auf freiem Fuße, wenn er nicht eines anderen Vergehens halber wieder arretirt wäre! Durch Ihre Schuld sitzt der Brmczinski, der gestern hätte entlassen werden sollen, noch im Gefängniß. Ferner haben Sie einen Volksauflauf erregt und einen thätlichen Angriff ausgeführt. Sie würde eine sehr schwere Strafe treffen, wenn ich nicht darauf Rücksicht nehmen würde, daß Sie ein vollständig unbescholtener Mann sind, und daß bei allen ihren Vergehen die böse Absicht fehlt; daher will ich Gnade für Recht ergehen lassen; ich will Sie und alle übrigen Arrestanten in dieser Sache entlassen, wenn Sie den Wrmczinski dazu bewegen, daß er in öffentlicher Sitzung erklärt, die Schließung seiner Ehe mit der Maria Pokrczewninska sei auf seinen ausdrücklichen Wunsch erfolgt. Die Frau muß eine Erklärung in demselben Sinne abgeben und der eigentliche Bräutigam Brmczinski muß auf alle weiteren Ansprüche verzichten. Nun gehen Sie in's Gefängniß, und wenn Sie die Sache in Ordnung haben, lassen Sie es mich wissen".

Das war ein Stück Arbeit. Mein ganzes Leben werde ich daran denken. Der einzige, der mir keine Schwierigkeiten machte, war der Brmczinski. Wenn die Gitter nicht dagewesen wären, er wäre mir um den Hals gefallen. Aber die anderen Drei!! Sie wollten absolut keine Vernunft annehmen; sie wollten mich gar nicht anhören und überhäuften mich und sich gegenseitig mit den gemeinsten Schimpfnamen. Obwohl ich wußte, daß er ein falscher Freund sei und mir die ganze Gesellschaft auf den Hals gehetzt hatte, rief ich doch den polnisch sprechenden Gerichtsdiener zu Hilfe. Wir theilten uns in die Arbeit. Er nahm sich den Wrczinski und ich die beiden Weibsleute vor! Die von mir belagerten Festungen kapitulirten zuerst! Der Alten hatte ich ein wollenes Kleid versprochen und der Maruschka $10 — 42 Mk. 23 Pf. — und sie hatte schließlich diese Summe als vollständig genügend zum Ausgleich des Werthunterschiedes des Wrczinski und des Brmczinski anerkannt . . . Der Wrczinski aber hielt Stand. Ich ließ ihm $10, $20, $30 bieten, und in demselben Verhältnisse steigerte der Gerichtsdiener die Anzahl der Jahre Zuchthaus, die er für den Widerstand gegen die Staatsgewalt aufgedonnert kriegen würde. Alles vergeblich. Erst als wir ihm klar gemacht hatten, daß ihm nur die Wahl zwischen vollen zehn Jahren Zuchthaus auf der einen Seite, und zwischen der Maruschka und $50 auf der anderen Seite übrig blieb, entschied er sich für die Letztere als kleineres Uebel. Auf sein Verlangen mußte ich die ihm, seiner Frau und seiner Schwiegermutter gemachten Versprechungen schriftlich geben!

Auf meine Meldung ließ der Richter unseren Fall aufrufen und, nachdem die Betreffenden die gewünschten Erklärungen durch den Dolmetscher, dessen sich heute der Richter bediente, abgegeben hatte, entließ er uns Alle straffrei. Auf dem Korridor traf ich den bekannten Lawyer Smith. Ich erzählte ihm die ganze Geschichte von A bis Z. Derselbe lachte mich aus. „Der Richter selbst ist der allein Schuldige, und um die Sache aus der Welt zu schaffen, haben Sie die Kastanien für ihn aus dem Feuer holen müssen!" erklärte er. Schöner Trost für mich! Endlich war ich zu Hause, aber ich hatte noch eine kleine freundschaftliche Auseinandersetzung mit der Kascha, die so lebhaft wurde, daß die alle Zeit kriegsbereiten eirischen Weiber einen neuen Ausbruch der Feindseligkeiten vermutheten und zur Wahlstatt eilten. Ich sah ein, daß es die höchste Zeit sei, die Kasche die Unterhaltung allein weiter führen zu lassen, und begab mich an meine Arbeit. Nach ein Paar Stunden ging ich nach meiner Stube zurück, wo sich die Kascha vergebens bemühte, einen an mich adressirten, und von ihr geöffneten Brief zu lesen. Er war englisch geschrieben und an der englischen Schriftsprache litt ihre Neugierde jedesmal elendig Schiffbruch. Den Kopf noch voll von Gerichtssachen und gesetzlichen Strafen, konnte ich nicht umhin, ihr vorzurechnen, wie viele Jahre Zuchthaus sie sich durch das verschiedenmalige Oeffnen meiner Briefe bereits verdient habe. Trotzdem sie einen heftigen Protest gegen solcherlei Rechnungsaufstellung einlegte, half sie mir beim Suchen der Brille, da sie vor Neugier brannte. Nach etwa einer Stunde fanden wir sie im Wassereimer, wohin sie sich bei unserer lebhaften Unterhaltung verirrt hatte. Der Brief kam vom Landlord, für den ich das Haus verwaltete. Er gab mir darin auf, die Schlüssel und das Hausinventar dem Schneider Finkelstein zu übergeben und in fünf Tagen die von mir innegehabte Wohnung zu räumen. Meine Entlassung erfolge, weil ich, anstatt Ordnung zu halten, selbst die Veranlassung gegeben hätte, daß großartige Schlägereien im Hause stattgefunden hätten. Sogar polizeiliches Einschreiten sei erforderlich geworden. Auch sei ihm aus allerzuverlässigster Quelle mitgetheilt worden, daß ich ein Paar lüderlicher Weibspersonen im Hause beherberge, ohne Rente von ihnen zu kollektiren.

So! Das war also das Ende Polens! Wer aber in aller Welt war die „allerzuverlässigste Quelle"? Sollte die blinde Eifersucht der Kascha auf die Maruschka sie wirklich haben zur Verrätherin werden lassen? Ich fragte sie daher direkt, ob sie vielleicht wisse, wer mich verrathen habe? Statt aller Antwort lief sie hinaus und schlug die Thür mit einem lauten „Bang" zu. Die Antwort war deutlich. Das hieß „Ich"!

„Glauben Sie jetzt noch, daß ich als Janitor das reinste Picknick da drüben gehabt habe?" schloß er seine Erzählung.

* * *

Moral: Gutmüthigkeit ist die Zwillingsschwester der Dummheit.

„Das sind thatkräftige Leut'."

(Eine heitere Geschichte von Mary Misch-Kastner.)

Allen Respekt vor den Berlinerinnen! Es ist ka Märchen, wenn man unsere lieben Bundesbrüder ein thatkräftiges Volk hoaßt. Es ist Poldl Schlederer aus Wien, der im Tone tiefster Ueberzeugung obige Worte in seinen hübschen Schnurrbart brummt. Poldl ist für einige Wochen aus Wien gekommen, um Berlin bei Tag und Nacht kennen zu lernen, Berlin und seine Bewohner. Mit dem männlichen Theil der Einwohnerschaft ist er ziemlich schnell fertig geworden. Sein Urtheil steht fest: Dö Kellner, dö san alle aus Wien. Und dö Schauspieler, die san alle aus Ungarn. Und 's Militär? Na, wahr is, es schmeißt die Füß mit einem Ruck bis beinah an's Firmament und halt sich grad, als wenn jeder an Ladstock verschluckt hätte. Aber recht schloddrig daher komma und doch Muskeln von Eisen hab'n, das verstehn's halt doch net. Und die übrigen — no, es laßt sich nix dagegen sag'n. Blos ordentli deitsch reden könna's net, und von der Art, wie man sein' Hut aufsetzt, haben's keine Idee.

Soweit wäre also der Poldl mit seinem Studium fertig gewesen und er konnte sein Augenmerk auf die Hauptsache, das Weibliche, werfen. Das hatte er schnell heraus: Die Annäherungstaktik war bei den Verbündeten die nämliche. Denn ob sich der Dialog so abspinnt: Irre mich doch nich, Sie sind Fräulein Müller? — Nee! Ich heiße Grete Schulze. — Nicht möglich? Dann gestatten Fräulein vielleicht, u. s. w.? — Oder: Ah, Freil'n Wulzbacher, küß d'Hand! — I hoaß net so! — Net? Wirkli? Dann vielleicht Freil'n Moosbover?—Schauen's, daß weiter komma, u. s. w.

Das wäre also kein Unterschied zwischen Nord und Süd gewesen, aber Poldl kam gar nicht zu einer solchen „Ansprach'". Das Objekterl, das er zu seinen Studien erwählte, war nämlich nicht so leicht zu erobern. Ein ganz echter Berliner Typus! Zierlich, schmales, feines Gesichterl und schlank wie eine Elfe. Er hätte ihre Taille mit seinen zwei Händen umspannen können. Das machte grade dem Poldl Spaß, der Abwechslung halber, denn in Wien sind die Weiberln ein bisserl völlig. Ueberhaupt war Marie — er sagte nach ein paar Tagen Maritscherl zu ihr, ein wundernettes Ding. Gar nicht stolz, obwohl sie Verkäuferin in einem eleganten Weißwaarengeschäft war. Eine Kravatte hatte er sich kaufen wollen — er brauchte sie eigentlich nicht — und sie bediente ihn. Reizend schüchtern schaute sie zum Poldl auf mit ihren hübschen Blauaugen. Das war am Vormittag gewesen. Am Nachmittag brauchte er schon wieder eine neue Kravatte. Und am andern Tag, bei der dritten, einer weißseidenen, die er eigentlich nicht nehmen wollte, weil sie wie eine Hochzeitskravatte aussah, da verstanden sie sich schon. Aber hochanständig war das kleine Objekterl. „Ausgehen" wollte sie mit ihm, aber nur am Sonntag Vormittag, und Schwachheiten sollte er sich keine einbilden.

Wird sich schon finden mit der Zeit, dachte sich der Poldl.

So zogen sie denn am Sonntag Vormittag miteinander los. Der Poldl im höchsten Grad fesch, das Maritscherl durchaus chik: schwarzes enganliegendes Kleid, schneeweiße Manschetten und Kragen, dunkles Hütchen auf dem blonden, krausen Haar, ganz neue Glacés und einen Sonnenschirm mit langem Stiel, an dem sie wie eine kleine Rokoko-Marquise dahinstolzirte. Der Poldl war ganz weg. Da hatte er aber Glück gehabt. Die vierzehn Tage sollten ein Jux sein.

Die Sonne brannte, und er machte den Vorschlag, durch den Thiergarten in die Zelten zu gehen, von denen er schon so viel gehört hätte, und dort zu frühstücken. Fräulein Marie stimmte gemessen zu. Aber bezahlen wollte sie selbst, was sie verzehre. Wird sich schon finden, denkt sich der Poldl wieder. Sie machen sich auf den Weg, schreiten so frisch und elastisch, daß es dem Poldl und der Maritscherl ist, als hätten sie Flügel an den Füßen. Im Nu sind sie in der Bellevue-Allee.

Das is g'scheit, denkt sich der Poldl, als sie in den grünen, von der Sonne durchleuchteten Laubgang treten. Kein Mensch weit und breit, und still wie in einer Kirche. Der tosende Lärm der Großstadt wie meilenweit entfernt. Jetzt nur weiter keine Umstände gemacht!

Maritscherl! sagt er und geht so dicht an ihrer Seite, daß er ihr beinahe auf das kleine Füßchen tritt, san's vergnügt, Maritscherl?

Sie schaut zu ihm auf, lächelt spöttisch und zuckt mit den Achseln. Es ist bei ihr bloß Verlegenheit, aber ihn ärgerts. Wozu die schöne Zeit — im ganzen bloß vierzehn Tag — so verschwenden? Keine Umständ g'macht und ihr einfach einen Kuß gegeben! Aber dann traut er sich doch wieder nicht, sie hat ein so hochmüthiges Naserl. Und alles das hat ja auch noch Zeit, denkt er. Ganz ernsthaft und ehrbar reden sie nun miteinander. Er erzählt ihr von Wien, von seiner lieben Kaiserstadt. Wie fidel da die Leute seien, was sie für Jux machten! Und die Musik! Und als Beweis fängt er dann halblaut mit einer weichen, zum Herzen gehenden Stimme zu singen an: Die Deutschmeister, die Deutschmeister, die Deutschmeister san do. Es klang so hübsch, daß Fräulein Marie zum ersten Male ihre Zurückhaltung aufgab und mit strahlenden Augen um Wiederholung bat. Ja, in Wien seis schön, fing er darnach wieder an, ganz warm geworden von der heimathlichen Erinnerung, und nirgends anderswo möchte er leben. Aber freilich, jetzt grad sei er froh, daß er ein paar Wochen ausreißen konnte. Es thäi komisch klingen, aber vor den Madeln sei er davon.

Ach nee? fragte Marie ungläubig lächelnd.

Aber, auf mein Wort! versicherte Poldl eifrig. Ich werd' mich doch nicht mit Gewalt verheirathen lassen?

Verheirathen? Fräulein Marie spitzte die feinen Oehrchen. Poldl vergaß ganz und gar, daß das Maritscherl, das Objekterl, das er bloß vierzehn Tage lang „studiren" wollte, nicht die passende Zuhörerin für seine Geschichte war. In seiner Freude, denen daheim einen Possen gespielt zu haben, erzählte er frisch darauf los.

Die Frau Mutter und der Herr Vater in Wien hätten einen Schmarn für kleine Enkel. Sie kapriziren sich d'rauf, daß der Name und das rentable Spezereigeschäft Hutzelegger fortleben müsse bis in alle Ewigkeit. Dieses kommende Geschlecht herbeizuschaffen — Fräulein Marie wurde roth und schaute zu Boden — thäten sie ihm zumuthen, da er der einzige Sohn und Erbe der Hutzelegger sei und voraussichtlich auch bleiben würde. Ich mag aber net, fallt mir gar net ein, mi dazu herz'geben! sagte der Poldl so entschieden, daß kein Zweifel an seiner Entschlossenheit aufkommen konnte. Fräulein Marie lächelte, so verschmitzt und unmerklich, wie die Damen in den französischen Schwänken lächeln, wenn's recht gepfeffert wird.

Die Wienerinnen sollen doch aber so hübsch sein.

Jaa! machte der Poldl gedehnt. Hübsch schon, aber . . . Sie lassen einem ja keine Zeit zum Verlieben. Wenn i mi a 'nal ordentli verliebt hätt, thät i a heirathen. Aber i bin eben der einzige Sohn von wohlhabenden Eltern, das is das Malheur. Wo eine Tochter im Haus is, wird nach mir geangelt. Die ganzen alten Weiber in unserer Nachbarschaft haben sich mit meinen Eltern verschworen, ich müßt heirathen. Alle Abend schleppen sie mich zu einem andern Familientratsch, in der Hoffnung, daß ich auf eine anbeißen möcht. Aber, Poldl lachte triumphirend, jetzt hab ich's alle miteinander d'rankriegt. Ausg'rissen bin ich, hierher nach Berlin und vor vierzehn Tag bis drei Wochen kriegen's mich nimmer z'sehen. Amusiren will ich mich hier, wo man mit einem Maderl reden kann, ohne daß gleich der Herr Pfarrer seinen Segen dazu gibt oder gar a zukünftige Schwiegermutter auf ein unvorsichtiges Busserl lauert. Gelt, Maritscherl, das soll einen Jux geben, die vierzehn Täg?

Fräulein Marie hatte aufmerksam und sehr interessirt zugehört. Jetzt schob sie sachte die kleine Hand unter ihres Begleiters Arm, den sie vorher schnippisch abgelehnt hatte. Ihre Schulter streifte beim Gehen die seine. Mit sanften hingebenden Augen blickte sie zu dem Hutzelegger'schen Erben auf. Warum auch nicht? Zu solch' reizend naivem Menschen konnte man schon Vertrauen haben.

Einige Tage später! Der Poldl hatte das Maritscherl im Laden besucht, aber nur zweimal, denn der Chef, Grünfeld & Co., paßt scharf auf. Dafür hatte er sie jeden Abend aus dem Geschäft abgeholt. Sie ist dankbar dafür, aber nochmal mit ihm ausgehen, will sie durchaus nicht, trotz seiner Bitten. Der Poldl ist schon ganz hitzig. Noch kein Buss'l! Und schon fünf Tage von den vierzehn vorbei. Wenn's so weiter geht, muß er noch ein paar zugeben. Jetzt war er einmal d'rauf passionirt, auf das Maritscherl. Aber es war g'rad, wie wenn er kein Glück bei den Weibern haben sollte. Die, die ihn wollten, wollte er nicht; die er wollte, wenigstens für vierzehn Tage, die wollte ihn nicht. Am sechsten Tage hatte der Poldl eine Idee. Im deutschen Theater wurde ein Stück gegeben, das ihm dem Titel nach bei seinen Absichten nützlich schien: „Die Liebelei". Von einem Wiener Landsmann war's, und die verstanden sich doch auf solche Sachen. Da wurde vielleicht dem Maritscherl klar gemacht, daß man einen Liebhaber, der bloß zwei Wochen Zeit hat, nicht so lang zappeln läßt.

Mit zwei Parkettbillets in der Tasche wartet er Mittags vor Grünberg & Co. Fräulein Marie macht große, glückstrahlende Augen, als er ihr das Billet gibt. Das Theater ist ihre größte Freude. Sie dankt verbindlichst und wird sich erlauben, Gebrauch davon zu machen. Jetzt ist's gewonnen, denkt sich der Poldl.

Der Nachmitag vergeht ihm schnell. Er malt sich den heutigen Abend aus. Das mußte ein Jux werden. Zuerst zwei Stunden beim Maritscherl sitzen, ganz nah beinand. Da wird's schon warm werden, das kalte Maderl. Und nachher — da gab's keine Ausrede — mußte sie mit ihm in's Restaurant. In ein ganz feines mit Nischen, wo man allein sitzen konnte und Champagner trinken. Denn schlampampt mußte heut werden. Und wenn sie nachher noch nicht busseln wollte . . . Es war ganz lächerlich, wie er sich nach so einem Busserl sehnte.

Der Theaterabend verlief ganz programmmäßig. Glückselig pflanzte sich Poldl neben die stolze, junge Dame, die in Anbetracht des feinen Publikums und ihrer neuen seidenen Bluse nur ein vornehmes Lächeln für ihn hat. Aber ganz nah sitzen sie beieinander, und der Poldl fühlt sich so glücklich wie nie in seinem Leben. Nur manchmal seufzt er schwer. Schad, sehr schad, daß in vier Wochen — er hat schon vierzehn Tage zugegeben — alles wieder aus ist.

Das Stück gefällt ihm großartig. A solche Hetz, wie das ist, die zwei feinen Herren mit den zwei Maderln. So ist es im Leben, ja! Lieb müssen die Maderln sein — das andere is Nebensach. Aber im zweiten Akt ärgert er sich. Was denn? Die da droben schreckten ja das Maritscherl ab. Schon schaut sie mit ganz erschrockenen Augen hinauf und vergißt alles um sich her, selbst ihn.

Als das Stück, das den Poldl auf's peinlichste enttäuscht hat, endlich aus ist, rückt er mit seiner Einladung heraus. Sie müßte eine Auffrischung haben auf die traurige Geschichte im Theater. Und wie sie mit dem Kopf schüttelt, nimmt er heimlich, mitten im Gedränge des hinausströmenden Publikums, ihre Hand und bittet und bettelt so innig, daß sie endlich ganz hilflos ja sagt. Ihm klopft das Herz vor Freude. Unverwandt schaut er in das liebe, blasse Gesicht neben ihm und kann's kaum erwarten, bis sie draußen und allein sind. Auf einmal aber wird das Gesichterl roth und die Augen ganz weit.

Papa und Mama! flüstert sie und eilt auf ein älteres Paar zu, das ihr lebhaft winkt. Der Poldl wird vorgestellt. Er ist ganz starr vor Ueberraschung und Aerger. Die Alten! Mama Schulz mustert ihn mit strengen Blicken. Papa Schulz freut sich, die Bekanntschaft zu machen, und wirft so nebenbei hin, daß er Ministerialbeamter sei. Seine Stellung als Aktenbote zu präzisiren, hielt er nicht für nöthig. Er räuspert sich, als wenn er eine Rede halten wollte, und schaut seine Tochter spöttisch triumphirend an.

Was, Kleine, Vatern und Muttern haste nicht erwartet? Wir wollten 'mal sehen, wie du dir benimmst, und in das Theater wollten wir ja schon lange mal jehen.

Da hierauf eine Verlegenheitspause eintritt, findet Poldl endlich die Besinnung wieder. Da heißt es gute Miene machen, sonst.. Ob er die Herrschaften nicht zu einem Glase Bier einladen dürfe? Worauf Vater und Mutter Schulz sich fragend anblicken und endlich huldvoll nicken.

Bis Mitternacht sitzen sie im Pschorrbräu zusammen. Der alte Herr wird recht lustig, aber Fräulein Marie hält die hübschen Augen gesenkt. Erst beim Abschied drückt sie dem Freund zärtlich und bedauernd die Hand. Das tröstete ihn wieder. Daheim in seinem Bett fluchte der Poldl das Blaue vom Himmel herunter. Wieder eine Familie! Wieder eine Schwiegermutter! War er deshalb nach Berlin gekommen? Aber der Teufel soll ihn holen, wenn er auch noch nur einmal an das dumme Mädel denkt! Zum besten halten läßt er sich nicht. Ein Schatzerl wollte er und keine Familie. Am andern Tag suchte der Poldl in heller Wuth ein anderes Objekterl. Leider ganz umsonst.

Drei Tage hielt er's aus. Am vierten schien es ihm eine unabweisbare Nothwendigkeit, von Fräulein Marie Schulz Abschied zu nehmen für immer. Er wartete Mittags von Grünfeld & Co., — sie kam nicht. Er wartete Abends — sie kam nicht. Endlich verrieth ihm am andern Morgen eines der Ladenfräuleins, daß die Kollegin Schulz seit gestern krank und bei sich zu Hause sei. Krank? Sehnsucht natürlich? Denn lieb hatte sie ihn, da war kein Zweifel. Im Sturmschritt marschirte er hin, um den Abschiedsbesuch zu machen. Im vierten Stock wohnte sie. Fräulein Marie selbst macht ihm auf. Er hält ihr den kleinen Mund zu, wie sie freudig aufschreit.

San's allein? fragt er leise.

Ja.

I will Ihnen Adieu sagen. I reis' heim, morgen schon.

Fräulein Marie geht schweigend voran in die nette, gemüthliche Wohnstube, er hinter ihr drein. Seine Augen verschlingen die reizende, zarte Gestalt, das weiße Hälschen, den blonden Haarknoten. Er verliert so völlig den Kopf, daß er sogar du zu ihr sagt.

Thut's dir leid, daß i geh? fragt er, und ist zu Tod erschrocken, als das Maritscherl plötzlich bitterlich zu schluchzen anfängt.

Aber Schatzerl, sagt er, obwohl ihm das Herz selber jämmerlich weh thut, Schatzerl, hast mich denn gern? Ja, warum bist denn dann so? Kein Busserl und kein sonst nix, die ganze lange Zeit. Und Eltern hast auch auf einmal, die einem jede Freude verpfuschen. Und ausgegangen bist auch net mehr mit mir, als ob du dich vor mir fürchten thät'st, wo ich dich doch so gern, so gern hab, daß es mich selber wundert. So, daß ich ohne dich gar nicht mehr sein mag. Und schau, wenn d'willst, versprech ich dir noch vier Wochen da z'bleiben.

Fräulein Maries blaue, thränenschwere Augen irren währenddem angstvoll herum. In ihrem Hirn geht es durcheinander, wie in einem Chaos. Jetzt, jetzt kam es darauf an. Aber sie ist keine Diplomatin. Das einzige Wort, das ihr auf der Zunge liegt, ist so furchtbar schwer zu sagen. Die Angst, durch ihre Dummheit alles zu verpassen, preßt ihr heiße Thränen aus.

Aber ich weiß doch, schluchzte sie endlich, von Ihnen selbst, daß Sie nicht heirathen wollen, außer wenn Sie jemand lieb haben. Also haben Sie mich doch nicht lieb.

Der Poldl hört das unheimliche Wort „Heirathen", aber es schreckt ihn nicht. Jetzt grad ist ihm alles gleich. Er ist so selig wie noch nie. Er drückt das Maritscherl an sein Herz und küßt und küßt, bis das zarte Gesichterl in hellem Feuer brennt. Endlich hat er die heißersehnten Busserln. Er hört und sieht nicht, daß sich hinter ihm die Thür öffnet und das Verhängniß hereintritt. Mit einem Schritt ist Papa Schulz zwischen dem verliebten Pärchen. Sich in seiner ganzen Beamtenwürde aufrichtend, faucht er: Na, da brat mir einer 'nen Storch! Wat fällt Ihnen denn in, Sie Wiener?! Wie können Sie sich unterstehen, Sie . . .

Aber, Alterchen, unterbricht Mama Schulze, die blitzgeschwind die Lage überschaut und begriffen hat, ihren Gatten, was machst du denn? Du schimpfirst ja deinen eigenen Schwiegersohn. Siehste denn nich, sie haben sich ja verlobt. Er will ja heirathen. Meinen Segen habt ihr, Kinder.

Der Poldl war ja ein wenig erstaunt, als sie ihm nun plötzlich alle um den Hals fielen und sich gar nicht genug thun konnten vor Freude, und er nun plötzlich statt einem Schatz für vierzehn Tage eine Braut für lebenslänglich besaß, ohne daß er recht wußte wie. Aber schließlich — lieb haben that er ja das Maritscherl, und gar jetzt, wo sie ihn mit so glückseligen Augen anlachte, lieber, als er je ein Mäd'l gehabt hatte. Darüber war er sich nun allgemach klar geworden.

Und so kehrte der heirathsscheue Poldl, der vor der Verlobung ausgerückt war, als glücklicher Bräutigam nach Wien zurück. Vor Berlin hat er aber jetzt alle Achtung. Das sind thatkräftige Leut'.

Ab vom Wege.

Roman aus dem Nachlasse Hans Wachenhusens.

(5. Fortsetzung.)

Es war das ja eine Herausforderung des Publikums; man hatte sie verurtheilt; würde man ihr vergeben, der Künstlerin?

Immer aber kehrte ihre Vorstellung zu Erich zurück. Sie hatte ihn lieb gewonnen; sie, ein Kind der weiten Welt, schätzte die Männer, die den Kopf oben behielten, mochte das Herz auch bluten. Sie hatte seine Selbstbeherrschung erkannt, schon als sie ihn kennen gelernt, und jene Scene, wie er sie in der Soiree des Präsidenten dem Damenkreise vorgestellt, war ihr unvergeßlich geblieben. Der Umstand aber, daß sie die Schwester Jennys war, hatte ihr stets eine gewisse Zurückhaltung diktirt. Der kleine Harry hatte sie kürzlich erst in Verlegenheit gesetzt, indem er in Erichs Gegenwart zu ihr sagte: „Gar keine Mama soll ich also mehr haben! Wozu bist Du denn da?" ... O, sie war ja jetzt da, aber für den armen Kleinen nicht!

Jenny war in hohem Grade strafbar; in Marys Herzen war nichts mehr, was für sie hätte sprechen können. Mochte ihr Schicksal jetzt sein, welches es wolle, sie hatte es sich leichtsinnig bereitet und sollte es tragen. Doch was ward aus ihr, wenn es ihr heute Abend mißlang? Der Oheim hatte für sie jedes Interesse verloren und Jenny war jedenfalls zu stolz, um etwas von ihm zu erwarten. Er hatte ihr, Mary, gesagt, wenn Jenny nicht reussire, werde Adriani, so weit er ihn kenne, sie ohne Erbarmen fallen lassen, und was dann? ... Von der Gnade Erichs leben? ...

Jetzt kehrte der Consul erschöpft von seiner Promenade zurück und warf sich verdrossen in einen Sessel. Besorgt fragte Mary, ob ihm etwas widerfahren sei. „Allerdings!" rief er. „Zunächst mußte ich hören, daß diese Theatergeschichte, die der Teufel holen soll, gar kein Geheimniß mehr ist! Ich mußte diesem geschwätzigen Weibe, der Frau Goltermann begegnen, die Du etwas links liegen ließest. Sie überfiel mich mit Complimenten über mein Wohlaussehen, dann sprach sie mir ihre Freude darüber aus, daß meine Nichte, die Frau Dr. Soltmann wiedergekehrt sei, und daß sie diese heute Abend zu ihrer Ueberraschung werde im Theater bewundern können. Gott weiß, woher sie das hat, aber sie wollte soeben erst davon erfahren haben. Wozu war nun diese Geheimthuerei?"

„Ehrlich meint sie es gewiß nicht mit Jenny! Sie sprach einmal so und einmal anders über sie. Im Grunde mag es jetzt ganz gleichgiltig sein, ob sie weiß, was heute Abend doch Alle wissen werden.... Haben Sie einen Entschluß gefaßt?" Mary schaute den Oheim in großer Spannung an.

„Ja! Wir werden nicht hingehen! Mag man davon denken, was man will."

Mary war damit ein Stein vom Herzen gefallen. Was hätte sie ausgestanden! Wie hätten die Goltermann und ihre Freundinnen sie angeschaut, ehe Jenny noch auftrat und mit welchem Gesicht hätte sie Erich in der Loge empfangen sollen? Es war besser so!

In der Scene.

Der Tag war sehr angenehm verstrichen. Man hatte viel getrunken und getoastet. Sich freuend auf den Abend, den er an Marys Seite verbringen konnte, begab er sich aus der Herrengesellschaft direkt zum Theater, etwas verspätet schon, denn die Vorstellung mußte schon begonnen haben.

Er war kein Habitué gerade dieser Bühne, die Beschließer kannten ihn also nicht. In seinem schwarzen Gesellschaftsanzuge betrat er das Haus und trennte sich von den Herren, die ihn hieher begleitet hatten und ihre Plätze suchten.

Es mußte eben eine Pause sein, denn er vernahm keinen Gesang, wie er über den Corridor schritt, wohl aber sah er Manche der Besucher auf ihre Plätze zurückeilen und hörte das Geräusch von Stimmen des Publikums, das eben verstummte, als er die Prosceniumsloge erreichte.

Er trat in diese, sah das Parket, die Ränge dicht besetzt von einem eleganten Publikum, die Loge, die er ganz genommen, war aber leer. Weder der Consul noch Mary waren anwesend. Und da intonirte soeben das Orchester.

Um nicht allein vorn in der Loge zu sitzen, lehnte er sich an die dem Hause zugekehrte Wand hinter die Sessel, und da, eben als er sich vorbeugte, um die Hand nach dem auf der Brüstung hangenden Concertzettel auszustrecken, sah er sich gegenüber einen älteren mit mehreren Orden dekorirten Herrn aus der Coulisse treten.

Er führte eine Dame in wasserblauer, ausgeschnittener, mit Spitzen reich besetzter Robe auf die Bühne, verließ sie kurz vor der Rampe und trat in die Coulisse zurück.

Die Dame trug ein Notenblatt in der einen, den Fächer in der anderen Hand und verneigte sich anmuthig vor dem Publikum, das sie mit tiefem Schweigen empfing. Das Lächeln aber schien auf ihrem Antlitz zu erstarren, sie wandte den Blick seitwärts zu der Prosceniumsloge und ....

Erich fuhr erbleichend zurück; ein Schwindel bemächtigte sich seiner, als sie eben, dem Takte der Musik folgend, die Stimme erheben wollte, und auch sie zuckte leise zusammen; der Ton schien ihr zu versagen; sie erbleichte unter der leichten Schminke, die ihrem zarten Teint das Lampenlicht geboten hatte. Doch sie faßte sich und begann das Coover'sche Lied „My star", „Nun hüllt die Nacht, die lenzige Nacht" etc.

Erich hatte sich wieder an die Wand gelehnt. Er war fassungslos, schloß die Augen, horchte, riß die Lider auf und starrte die Sängerin an.

Das war sie — Jenny mit ihrem blonden, nur durch eine Rose geschmückten Haar, ihrer Elfengestalt; das war ihre Stimme, die ihn einst so oft entzückt hatte, die aber heute so gepreßt klang, daß es ihn heiß und kalt überlief. Sie war es leibhaftig! ...

Wie kam sie auf die Bühne! Er faßte es nicht. Er beugte sich vor, gleichgiltig darum, ob ihn das Publikum erkenne, sah bekannte Gesichter, erblickte in der Rangloge die Goltermann und die Schenck, auch andere Damen, die sich zuflüsterten mit so hämischen Mienen ...

Eine Todesangst überkam ihn. Er drückte sich wieder in den Schatten der Loge, lauschte, zitternd vor ihrem Erfolge, denn ihre Leistung war entschieden nicht auf ihrer Höhe. Sie hatte auch ihn erkannt, und das mochte sie beirren. Er bereute, sie gestört zu haben, denn wie entrüstet er auch war, er wünschte ihr Gelingen; er zweifelte, und das ließ ihn nach der Lehne des vor ihm stehenden Sessels greifen, denn er fühlte seine Knie schwanken.

Nein, sie war nicht auf der Höhe! Immer wieder erfaßte ihn die Angst. Er fühlte den Schweiß auf seiner Stirne. Die Töne schwirrten vor seinem Ohr, so daß er sie kaum zu unterscheiden vermochte. Er hätte aus der Loge auf die Bühne springen mögen, um ihren Arm zu erfassen und sie fortzuführen.

Jetzt aber fand sie ihre Geistesgegenwart und damit ihre Stimme wieder. Sie schmetterte die zweite Strophe mit dem Schluß: „Du bist meine Wonne, Du bist mein Stern!" heraus daß es das Publikum zu lautem Applaus hätte hinreißen müssen.

Und ein Applaus fehlte auch nicht, doch war er nur kalt, denn man hatte sich, als sie schwieg, im Hause zu erzählen, wer die Sängerin sei; und da mischte sich eben vom zweiten Rang aus ein lautes Zischen in den Beifall, der auch im Parket ein Echo fand.

Erich war gegen seinen eigenen Willen Partei. Er blickte auf sie, sah sie wieder erbleichen, sah Adriani entrüstet den Kopf zwischen den Coulissen herausstrecken. Er war wie an seinen Platz gebannt, erhob sich, trat, im Schatten bleibend, auf die andere Seite der Loge, schaute zum zweiten Rang hinauf und sah das Gesicht Schwenders über seiner rothen Kravatte mit schadenfroher Grimasse auf die Sängerin herabblicken.

Erich murmelte einen Fluch. Dieser Mensch rächte sich also für die ihm von ihr widerfahrene Nichtbeachtung seines Bettelbriefes! Sie that ihm leid, wie sie dastand, um ihr zweites Lied zu beginnen, angestaunt durch die Menge im Parket, die noch immer die Köpfe zusammensteckte. Hatte sie einmal diesen Beruf ergriffen, so wünschte er ihr Erfolg...

Aber wieder ergriff ihn seine Entrüstung, daß sie ihm dies angethan. Er wollte fort; es hielt ihn aber dennoch fest, als sie von Neuem begann; und er blieb mit dem tiefsten Groll im Herzen.

Dasselbe wiederholte sich, als sie auch dies Lied gesungen. Mit gesenkten Augen verneigte sie sich, um unter Zischlauten und Applaus abzutreten.

Erich stand aufrecht im Fond der Loge, den Hut in der Hand. Und als sie die Bühne verließ und nicht von Adriani, sondern von einem anderen Herrn in der Coulisse empfangen wurde, sah er, wie sie einen schwer anklagenden Blick in seine Loge warf.

Was sollte dies? War er Schuld an dieser Opposition, die sie doch selbst herausgefordert hatte? ... Der Ingrimm trat in ihm wieder an die Stelle der Theilnahme.

Auch er stürmte hinaus, durch den Corridor. Er sah und hörte Niemanden von ihm begegnenden Bekannten. Er fühlte sich gedemüthigt, beleidigt in seinem Stolz. Sein Name war jetzt jedenfalls auf Aller Lippen, er hörte ihn sogar aussprechen. Und das hatte sie ihm gethan! ...

Er irrte, aus dem Theater tretend, hinaus in den dämmernden Abend. In ihm kochte es. Wohin sich wenden? Auch im Club war heute jedenfalls sein Name auf Aller Zunge. Und dieser Erfolg, der jedenfalls stark angefochten war! Wer hatte ihr den wahnsinnigen Gedanken eingegeben, gerade hier aufzutreten? Ihm zum Tort nur hatte das geschehen müssen; kein Zweifel!

Wo ferner waren sie Beide, die ihn heut Abend im Stiche gelassen hatten? Offenbar hatten sie darum gewußt! Hatte er das aber von Mary verdient, die er für so offen und ehrlich gehalten? ...

Seltsamerweise hielt es ihn bei seinem Umherirren in der Nähe des Theaters, die während der Vorstellung ziemlich unbelebt war, und so stieß er denn auf einen älteren, sich auf den Stock stützenden Herrn und eine junge verschleierte Dame.

Er erkannte zunächst den Consul, der phlegmatisch und vor sich blickend seinen Hut zog und dann seinen Arm nahm.

„Sie waren natürlich drinnen?" fragte er, auf das Haus deutend.

„Ja, ich war drinnen!" antwortete Erich schwer verdrossen. „Ich wünschte aber, man hätte mir das erspart!" Er warf dabei einen vorwurfsvollen Blick auf Mary, die die Stirn senkte.

„Das gilt wohl mir?" fragte der Consul. „Leider aber wußt' ich nicht, wohin Ihnen heute die Nachricht senden, da Sie ja für den Tag engagirt waren. Erzählen Sie zuförderst: wie ist die Sache ausgefallen? Danach erzähle ich."

„Wie sie kommen mußte. Man applaudirte und zischte!"

Der Consul blickte Mary an, als wolle er ihr zurufen: was habe ich gesagt?

„Natürlich!" fuhr er fort. „Die öffentliche Meinung! Die habe ich gefürchtet! Ich will Ihnen gleich die meinige aussprechen. Zu thun war nichts gegen dieses Auftreten; der Contrakt band sie und ohne Zweifel bei Conventionalstrafe. Wer hätte die bezahlt?"

„Ich!" rief Erich mit vor Zorn bebender Stimme.

„Hm! Ich wollte Ihnen ja meine Ansicht sagen. Mit dieser Strafe wäre nichts gethan gewesen. Ich sagte mir: sie sucht ein Feld ihrer Thätigkeit um zu leben, und das war ihr am Ende zu verzeihen; nur daß sie dieses Feld gerade hier betrat, fand ich nicht in der Ordnung. Sie hat es jetzt, nach Ihrer Mittheilung, hier verloren, denn Adriani wird sie fallen lassen. Ich kenne seine Gewohnheiten und Prinzipien."

Eine Pause trat ein. Eben schritten ein paar Herren, aus dem Theater kommend, an ihnen vorüber.

„Ihre anfängliche Befangenheit abgerechnet," sagte der Eine, „ist ihre Stimme nicht schlecht; aber es war doch eine Kühnheit, gerade hier, wo ihre Vergangenheit unvergessen ist und ihr von ihr verlassener Mann eine so geachtete Stellung inne hat, eine nachsichtslose Beurtheilung zu riskiren..."

Sie gingen weiter. Erich ballte die Hände. Mary blickte mitleidig auf ihn. Sie schwiegen alle Drei und schritten langsam ihres Weges.

„Ich denke, Sie trinken eine Flasche Wein bei mir," sagte der Consul. „Wir hatten eigentlich die Absicht, im Hotel zu soupiren..." Er wollte nicht hinzusetzen, daß man in einem öffentlichen Lokal heute Abend über „sie" sprechen hören werde.

Erich verstand ihn. Schweigend folgte er, denn den Club wagte er heute nicht zu betreten und das Alleinsein fürchtete er.

Schweigend erreichten sie des Consuls Wohnung.

Mit inniger Theilnahme drückte hier Mary Erichs Hand, während der Consul draußen der Bedienung seine Ordre gab.

„Nehmen Sie sich das nicht so sehr zu Herzen!" bat sie. „Des Oheims Wille war es, darüber zu schweigen. Sie hörten ja seine Ansicht darüber, daß nichts daran zu ändern gewesen. Zürnen Sie uns nicht!"

„O, ich habe einen schweren Abend erlebt!" rief er, die eine Hand an die Stirn führend, während die andere die Marys kalt umschloß. „Wäre mir dies doch nicht beschieden gewesen! Ich mußte es mit ansehen, daß ein Bube, sich an ihr rächend, das Signal zur Unzufriedenheit gab! Ich hätte ihn mit eigener Hand erwürgen können!"

„Jenny hat Sie natürlich gesehen?"

„Ja! Und als sie die Bühne verließ, warf sie mir einen Blick zu, als habe ich Theil an dem Zischen, ich, der ich um ihren Erfolg eine Todesqual ausgestanden habe, obgleich es mir war, als müsse ich sie von der Bühne fortreißen. Jeder Nerv erzittert noch in mir, wenn ich daran denke. Es war eine Höllenpein!"

Er ließ ihre Hand und warf sich auf einen Sessel. Mary trat zu ihm und legte ihm mit wehmüthigem Blick die Hand auf die Schulter. Erich ergriff sie und preßte zum ersten Mal einen heißen Kuß darauf. Doch sie entzog sie ihm, denn der Oheim trat eben wieder herein.

Wie gern wäre sie ihn um den Hals gefallen, hätte sie ihm gesagt, er habe ja sie noch! Aber er durfte wohl ahnen, errathen, daß sie ihn liebe, er konnte, er durfte es sogar wissen, doch sie hielt es für einen Frevel gegen die undankbare, unglückliche Schwester, dies einzugestehen. —

Stunden lang saß sie im Nachtgewande an dem Abend noch in ihrem Zimmer, mit gerötheten Augen überlegend und doch keinen Rath findend. Es war ja zu Ende zwischen ihm und Jenny, aber daß sie an ihre Stelle treten könne, das war ihr unfaßbar, jetzt namentlich, wo diese, die letzte Planke verloren war, die Jenny aus ihrem Schiffbruch hatte retten sollen! Mit welchem Gewissen hätte sie ihm ihre Liebe bekennen sollen, und was würde die Welt dazu gesagt haben jetzt, da die Schwester wieder hier war und man dem Gedanken Raum geben konnte, es komme vielleicht zu einer Versöhnung!

Sie stand nicht zwischen ihnen; sie hatte gethan, was sie angesichts Jennys Abneigung verantworten zu können geglaubt; er war ihr zu werth, als daß sie es versucht hätte, ihn in diese unglückliche Ehe zurückführen zu wollen, die ihn doppelt elend gemacht haben würde.

Nein, sie wußte keinen Rath und seufzend kam sie zu dem Gedanken: „Wenn nur der Oheim auf seine Reisepläne zurückkommen wollte!" ...

20.
Im Spital.

Jennys zweiter Liedervortrag hatte zwar Beifall gefunden, doch der Applaus war lahm gewesen.

Man hatte in der großen Pause sich zu viel über sie erzählt und dadurch waren die Tonangebenden, die Enthusiasten gegen sie eingenommen worden. Sie hatten ihre Persönlichkeit bewundert, ihr aber doch nicht vergeben können, vielleicht eben ihrer äußeren Vorzüge wegen.

Namentlich die Damen der Gesellschaft, die mit ihr bekannt gewesen waren, hatten sich als unversöhnlich gezeigt und im Foyer ihr Vergehen mit großer Umständlichkeit erzählt. Frau Goltermann wollte Erich sogar in der Prosceniumsloge bemerkt haben; man stellte sich vor, was der Aermste habe empfinden müssen, und damit war denn das Urtheil auch über die Künstlerin fertig.

Als Jenny, von dem Sekretär Adrianis geführt, die Garderobe erreichte, stand sie leichenblaß und zitternd da. Dann entstürzten Thränen ihren Augen. Sie fühlte ihren Mißerfolg. Adiani hatte sich nicht mehr vor ihr sehen lassen, er, der vorher die Galanterie selbst gegen sie gewesen war.

Sie trocknete ihre Thränen. Die sollte Niemand sehen. Sie vernahm den Gesang von der Bühne her. Und da, wie sie in ihren Paletot gehüllt, in ihrer Salonrobe dasaß, empfand sie ein heftiges Frösteln und wieder eine Fieberhitze. Ein unerträgliches Stechen im Gehirn quälte sie. Das verursachten ihr die Gedanken, was jetzt werden solle. Sie hatte von Adriani wenigstens einige theilnehmende Worte erwartet, hätte sich mit ihm aussprechen mögen, aber der ließ nichts von sich hören.

So ward ihr denn endlich gemeldet, der Wagen erwarte sie.

Sie trat hinaus, aber Niemand außer der Garderobiere begleitete sie, und die schaute sie auch so sonderbar an. Auch keiner der Künstler kümmerte sich um sie. Wie demüthigend das war, den stolzen Hoffnungen gegenüber, mit denen sie heute das Haus betreten hatte.

Erst unterwegs an dem schönen Frühsommerabend gedachte sie Erichs und mit Entrüstung. War er wirklich im Stande gewesen, ihr einen solchen Empfang zu bereiten? Das verursachte ihr wieder das Stechen im Gehirn. Und war ihre Schwester zugegen gewesen? Sie hatte vor Aufgehen des Vorhanges durch das Ochsenauge gelugt und eine Anzahl ihrer früheren Bekannten gesehen, doch Mary nicht. Indeß es war besser so. Welches Interesse konnte denn diese Schwester für sie haben!

So erreichte sie denn ihre bescheidene Wohnung. Sie warf sich angekleidet auf das Bett, nachdem sie ihrer Brust Luft gemacht und da gedachte sie zuerst wieder Erichs. Er war es gewesen, dessen unerwarteter, so naher Anblick sie gerade beim Beginn gestört hatte, vielleicht absichtlich sogar! Hatte er gewußt von ihrem Auftreten? Hatte er selbst dazu beigetragen, daß man sie so empfangen?

Sie überdachte die Momente des Abends, unruhig, in höchster Nervosität. Die Wirthin brachte ihr die kleine Lampe und stand da, als wolle sie von ihr hören; doch sie schickte sie hinaus, sie wollte sogar nichts genießen, nur Ruhe haben.

Als die Frau gegangen war, sprang Jenny auf, stellte sich mit der Lampe vor den Spiegel und blickte in ein so bleiches Gesicht, daß ihr das Herz ängstlich zu pochen begann.

„Der Neid selbst mußte es mir doch lassen, daß ich gut genug gesungen habe, daß meine Stimme den Raum ausfüllte!" bebten ihre farblosen Lippen. „Aber ich selbst sah ja ihn, den Schwender, den ich drüben kennen lernte durch Arch..." Sie vermochte nicht, den Namen hervorzubringen. „Er wagte es schon damals, mir den Hof machen zu wollen, als er noch nicht so herabgekommen war. Er und seine Consorten waren es ... Aber", sie schlug die Hände vor das Antlitz, „was mache ich jetzt, wenn Adrini ... Mein Geld ist ausgegeben, was beginne ich!"

Hastig, mit fliegenden Händen, ja mit Ekel, warf sie die Salonrobe von sich und ließ sich auf das Lager sinken. So lange hatte sie mit größerer Aufregung, als sie sich den Schein gegeben, an diesen Abend gedacht; und jetzt, da das Schicksal entschieden, war ihre Kraft gebrochen.

Als die Wirthin nach einer Stunde wieder erschien, fand sie Jenny mit klappernden Zähnen und brennendem Gehirn in Fieberphantasien.

Sie fragte, ob sie nicht zum Arzt schicken sollte. Jenny aber wehrte ihr ab. Sie habe kein Geld für einen Arzt, zitterten ihre bleichen Lippen, während sie die Frau mit glasigen Augen anstarrte. Sie wolle lieber sterben.

Diese wußte also, wie der Abend ausgefallen und mitleidslos ging sie, voraussehend, daß sie eine Schwerkranke werde beherbergen müssen.

Draußen stand sie vor der Thür, noch überlegend.

„Wer dünkt sich, Alles zu können, wozu ein Künstler jahrelang studiren muß!" rief sie unwillig und bereit, andere Saiten aufzuziehen. „Und das ist jetzt aus der stolzen, eitlen Frau Doctor Soltmann geworden! Hätte lieber bei Mann und Kind bleiben sollen! ... Und kein Geld mehr! ... Wird's wirklich schlimm, so muß sie in's Spital; ich kann hier keine Kranke gebrauchen! ... Aber sie wird sich ja besinnen, wenn man jung ist, stirbt man so leicht nicht!" ...

Als sie am Morgen wieder kam, um ihr eine Schale dünnen Kaffees zu bringen, fand sie Jenny im heftigsten Fieber. Mit geschlossenen Augen und heißem Schweiß auf Stirn und Händen lag sie da.

Die Frau war noch barmherzig genug, ihre Aufwärterin zu dem Arzt gegenüber zu schicken; der aber war nicht zu Hause, sollte erst am Mittag zu sprechen sein. Sie wußte jetzt nicht, was beginnen, und saß rathlos am Bette: Jenny begann wieder zu phantasiren, und das machte ihr Angst.

Endlich gegen 11 Uhr ward an der Schelle gezogen. Eine junge Dame erschien. Die that den Schleier zurück und die Frau starrte sie betroffen an. Das mußte die Schwester sein, von der sie ja gehört! Daß sie nicht daran gedacht hatte, zu dieser zu senden! Aber sie hatte ja nicht gewußt, wie Beide zu einander standen.

In der That war es Mary. Diese gab sich zu erkennen, während sie angstvoll auf die Daliegende starrte. Sie setzte sich an das Lager und nahm mit Erschrecken die heiße Hand der unglücklichen Schwester.

„Ich bin's, Mary!" rief sie ihr zu, die noch mit geschlossenen Augen dalag.

Aber Jenny hörte sie nicht; sie begann wieder heftig zu phantasiren.

„Um Gotteswillen, schicken Sie einen Dienstmann zu unserm Arzt!" rief Mary, der Frau ein Stück Geld reichend und ihr die Adresse nennend. „Es ist Gefahr; sie liegt im heftigsten Fieber!" Sie gab ihr auch ihre Karte für den Arzt.

Die Frau stürzte fort. Das Goldstück machte ihr Eile. Mary beugte sich über die Kranke.

„Ich bin's ja, Deine Schwester!" rief sie, mit Erschrecken in die verzerrten Züge schauend. Aber Jenny öffnete wohl die Augen, schien sie jedoch nicht zu erkennen.

So saß sie denn verzweifelt da, ihre Phantasien hörend, in denen sie allerlei Namen aussprach, nur den Erichs nicht. Sie rief nach Harry, verwünschte Adriani, der sie verlasse, und hieraus entnahm dann Mary, wie es mit ihr stehe. Der Oheim mochte Recht haben. Die Angst vor der Noth hatte sie vielleicht in diesen Zustand versetzt und sie hatte es verschmäht, sich an die Schwester zu wenden.

Eine Stunde verstrich ihr in größter Angst. Endlich kam der Arzt von gegenüber. Der constatirte ein Nervenfieber, verordnete ein Medikament und empfahl die sorgfältigste Pflege.

Nach wiederum fast einer Stunde trat ein Zustand der Ruhe, der Erschlaffung ein. Jenny vermochte die Schwester zu erkennen, bat aber, sie sich selbst zu überlassen und fragte, ob keine Nachricht von Adriani gekommen sei.

Als die Wirthin verneinte, sank sie mit wieder geschlossenen Augen zurück und schwieg auf jede an sie gerichtete Frage. Ihre Hände tasteten krampfhaft auf der Decke des Lagers.

Mary mußte fort. Sie ging geräuschlos, ohne Jenny davon zu sagen, um den Oheim zu benachrichtigen. Sie instruirte die Wirthin für den Fall, daß ihr Arzt erscheine, versprach, am Nachmittage wieder zu kommen, und warf sich in den Wagen, der sie hierher zur Vorstadt hinausgeführt hatte.

Sie dachte an Erich. Aber nur der Oheim konnte diesen in seinem Bureau aufsuchen.

Der Oheim empfing ihre Botschaft mit Kopfschütteln; er hatte nichts davon gewußt, daß Mary zur Schwester gefahren war.

„Ich kenne doch meinen Adriani!" brummte er. „So weit wir ihr helfen können, soll's geschehen! Was wir aber mit Soltmann machen, das weiß ich nicht. Er würde nach meiner Ansicht nur ihren Zustand verschlimmern, wenn er sie aufsuchte; er darf sie also nicht sehen, so lange es nicht zum Aeußersten kommt. Unser Sanitätsrath wird verschnupft sein, wenn er hört, daß schon ein anderer Arzt bei ihr gewesen ist und wird sich nicht um sie kümmern wollen. Soltmann darf ich nicht in seinen Geschäften stören; er ist ohnehin schon aufgeregt genug und helfen kann er doch nicht! Ein unglückseliges junges Weib das!"

Er schritt zu seinem Schreibtisch, nahm einige Hundertmarkscheine heraus, that sie in ein Couvert und reichte es Mary.

„Wenn Du am Nachmittag wieder zu ihr mußt, bringe ihr dies einstweilen, damit sie außer Noth ist. Werde schon weiter sorgen! Die Kunst wird ihr verleidet sein. Eine abenteuerliche Idee war das; aber der Adriani liebt solche Experimente, bei denen er selbst natürlich keinen Schaden trägt. Ein Unglück für sie, daß sie ihm hat begegnen müssen! ... Also Soltmann erfährt vorläufig nichts!"

Mary fügte sich. Als sie am Nachmittage wieder zu der Kranken fuhr, vernahm sie, daß diese, während die Wirthin einen Ausgang gemacht, so krank wie sie gewesen, am Mittag spurlos verschwunden sei und ihre Sachen zurückgelassen habe. Doch, setzte sie hinzu, sie ahne, wohin sie sei. Sie habe am Morgen von dem St. Bonifazius-Spital gesprochen, das ganz in der Nähe sei; dahin werde sie sich wohl gewendet haben.

Voller Angst um sie fuhr Mary zu dem Hospital und erfuhr denn auch die Bestätigung.

Jenny hatte, als sie sich allein wußte und die Arznei eine Unterbrechung des Fiebers bewirkt hatte, das Lager verlassen. Obgleich sie kaum im Stande war, sich aufrecht zu erhalten, hatte sie sich angekleidet, das letzte Geld zu sich gesteckt und sich mit schlotternden Knien die drei Treppen hinabgeschleppt. Vor der Hausthüre hatte sie sich von dem Kutscher in eine Droschke heben lassen und war ohnmächtig vor dem Spital eingetroffen.

Jenny war eine der Damen des Comites gewesen, das vor einigen Jahren für dieses Hospital gesammelt hatte; die Oberin hatte sie erkannt, als man sie bewußtlos hereingetragen und ihr dankbar ein Lager erster Klasse eingeräumt.

Auf diesem fand Mary die Schwester in bedauernswerthestem Zustande ..... Der eben anwesende Arzt aber hatte eine schwere Gehirnaffektion constatirt und Mary ersucht, der Schwester nicht näher zu treten, und so hatte sie sich denn begnügen müssen, der Oberin das für Jenny bestimmte Couvert zu übergeben und das Spital wieder verlassen, um auf der Rückfahrt für Ueberführung von Jennys Sachen zu sorgen und der Wirthin zu zahlen, was diese ihr noch schuldig.

„O, wie traurig!" rief diese, das Geld in Empfang nehmend. „Wer hätte einer so schönen und vornehmen Dame ein solches Schicksal prophezeit! Sie lebte doch im Ueberfluß, aber zufrieden erschien sie schon zu meiner Zeit nicht! Und ihr Mann, ach Gott, ich kannte ihn ja! Er kann Einem leid thun! Aber man erzählt sich ja, er denke schon an eine And're!"

Mary zog den Schleier herab und verließ die für sie so traurige Umgebung.

21.
Erich und Mary.

In einer wahren Galgenstimmung begab sich Erich am Morgen in's Bureau, nachdem ihm die Augen der Frau Behringer so mitleidig begegnet waren.

Heute sollte eine Direktionssitzung stattfinden.

Er vertraute auf seine Collegen, sie würden ihn mit Worten und Blicken verschonen. Nur was am Abend die Zeitungen schreiben würden, das fürchtete er. Indeß, ihm sollte kein Blatt vor Augen kommen.

Es war seine Absicht, schon jetzt seinen Sommerurlaub anzutreten; er mußte also seinen Kopf zusammennehmen, um noch heute Alles hiefür zu ordnen.

Zu seiner Beruhigung empfingen ihn die Herren ziemlich unbefangen; Keiner sah ihm an, wie ihm zu Muthe war. Er beschäftigte sich nach der Sitzung bis zum Nachmittag in seinem Bureau; übergab das Nöthige seinem Substituten, athmete danach auf und ging.

Der Consul hatte ihm gestern Abend offen Alles mitgetheilt, wie dieses Debut sich angebahnt habe, und wie er wirklich der Ansicht gewesen, daß es so am besten sei; nur daß es gerade hier geschehen, tadelte er, bereitete ihn auch auf Adrianis Benehmen nach diesem Mißerfolge vor und ersuchte ihn, sich in der Sache ganz passiv zu verhalten. Mary sollte ihre Schwester aufsuchen und das Uebrige werde sich ja finden.

Erich traf also zu Hause seine Vorbereitungen zur Reise und begab sich dann zum Consul.

Mary war eben von der Kranken gekommen. Von Mary sich zu trennen, schien ihm so schwer; doch er mußte Zerstreuung suchen.

Sie empfing ihn, noch in Aufregung durch ihren Besuch im Spital. Der Oheim hatte sie ja instruirt, Erich, wenn er komme, nichts von dem Zustande der Schwester zu sagen, bis es vielleicht dennoch nothwendig werde.

So vermieden sie Beide, von ihr zu sprechen. Als Erich ihr aber von seiner Reise sprach, erblaßte sie und schaute ihn erschrocken an. Geschah's durch den Gedanken, ihn so lange entbehren zu sollen, oder um der Schwester Gefahr willen? Sie rief den Oheim und erzählte ihm von Erichs Absicht.

Der machte dazu ernste Miene.

„Versprechen Sie mir nur einige Tage noch zu warten", bat er, der im Begriff war, auszugehen.

Er hatte nämlich die Absicht, mit Adriani zu sprechen. Da er am Morgen gehört, daß Jennys Gesang an sich sehr gefallen und nur ihr Auftreten gerade hier Opposition gefunden hatte, wollte er ihr Engagement aufrechtzuerhalten suchen, um ihr wenigstens eine Lebensstellung zu sichern. Doch sprach er davon nichts.

Während Erich unwillig überlegte, sagte er ihm Adieu, ihn einladend, den Abend mit ihnen zu verbringen, und ging. Erich schritt aufgeregt im Zimmer auf und ab. Er wollte von Jenny nicht mehr sprechen. Nichts ahnend von ihrem Zustand, sagte er sich, sie existire für ihn nicht mehr. Mochte sie bei der Künstlergesellschaft verbleiben, ihm gezieme es nicht, sich darum zu kümmern. Seit sie ihr Loos gewählt, verlangte er nach einer gerichtlichen Trennung; es erschien ihm aber peinlich, diese in's Werk zu setzen, obgleich er nicht bezweifelte, daß auch Jenny danach verlange.

„Von mir muß das aber ausgehen!" rief er, seinen Gedanken plötzlich Laut gebend und vor Mary stehen bleibend, die sich, mit ihm allein, auffallend erregt zeigte.

Sie blickte fragend zu ihm auf.

„Unsere Scheidung nämlich!" fuhr er in hartem Ton der Entschlossenheit fort. „Es ist jetzt mehr als ein Jahr verstrichen, seit sie von mir ging. Mir und meinem Kinde bin ich die Trennung von ihr schuldig. Mein Leben muß sich anders gestalten; ich fühle eine Oede in Kopf und Herzen, die mich schon zu meinen Geschäften unfähig macht. Was kann ich noch erwarten? Ich will mich von dieser Last befreien. Ich habe längst eingesehen, daß ich ihr niemals etwas gewesen bin, denn mit so raffinirter Kälte sich von einem Manne zu trennen, der ihr höchstens einen noch dazu sehr nachsichtigen Vorwurf machte, wenn sie das Geld mit vollen Händen hinauswarf, ohne an die Zukunft unseres Kindes zu denken, das war himmelschreiend, unverzeihlich. Ein Thor war ich, mir noch einen Gedanken um ihre Zukunft zu machen, da immer eine Stimme in mir rief, sie müsse unglücklich werden. Ich rechnete ohne ihren leichten Sinn, der sie jetzt ihr Glück an der Bühne suchen ließ. Möge sie es finden! ... Aber was wird aus mir? Die Welt ist im Stand, zu glauben, ich fühle mich unglücklich, denn ich begegne zuweilen wieder mitleidigen Mienen; aber, bei Gott, es war nur menschliche Theilnahme, die mich an sie noch denken ließ, die Sorge um ein Weib, das so gedankenlos in die weite Welt hinausziehen konnte und selbst ihr Kind verließ! ... Mary," rief er, sich vor ihr auf das Tabouret niederlassend, von dem sie ihre Arbeit genommen, „Sie sind zwar ihre Schwester, aber ich kenne Ihr Urtheil über sie von dem Augenblick ab, wo wir uns sahen. Helfen Sie mir! ..."

Er lächelte selbst über diese letzten Worte, als er sie erschrecken sah, suchte ihre Hand zu ergreifen, die in den Schooß gesunken, und schaute ihr in's Auge, diese Hand pressend.

„Sie waren mir eine theilnehmende Freundin, aber ich gestehe es Ihnen, Sie als Ihre Schwester waren es auch, die mich veranlaßte, aus Achtung, aus Freundschaft meinen Groll zurück zu drängen, ihm keine Worte zu geben. Mary, wenn ich Sie nun fragte: könnten Sie mir mehr widmen als diese Freundschaft?"

Sie entzog ihm ihre Hand und schaute auf ihre Häkelarbeit. Still lächelnd blickte sie vor sich nieder. „Ich könnte Ihnen nur die Antwort geben: Ich habe Sie gern!" versetzte sie, leise den Kopf schüttelnd. „Aber thun Sie, als habe ich Ihnen das gar nicht gesagt. Sie konnten es sich ja denken! ... Auch der Oheim schätzt Sie, das wissen Sie, setzte sie als Entschuldigung ihrer Worte hinzu.

Danach versank sie in tiefen Ernst. Sie gedachte des Leidens ihrer Schwester. Ihr erschien es als Frevel, ihn gerade jetzt anzuhören. Sie hätte ihm gesagt von diesem Leiden, doch der Oheim hatte das nicht gewünscht; er mußte seine Gründe haben.

Sie ließ die Arbeit wieder in den Schooß sinken und vermochte nicht zu hindern, daß er ihre Hand ergriff und sie an seine Lippen drückte. Nur einen Vorwurf im Blick konnte sie ihm nicht ersparen und den sah er nicht.

Indeß er schien zufrieden; er erwog die Umstände. Als er sich erhob, begegneten sich doch ihre Augen. Er sah sie bleich und schwer bewegt, ließ sich vor ihr auf die Knie nieder und bedeckte ihre Hände, denen die Arbeit entsank, mit Küssen.

„Nein!" rief er aus. „So soll es denn noch nicht gesprochen werden; aber Ihr Herz, Mary, wird mir eine himmlische Genugthuung bereiten! Ich bleibe, denn die Sehnsucht nach Ihnen würde mich ja so schnell wieder zurückführen!"

Er erhob sich und stürmte hinaus.

Sie blickte wie traumselig vor sich hin.

"Ja, ich könnte es wollen! Er ist ein guter Mensch, an dem sich Jenny schwer versündigt hat! Ich wollt', ich wäre ihr nie wieder im Leben begegnet, das uns ja so weit von einander getrennt hatte, daß kaum je Eine von uns der Anderen gedacht hat."

Sie versank in tiefes Sinnen. Erich besaß schon seit Anfang ihre ganze Sympathie, aus der sich eine stille Zuneigung entwickelt hatte. Aber die Schwester? Er gehörte von rechtswegen noch ihr, wenn sie dies auch nicht begehrte, sondern sogar in so wegwerfender Weise von ihr gesprochen hatte, daß Mary sich ihrer geschämt hatte.

Und jetzt hatte er ihr gesagt, was sie schon auf seiner Lippe gelesen! Er hatte es ihr gesagt, während die Schwester vielleicht auf den Tod lag! Frevelhaft erschien ihr dies, doch er wußte ja nichts davon, er hatte von Scheidung gesprochen, während der Tod sich vielleicht schon anschickte, das Richteramt zu übernehmen. Ja, strafbar war's, sich nur mit diesem Gedanken zu beschäftigen. An Jennys Schmerzenslager hätte sie sitzen müssen, wenn nur der Arzt das gestattete! ...

Der Oheim kehrte sehr mißgelaunt zurück. Er fand Mary zerstreut und sprach ihr von Adriani, der ihm erklärt habe, er bedauere, ihm sagen zu müssen, daß es sein Prinzip sei, eine Künstlerin, bei deren Debut sich Opposition gezeigt habe, nicht zu engagiren, denn die Nachricht davon gehe durch die Zeitungen und mache einen üblen Eindruck; er habe auch bereits mit einer anderen Sängerin abgeschlossen, deren Namen schon das nächste Programm bringen werde.

„Ueberwindet sie also ihre Krankheit, so steht sie arm und verlassen da," schloß der Consul. „Ich kenne sie ja noch fast gar nicht, weiß also nicht, was mit ihr anfangen. Mit Soltmann darüber zu sprechen, ist mir peinlich und doch werde ich es müssen, wenn er am Abend kommen sollte. Dir wird es wohl überlassen bleiben, zu hören, was sie zu thun gedenkt. Ich werde noch in's Spital senden, zu erfahren, wie es mit ihr steht; und darnach überlegen, ob wir ihm sagen dürfen .."

22.
Die beiden Schwestern.

Ohne davon zu sagen, unternahm Erich doch zu seiner Zerstreuung einen Ausflug für acht Tage und mußte während dessen in Dresden wieder Mathilde Schenck und ihrer Mutter begegnen.

Sie zeigte ihm ein recht moquantes Gesicht, dann aber setzte sie eine theilnahmsvolle Miene auf. Sie habe mit Bedauern vernommen, daß „seine Frau" so schwer erkrankt sei, sagte sie ihm nach frostiger Begrüßung.

Er zuckte die Achsel, sprach von gleichgiltigen Dingen und empfahl sich ihr dann. Er war ja darauf vorbereitet gewesen, von ihr nichts Angenehmes zu hören.

Also auch dies hatte man ihm verheimlicht! Aber natürlich wieder aus Schonung, obgleich er dieser nicht mehr zu bedürfen glaubte, denn sein Herz dachte nur an Mary.

Allerdings sagte er sich, auch sie werde ihre Mängel haben, die sich erst bei der Prüfung herausstellten, aber wo war denn ein vollkommenes Weib zu finden? Ihre Stellung in der staatlichen Gemeinde, in der Gesellschaft wies sie alle auf kleine Untugenden an, und Mary erschien ihm doch wie die Sanftmuth, die Anmuth selbst.

Aber Jenny war ja schwer erkrankt, fiel ihm ein! Doch was blieb ihm zu thun? Er konnte sie nicht aufsuchen... Aber zurück wollte er jedenfalls; die acht Tage waren ja abgelaufen ... Um dieselbe Zeit erhielt Mary von der Oberin des Spitals die Nachricht, die Patientin habe die Krise glücklich überstanden, es stehe ihrem Besuch nichts mehr entgegen. Ein Verlangen nach ihr habe sie freilich noch nicht geäußert.

„So ist sie die alte geblieben, die sie war!" dachte sich Mary.

„Geh und sieh Dich nach ihr um. Auch ich gedenke, sie noch einmal aufzusuchen", sagte der Consul.

Mary fuhr also zum Spital. Die Oberin selbst führte sie zu der Genesenden, die sie ohne Zeichen freudiger Ueberraschung empfing. Ihr Gesicht war bleich, ihre Züge waren eingefallen, ihre Augen blickten die Schwester so glanzlos an; ihr Haar hing ungepflegt über die Schultern. Sie war mit sich und der ganzen Welt zerfallen, das sah Mary ihr an, als sie auf ihre theilnehmenden Worte kaum eine Antwort hatte.

„Du warst so gütig, für mich zu sorgen", sagte Jenny mit ironischer Miene. „Aber Ihr seid ja reiche Leute!"

„Sprich nicht so, Jenny!" Mary setzte sich ihr gegenüber und blickte sie voll tiefen Mitgefühls an. „Ich freue mich unendlich, daß Du Dich so schnell erholt hast und komme, um zu fragen, ob Du etwas bedarfst."

„Ich? O nein! Man hat mir die äußerste Ruhe anbefohlen und Du siehst, ich bin ruhig und habe nur den

einen Wunsch, recht bald dieses Haus zu verlassen. Ich denke wieder nach Amerika zurückzugehen, denn in diesem Lande bin ich doch nicht heimisch geworden, obgleich ich es aufsuchte mit dem Gefühl, daß ich es werden könnte. Ich sehe ein, daß mich deshalb auch ein gewisses Unglücksbewußtsein nie verließ. In dergleichen vermag man ja nichts über sich selber. Es war recht thöricht von mir, hieher zurückzukehren, ich mache mir einen großen Vorwurf daraus, doch das ist zu spät!"

Sie strich mit beiden Händen über das abgemagerte Gesicht und blickte dann wie stumpfsinnig vor sich hin.

Vergeblich wartete Mary, daß sie nach ihrem Kinde fragen werde.

„Das Sprechen wird Dir lästig, vielleicht schädlich sein!" sagte sie schonend. „Du verzeihst mir aber, wenn es mich zu Dir trieb, seit der Arzt es gestattete."

„Ach ja, ich weiß ja!" Ein bitteres Lächeln ließ sie abbrechen.

„Die Oberin," setzte sie nach einer Pause hinzu, „die war und ist ja so aufmerksam gegen mich, aber es wird mir schwer, ihr dankbar zu sein."

„Fühlst Du Dich denn wirklich wieder gesund?"

Jenny blickte mit dem Ausdruck der Entschlossenheit zu ihr auf, dann furchtsam umher. Mit leiser Stimme sagte sie:

„Ruhe verlangt man von mir, aber mich drängt und jagt es förmlich von hier hinaus. O, ich habe ja sonst eine so gesunde Natur! Schwämme ich wieder auf dem Wasser, ich bin überzeugt, ich wäre sofort wieder gesund in der schönen Seeluft. Aber ..." Sie stockte. „Ich könnte verrückt hier werden; ich halte es hier nicht aus, seit ich wieder zu mir gekommen bin! Hätte ich das Geld nur zur Reise, keine Gewalt gäbe es, die mich festhalten sollte."

„Das würde Dir ja der Oheim gern zur Verfügung stellen, aber Du bist noch zu schwach! Und hast Du denn drüben einen Anhaltspunkt? Du sagtest mir doch ..."

„Was sagte ich Dir? ... Vergiß das, es entfuhr mir nur so! Nur so ganz verarmt möcht' ich drüben nicht wieder erscheinen. Du weißt ja, wie die Menschen sind, wenn sie fürchten, man könnte ihnen zur Last fallen!"

Seit Mary ihr von dem Oheim gesagt hatte, schien ein Hoffnungsstrahl in ihr Herz gefallen zu sein, obgleich sich ihr Stolz wohl dagegen bäumte, etwas von ihm anzunehmen, gegen den sie so bewußt aufgetreten war. Der Gedanke, fort zu können, machte ihre Augen wieder glänzen; er beschäftigte sie sichtbar.

„Und wünschest Du, Dein Kind nicht vorher noch einmal zu sehen?" wagte Mary zu fragen. „Wenn Du nämlich fest entschlossen bist ..."

„Den Harry!" Es schien wirklich in ihrem Mutterherzen etwas vorzugehen. Aber sie lächelte bitter vor sich hin und nahm ihr Knie zwischen beide Hände. „Ich denke mir, seine Mutter ... die wirst Du ja werden!"

Sie schaute die Schwester scharf und argwöhnisch an. Diese erblaßte, dann färbte sich ihre Stirn. Jenny hatte das in einem Ton gesprochen, der ihr Gefühl verletzte.

„Ich war es ihm, so gut ich es konnte!" sagte sie, ihr jetzt den Blick strafend, zurückgebend. Danach erhob sie sich schnell.

„Fühle Dich nur nicht so beleidigt! Meine Wirthin sagte mir ja, wie intim Ihr seid! Nach mir wird der Knabe nicht mehr fragen!" Jenny sprach das so verbissen.

Mary fühlte ein wirkliches Schaudern bei der Herzlosigkeit, mit der sie das hinwarf. Sie ist unverbesserlich, sagte sie sich, nicht mehr wissend, was sie noch mit ihr sprechen solle. Sie blieb ihr also die Antwort schuldig und verletzt durch ihr Benehmen reichte sie ihr die Hand, um sich zu entfernen.

„Ich will Dich nicht noch mehr erregen! Kann ich Dir mit irgend etwas dienen?" fragte sie in herzlicher Weise.

Jenny schüttelte den Kopf; ihr lag wieder etwas Herbes auf der Zunge, doch sie unterdrückte es. Sie warf sich auf das Lager, barg ihr Antlitz in den Händen und schluchzte.

Mary beugte sich über sie, Jenny aber streckte den Arm gegen sie aus.

„Geh!" rief sie, sich ihres verzerrten Gesichtes schämend und es wieder verbergend. „Geh und überlaß mich mir selber, denn Du ... Du bist ja glücklich!"

So lag sie da. Mary legte ihr die Hand auf den Nacken und sprach ihr beschwichtigende Worte. Sie aber antwortete nicht.

„Adieu denn, Jenny!" Noch stand Mary wartend da; endlich aber, als sie Zeichen der Ungeduld sah, entfernte sie sich traurig.

Die Oberin schien auf sie gewartet zu haben.

„Es ist schwer, mit ihr auszukommen ... die arme junge Frau!" sprach sie leise.

Mary drückte ihr die Hand und verließ das Haus. Sie war zu sehr erregt, um sprechen zu können. Jenny war verloren in ihren Augen. Sie wußte nicht, wie sie retten — —.

Der Oheim hörte ihren Bericht nachdenkend an.

„Es bleibt da nur Eins!" sagte er. „Und das werde ich übernehmen. Aber frage nicht und laß mich machen!" ...

Als Erich desselben Tages gegen Abend kam, fand er Mary in recht trüber Stimmung. Doch sie lächelte ihm entgegen. Er legte, da sie allein war, die Hand über ihre Hüfte und sie ließ das einen Moment geschehen, dann trat sie erschreckend zurück, als habe sie sich vergessen.

Er sagte ihr, wie schwer ihm diese kurze Trennung gewesen und dann auch von dem, was ihm Frau Schenck in Dresden erzählt hatte. Sie nickte gedankenvoll vor sich hin.

„Sie ist wieder genesen; ich durfte heute zum ersten Male zu ihr; ich gestehe aber, dieser Besuch ist mir noch unheimlich, wenn ich an ihn denke. Sie ist zerfallen mit der ganzen Welt, will wieder zurück nach Amerika und — was mir den eigentlichen Aufschluß über ihr Verhalten gibt — sie erklärte mir, sie habe von Anfang an in Deutschland niemals heimisch werden können. Ja, gewiß! Das gibt mir Aufschluß über ihr unstetes Wesen! Nicht die heiligsten Bande könnten sie hier festhalten? .. Und sie verlange jetzt auch nicht einmal nach dem kleinen Harry! Lassen wir sie also ziehen. Wenn ich den Oheim recht verstanden habe, so wird er das Uebrige thun!"

Erich nahm ihre Mittheilung mit Ruhe hin. Ein Seufzer schien ihm zur Erleichterung seines Herzens zu dienen. Was Mary ihm gesagt, durfte ihm auch einen neuen Gesichtspunkt zur Beurtheilung Jennys geben; doch es mochte sein, um der Qual ein Ende zu machen! Wenn Mary sie für unverbesserlich erklärte, so war daran nicht zu zweifeln. Er wollte mit dem Consul reden und fühlte wirklich durch das, was Mary ihm gesagt, eine Beruhigung; denn handelte es sich nur um die materiellen Mittel, um wieder dahin zurück zu kommen, wo sie ihre Heimath wähnte, o, die sollten ihr nicht fehlen! ...

Der Moment war nicht geeignet, Mary von seiner Liebe zu sprechen. Er ergriff also ihre Hände, drückte zwei Küsse darauf und eilte fort.

In seiner Wohnung hob er Harry in seine Arme, preßte ihn mit feuchten Augen an sich und rief:

„Du Aermster! Ja, Du sollst eine Mutter wieder haben und eine bessere als sie Dir gewesen!" ...

(Schluß folgt.)

Auf Messers Schneide.

Erzählung von Otto Behrend.

„Ich bitte dich, gerade in diesem Falle den Verbrecher nicht zu hart zu beurtheilen. In jedem Menschen lauert die Bestie, und nicht jeder ist im Stande, sie immer unter die Zuchtpeitsche des festen Willens zu zwingen, wenn ihre Gier zu heftig gereizt wird. Ich könnte" — Doktor Bruck hielt inne und sah nachdenklich vor sich hin — „ja, warum sollte ich nicht — haben wir uns doch ewige Freundschaft geschworen — ich will Dir ein Seitenstück zu dem eben besprochenen Mord erzählen. Ich will vor Dir nicht besser erscheinen, als ich bin, das schulde ich der Erinnerung einiger glücklichen Jahre meines Lebens."

Wieder schwieg der Arzt, seine grauen Augen schlossen sich zu schmalem Spalt, hart und scharf trat jeder Zug seines ausdrucksvollen Gesichts hervor.

Nach einer Weile fuhr er sich mit hastiger Bewegung über den kurzgeschnittenen, schon mit zahlreichen Silberfäden durchsetzte Bart und hob den Kopf.

„Laß Dir erzählen," sprach er. „Du glaubst es wohl kaum, wenn ich Dir sage, daß Du in dem alten Kommilitonen einen Mörder begrüßt hast, der schließlich nicht besser und nicht schlechter ist als der heute Verurtheilte. Allerdings — erschrick nicht!" —ein bitteres Lächeln wetterleuchtete über die finsteren Züge — „der Staatsanwalt hat sich niemals mit der Sache befaßt und wird es auch nach meinem Bekenntniß nicht nöthig haben.

Wie Du dich vielleicht noch erinnerst, wählte ich nicht gleich die Beschäftigung des gefälligen Badearztes, der nur liebenswürdige Rathschläge gibt und trostvolle Rezepte verschreibt, sondern wandte mich bald nach Absolvirung des Staatsexamens ganz der Chirurgie zu, ich wurde Operateur mit Leib und Seele. Ich ließ mich in Bromberg nieder. Eine Anzahl schwerer, durchaus glücklicher Operationen verschaffte mir trotz meiner Jugend schnell bedeutenden Ruf, so daß ich mir eine eigene Klinik einrichtete. Die Sache ging, von nah und fern kamen Leidende, um sich meiner Hand anzuvertrauen, von der es hieß, sie fehle nie.

Eines Tages brachte ein Rittergutsbesitzer aus der Nachbarschaft seine Frau zu mir. Die Untersuchung belehrte mich, daß es sich um die operative Entfernung einer allerdings gutartigen Neubildung an der Halsschlagader handele. Der Fall reizte mich, die Operation war ungemein schwierig, sie erforderte die höchste menschliche Geschicklichkeit; schon das leichteste Zucken der Hand mit dem haarscharfen Messer, und eine Verletzung der Ader mußte rettungslos den Tod herbeiführen. Doch ich war meiner Hand sicher.

Verschiedene Gründe ärztlicher Art bewogen mich, die Operation nicht sofort vorzunehmen, sondern erst noch einige Wochen zu warten. Während dieser Zeit mußte ich die Frau einen Tag um den andern sehen. Ihr Mann brachte sie immer zur Stadt, in einem eleganten Geschirr fuhren sie vor.

Und ich verliebte mich in die Frau — sinnlich, gewiß, in den tadellosen Leib, ich war stets eine rauhe, sinnliche Natur, aber zugleich berückte mich auch ihr ganzes Wesen. Sie liebte mich nicht, aber ich merkte wohl, daß ich ihr interessant sei, und insofern trug auch sie eine Schuld, sie kokettirte. Wer sollte das aber einer jungen, hübschen, lebhaften, geistig geweckten Frau von kaum fünfundzwanzig Jahren schließlich verdenken? Sie hätte kein Weib sein müssen.

Mit jedem Tage wurde meine Liebe heißer, begehrlicher. Aber ich wußte auch, daß es für mich keine Erfüllung gäbe, denn sie liebte ihren Mann wahrhaftig; völlige Harmonie bestand zwischen beiden.

Am Abend vor der Operation brachte ihr Mann sie in meine Klinik. Ich empfing die Herrschaften und geleitete sie in das für die Patientin bestimmte Zimmer, das mit einem gewissen Luxus ausgestattet war. Nachdem wir einige höfliche Worte gewechselt und ich der Wärterin verschiedene Anweisungen ertheilt hatte, empfahl ich mich. Ihr Gatte blieb noch aus. Er befand sich in erklärlicher Besorgniß, obgleich ich durchaus beruhigende Versicherungen gegeben hatte.

Als er endlich von seiner Frau Abschied genommen hatte, suchte er mich, meinem Wunsch entsprechend, im Ordinationszimmer auf. Er war mir sympathisch, er hatte mir wider Willen Achtung abgewonnen, aber ich haßte ihn. Wie er so vor mir stand, die übermittelgroße, kräftige Gestalt, eine männliche, vornehme Erscheinung, er der sie besaß, den sie nie verrathen würde, packte es mich mit teuflischer, innerer Freude, deren Aufleuchten ich nur mühsam unterdrückte, während ich ihm geschäftsmäßig sagte:

„Ich bin noch verpflichtet, Ihnen zu eröffnen, daß es sich bei der Operation um Leben und Tod handeln kann. Ich mache Ihnen erst heute diese Mittheilung, da ich Ihnen längere Unruhe ersparen wollte und vor Allem verhindern mußte, daß Ihr Benehmen vielleicht einen Verdacht in Ihrer Frau Gemahlin wachriefe. Sie können sie morgen vor der Operation noch einmal sehen, aber ich bitte, nur auf kurze Zeit, und selbstverständlich haben Sie Alles zu vermeiden, was irgendwie die Kranke aufregen könnte."

Der Mann erblaßte, seine Stirn wurde feucht, während ich absichtlich in einem Athem länger sprach, als sonst meine Art war — eine Foge meiner seltsamen inneren Erregung. Mit Gewalt mußte ich meine nichtswürdige Freude angesichts des Glückbegnadeten niederdrücken. Ich fügte kein Wort der Beruhigung hinzu, wie ich es sehr wohl vermocht hätte.

„Ist die Operation unbedingt nöthig, Herr Doktor?" fragte er mit trockener Stimme. Doch sicher und aufrecht stand er, ein ganzer Mann — nur auf der Stirn stand ihm der Schweiß in großen Perlen.

„Unbedingt," antwortete ich.

„Ich vertraue Ihrer Hand mein Alles an", fuhr er fort, und ein schimmernder Flor zog sich über seine Augen. „Gott möge sie lenken". Er wollte mir die Hand entgegenstrecken; ich that, als bemerkte ich es nicht. Er ging; ich begleitete ihn nicht zur Thür, ich vergaß alle Höflichkeit. Ich ließ mich in meinen Schreibsessel niedersinken und sah, wie er trotz Allem fest dahinschritt; ich kam mir gegen ihn so jämmerlich, so erbärmlich vor.

Und wenn Deine Frau nun wirklich stirbt, murmelte ich, als er die Thür schloß — meine Hand ist nicht unfehlbar. — Es war so ein Gedanke.

Was mir bisher niemals wiederfahren war, geschah an jenem Abend. Ich sah mich im Geiste die Operation ausführen, in allen ihren Einzelheiten, aber, merkwürdigerweise, das schöne Weib sah ich nicht, nur die blutige Operationsstelle, die blaue Ader, und wie ich mit kundiger Hand schnitt und löste. Aber es wühlte im Hirn, und mit unwiderstehlicher Gewalt drängte es dabei immer meine Hand trotz ihres Widerstrebens — und nun war ein Schnitt fehlgegangen, ich fühlte es, ich wußte es, in quellenden Stößen sprang das Blut, unstillbar — ich sah mich zurücktreten und lächeln, ich sah das bleiche Gesicht und nun auch die weiße, schwellende Brust, langsam verathmend, und ich war zufrieden, mein Sehnen war gestillt, mein Herz schlug ruhig.

Wer konnte mich einer Schuld zeihen? Auch die sicherste Hand kann fehlen, ich bin auch nur ein Mensch, wenn auch die Menschen mich vergöttern — nur die eine nicht, die mir überlegen ist, weil ich sie liebe.

Das Bild verließ mich nicht. Lange saß ich, es mit großen Augen erschauend.

Dann gehörst Du Niemand mehr, Du schönes Weib!

Und wenn meine Hand nicht fehlt?

Dann gebe ich Dich dem Leben, der Freude zurück — einem Anderen, den ich hasse, der in seiner kalten, vornehmen Ruhe gar nicht weiß, was er besitzt, dessen Liebe ein laues Nichts ist gegen die wilde, verzehrende Gluth in meiner Brust. Nur sein Diener soll ich sein, durch dessen Kunst er sich die Dauer seines Glückes sichern will.

Wenn ich nun meine Hand fehlen lasse?

Wie ein Blitz war der Gedanke da — wie, vorher, ich weiß es nicht. Es durchschauerte mich eiskalt, doch nur eine Sekunde, dann durchzog es mich so warm, so lind, so wohlthuend.

Dann hat alle Qual ein Ende.

Doch dann bist Du ein Mörder!

Wer kann es mir beweisen? warf ich ohne Besinnen, ohne zu erschrecken, der inneren Stimme entgegen. Kein Mensch, auch ich selbst nicht. Kein Richter würde mir glauben, wenn ich mich auch selbst anklagte. Die Hand kann fehlen, so leicht, so leicht, nur ein kaum merkbarer irrender Druck — ich selbst werde nicht wissen, ob Absicht ihn leitete — ein einziger falscher Druck, es bedarf nur so wenig. Ich machte eine Bewegung mit der Hand, als ob ich das Messer führe, so elegant that ich es stets, ich wurde deshalb bewundert, und nun — da — Wer kann es mir beweisen! Ein unglücklicher Zufall — ich werde noch mehr bedauert werden, als die ihm zum Opfer Gefallene.

Stundenlang bewegten sich diese wenigen Gedanken in meinem Geiste auf und ab. Und es sprach immer bestimmter in mir: Sie wird sterben, und Du mußt ihr Mörder sein.

Es wurde mir zum kalten, aber wohligen Gefühl. Und ich konnte ungestraft die Frucht meines Mordes genießen — ich würde zwar zugleich ein feiger Mörder sein, doch auch das berührte mich nicht.

Ich verbrachte eine schlaflose, aber nicht unruhige Nacht. Gleichwohl muß es mich doch stärker mitgenommen haben, als mir bewußt war. Die Wirthschafterin, die mir früh den Kaffee brachte, fragte mich, ob ich krank sei.

Ich hieß sie barsch sich nicht um Dinge kümmern, die sie nichts angingen.

Um zehn Uhr — es war ein Tag im November, der erste naßkalte Schnee fiel vom schweren grauen Himmel — betrat ich das Zimmer meiner Patientin.

Der Mann war anwesend, noch nicht lange. Er hatte sich wahrhaftig bezwungen, die letzte Frist, die ihm mit seiner Frau vielleicht noch vergönnt war, möglichst kurz zu bemessen. Ein Held! Er scherzte gerade, als ich rasch eintrat; was es ihn kostete, ich sah es mit einem Blick. Die junge Frau war bleich, erregt — sehr begreiflich — so bemerkte die sonst so Scharfsichtige das Gezwungene im Wesen ihres Mannes nicht.

Ich begrüßte beide kurz, mir folgten sofort zwei Wärterinnen mit dem fahrbaren Stuhl, der die Patientin in den Operationssaal bringen sollte. Die Narkose wollte ich im Zimmer beginnen lassen.

Ich bat den Mann, sich zu entfernen, und schon legte die Wärterin der Frau die Maske vors Gesicht. Er ging; jetzt war er auch blaß wie der Tod. Und er hatte ja recht, er hatte seine Frau ihrem Mörder überliefert. Bis dahin hatte ich noch gebangt, er möchte sich im letzten Augenblicke der Operation widersetzen und erst noch eine weitere Autorität konsultiren wollen.

Nun war Alles gut. Der Würfel war gefallen.

Während ich im Nebenraum des Operationssaales den Leinenkittel überzog und mich sterilisirte, wurde mein Opfer auf den Tisch festgeschnallt und die Narkose vollendet. Meine zwei Assistenten hatten sich den beiden erfahrenen Wärterinnen zugesellt.

Ich hörte die junge Frau in der Narkose herzlich lachen, sie sprach viel, wie es bei ihrem lebhaften Geist nicht anders zu erwarten war. Doch sie beschäftigte sich nur mit ihrem Mann, sie liebte ihn wahrhaft. Und wäre noch etwas erforderlich gewesen, um meinen furchtbaren Entschluß zu befestigen, sie hätte sich mir selbst nicht besser lachenden Mundes in die Hand spielen können.

Ich trat an den Tisch und ergriff das zunächst zu gebrauchende Messer. Ich muß doch entsetzlich verstört ausgesehen haben. Der ältere Assistent fragte mich, ob mir nicht wohl sei. Als ich keine Antwort gab, bat er mich in bestimmtem Tone, von der Operation heute abzusehen — meine Hand zitterte. Ich verwies ihn herrisch auf seine Pflicht.

Ingrimmig lachte es in mir; auch er würde mich trotz Allem nicht des Mordes zeihen können.

Ich begann. Die Halsschlagader lag frei — ich sah sie, wie die Katze die bebende Maus, regelmäßig zuckend sich bewegen — wenige Minuten noch — das schöne, edle Gesicht, wie es so bleich dalag mit geschlossenen Augen — die jugendliche, blühende Büste — recht so, recht so — Ich begann die eigentliche Operation; es wühlte sengend im Hirn, es drängte und trieb mich mit unwiderstehlicher Gewalt — und ich sah sie, die Ader, nur noch die zuckende Lebensader und die häßliche Stelle — und das Messer blinkte. —

Dann weiß ich nichts mehr, nichts ist mir mehr in der Erinnerung. Ich fand mich auf dem kleinen Sopha im Nebenraum wieder, ich saß in der Ecke. Eine Wärterin reinigte die Instrumente in kochendem Wasser. Der jüngere Assistent trocknete sich die Hände ab.

Als ich aufblickte, sah er mich an — zögernd, unsicher — und da packte mich die entsetzlichste Angst — Mörder, Mörder — er kam auf mich zu; ich wollte schreien, er soll es mir nicht sagen, ich wisse es ja — wußte es ja. Und da sprach er: „Darf ich gratuliren, Herr Kollege, es war eine Ihrer glänzendsten Operationen; aber ich glaube wohl, daß es Sie angegriffen hat."

„Und sie?" murmelte ich kaum verständlich.

„Doktor Kühne ruft sie in ihrem Zimmer zum Bewußtsein zurück."

Dies, alter Freund, ist meine Geschichte. Ich bin, obgleich ich meinen Entschluß, gegen meinen Willen, durch eine unerklärliche Macht geleitet, nicht ausführen konnte, doch ein Mörder vor meinem Gewissen — urtheile darüber, wie Du willst. O ja, ich weiß, über die Sache läßt sich reden, aber für mich nicht.

Daß ich der Bestie in mir nicht gebieten konnte, daß mein freier Wille sich unter ihre Macht zwingen ließ, ist mein Verbrechen,, und es steht für mich dem vollendeten Morde gleich. Daß dieser nicht zur Ausführung kam, ist nicht mein Verdienst, und dafür fehlt mir auch die Freisprechung aus eigenem Munde. Nur die rücksichtslose Selbstverurtheilung hat mich die Selbstachtung so weit wiedergewinnen lassen, daß ich ein immerhin noch nützliches Leben führen und das Grauen vor mir selbst langsam überwinden konnte, sodaß es mich jetzt nur noch selten erfaßt. Ein Operationsmesser habe ich seit jenem Tage nicht wieder in die Hand genommen."

„Nach uns die Sintfluth."

(Skizze aus Spaniens Hauptstadt.)

An vielen Häusern und in fast allen Straßen der schönen spanischen Hauptstadt Madrid prangt die hier nur allzu bekannte Aufschrift: "Dinero por albajas y effectos", d. h. Geld für Schmucksachen und Effekten. Die Zahl der Leihhäuser ist erschreckend groß in Madrid, und wächst noch von Tag zu Tag; es ist fast unbegreiflich, wie sie alle bestehen und Geschäfte machen können, es sei denn, daß man annehme, alle oder doch die meisten Bewohner der Hauptstadt müßten zu ihnen Zuflucht nehmen und ihnen reichlich zu verdienen geben. Der „Schein" kommt ja bei den meisten Spaniern vor dem „Sein", das Ueberflüssige vor dem Nothwendigen, das Vergnügen vor der Arbeit, und nur wenige verstehen zu rechnen oder geben sich Mühe, mit dem Ihrigen auszukommen, geschweige denn Ersparnisse zu machen. Zeigen z. B. die bunten Plakatanschläge an den Straßenecken irgend einen glänzenden Stierkampf oder eine interessante Premiere an, wer vermöchte da der Versuchung zu widerstehen und zu Hause zu bleiben, wenn auch das Budget die Ausgabe nicht gestattet? Lieber versetzt man ein Geschmeide, und wenn es der Trauring wäre! Ja, es gibt Spanier, die namentlich auf den Stierkampf so versessen sind, daß sie bei Geldmangel sich nicht scheuen, die Mäntel von Frau und Töchter aufs Leihhaus zu tragen und dann stolz und flott, den breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe, zur Arena zu fahen. Die Damen hinwieder sind nicht im Stande, wenn sie in den Schaufenstern prächtige, moderne Seidenstoffe, Kleider, Hüte usw. ausliegen sehen, die brennende Begierde nach dem prunkvollen Tand zu unterdrücken. Der Vater oder der Gatte vermag zwar, das wissen sie, bei den kärglichen spanischen Gehältern so großen Aufwand nicht zu bestreiten, aber da steht ja in großen Lettern die verführerische Aufschrift: Dinero por albajas y effectos! Man erinnert sich einiger werthvoller Familienstücke, die man für den Augenblick entbehren könnte, und der Gewissens-Konflikt ist gehoben.

Am Abend nun, wenn die kurze Dämmerung über Madrid hereinbricht und wenn sich die Fenster im Widerschein des Abendrothes violett und purpurn färben, hält es keine richtige Madriderin, kein richtiger Madrider in den engen Räumen seines Hauses mehr aus, es treibt ihn, schön geputzt und gekleidet, hinaus auf die Straße, und wenn dann plötzlich die elektrischen Bogenlampen im weißen, schimmernden Licht aufflammen, so beleuchten sie ein fröhlich wogendes Menschenmeer, das ziel- und sorgenlos durch die Straßen fluthet. Wie graziös, wie elegant sind nicht die Madriderinnen, sie haben eine ganz besondere Art zu gehen und sich zu zeigen, ein leichtes wiegendes Schaukeln der Hüften, die Schritte sind klein und zierlich, der Kopf etwas kokett nach hinten geworfen und in den Augen ein berauschender Schimmer von Lebenslust und Lebensdurst. Auch die Herren sind meist nach der neuesten Mode gekleidet; sie fassen an den Schaufenstern und Straßenecken Posto und athmen förmlich die vielen und großen Frauenschönheiten, die an ihnen vorüber schweben, ein.

Die Schaufenster sind hell erleuchtet und steuern ihren Tribut zu dem Lichtmeer auf den Straßen bei, und nun werden auch in den Leihhäusern die elektrischen Glühlampen angezündet. Ab und zu verschwindet ein Herr oder eine Dame im Thorwege derselben, um nach einigen Minuten mit zufriedenem Lächeln wieder hervorzutreten.

Wie sieht es denn aber in diesen Leihhäusern aus? Nun, das hängt ganz vom Stadtviertel und von der Kundschaft ab. In einigen vornehmen Straßen, wie z. B. in der Carrera de San Geronimo, der Calle Montera, Calle Barquillo u. s. w. gleichen die Leihhäuser prächtigen Juwelierläden, in welchen neben Geschmeide auch noch andere mehr oder weniger werthvolle Gegenstände zum Verkauf ausstehen. Da gibt es Orden aller Art, Waffen, kostbare Nippsachen, Gemälde, Stoffe u. s. w. und in einer anderen Abtheilung Herren- und Damenkleider, Offiziersuniformen, selbst hier und da stößt man auf einen goldgestickten, tressenbesetzten Generalsmantel. Das Geschäft wird schnell und einfach abgeschlossen; man reicht den zu versetzenden Gegenstand hinter den Ladentisch, erhält die Hälfte des Werthes dafür geboten, handelt ein wenig und unterzeichnet schließlich einen Schein, worin man den Gegenstand dem Versatzhause verkauft, sich aber während 6 Monaten mit einem monatlichen Zuschlag von 5 Prozent (60 Prozent jährlich) das Rückkaufsrecht sichert. Ist man in den 6 Monaten nicht erschienen, um das Versatzobjekt zurückzufordern, oder die verfallenen Prozente zu entrichten, so geht der Gegenstand endgiltig für den Besitzer verloren, und das Versatzhaus stellt ihn dann in seinen Schaufenstern und Glasschränken zum Verkauf aus. Manchmal macht das Publikum auf diese Art sehr hübsche Gelegenheitskäufe. Namentlich Brillanten und Schmuck werden in den Versatzhäusern recht billig erworben, und oft sind es dieselben Leute, die ihre Sachen versetzen, die dann, wenn sie zufällig einmal bei Geld sind, wieder in denselben einkaufen. Andere Leihhäuser machen ein gutes Geschäft, indem sie ihnen bekannten Herren und Damen für das Theater und für die Promenade zu verhältnißmäßig hohen Preisen reichen Brillantschmuck vermiethen, der dann jedesmal wieder pünktlich abgeliefert werden muß. Alle südlichen Völker haben ja eine große Vorliebe für glänzende Steine, so sehr wie in Spanien dürfte das aber dennoch in keinem anderen Lande der Fall zu sein. Hier „machen" nicht Kleider allein, sondern auch Brillanten Leute, und der blendendsten Frauenschönheit scheint etwas zu mangeln, wenn sie nicht durch funkelnde Ohrringe und Diademe gehoben wird.

Natürlich sind nicht alle Madrider Versatzhäuser in der Lage, einen schwungvollen Handel mit Geschmeide zu betreiben, aus dem einfachen Grunde, weil in manchen nur in den seltensten Fällen Brillanten versetzt werden. Es sind das die zahllosen Leihhäuser in den ärmeren und armen Stadtvierteln des ganzen Madrids, zu denen die wirkliche Noth Zuflucht zu nehmen gezwungen ist. Sie gleichen einem wahren Kramladen, denn es mag kaum einen Gegenstand geben, der nicht dort versetzt werden könnte. Neben Frauen- und Männerwäsche und -Kleidern stehen Stiefel, Weinflaschen, mehr oder weniger gebrauchtes Haus- und Küchengeräth, an den Wänden hängen Tücher, Messer, Guitarren, kurz und gut, ein buntes Durcheinander, und an jedem dieser bescheidenen Gegenstände haften wohl bittere Thränen der Armen, die sie versetzen mußten, vielleicht um den hungernden Kleinen oder kranken Angehörigen ein Stück Brot heimzubringen. — Auch diese Häuser verleihen zu 60 Proz. jährlich, ein grausamer Tribut, den sie der Noth auferlegen.

Gibt es denn aber in Madrid kein Sadtlombard, das zu weniger drückenden Bedingungen Geld verleiht? O ja, es gibt das stolze Gebäude des Monte de Piedad, wo die Geldbedürftigen zu 6 Prozent jährlich ihre Sachen beleihen können. Aber im Monte de Piedad gibt es zahlreiche Schwierigkeiten zu überwinden, dort erhält man mindestens 38 Prozent weniger für die zu versetzenden Gegenstände, als in den privaten Leihhäusern, dort werden lange nicht alle Sachen angenommen, kurz das Stadtlombard macht den privaten Versatzhäusern, die überall aus der Erde schießen, so gut wie gar keine Konkurrenz, und der Wucher kann ungestraft seine Krallen ausstrecken.

In Spanien gibt es bis zum heutigen Tage noch kein einschränkendes Gesetz gegen den Wucher, und die Leihhäuser sind eigentlich noch bescheiden, wenn sie nicht mehr als 60 Prozent jährlich fordern. Es gibt gewisse dunkele Ehrenmänner, die mittels Wechseln und Hypothekengeschäften ungestraft 100—200 Prozent von ihren Clienten herauszupressen wissen, und es gibt in der Gesellschaft sehr angesehene Leute, sogar Senatoren und Aristokraten, die sich keineswegs schämen, ihr Geld in Wuchergeschäften anzulegen. So kommt es denn, daß Madrid fröhlich zwischen Bauernfang, Wucher und rauschenden Vergnügungen dahinlebt. Jedermann scheint dem Grundsatz zu huldigen: „Nach uns die Sintfluth!"

Eine Schulung der Augen.

Augenturnen könnte man ein Verfahren zur Kräftigung der Sehkraft nennen, welches Hauptmann a. D. Carl von Ziegler in einem Artikel der Deutschen Medizinischen Wochenschrift als Anschluß an den Turnunterricht empfiehlt. Die Schulung des Auges läßt noch viel zu wünschen übrig. Vortheilhaft, so meint Hauptmann von Ziegler, ist es, wenn der Turnlehrer mit dem Zeichenlehrer Rücksprache nimmt und seine Vorführungen dem Gang des Zeichenunterrichts anpaßt. Hierdurch würden beide Unterrichtsfächer gefördert und das Interesse der Knaben gesteigert. Ferner sollte auf dem Schulhofe die Entfernung von 50 Meter oder, wo dies wegen des Raumes nicht möglich ist, von 25 Metern abgesteckt sein. Dadurch wird zweierlei erreicht; einmal prägt sich dem Auge die Entfernung durch die tägliche Beobachtung fest ein, sodann kann der Schüler angehalten werden, diese Entfernung abzuschreiten, um sich darüber klar zu sein, wie viel Schritte er zur Zurücklegung von 100 Metern nöthig hat. Eine Uebung anderer Art, die zugleich eine Beurtheilung des Sehvermögens der Schüler gestattet, ist der Hinweis auf nicht sehr ins Auge fallende Gegenstände, etwa auf eine Wetterfahne oder einen kleinen Schornstein in der Ferne. Diese Uebung hat den Vorzug, daß der oberflächliche Schüler genauer sehen lernt und der Kurzsichtige auf die Fehler seines Auges aufmerksam wird. Den Grad der Kurzsichtigkeit kann der Turlehrer leicht und ohne sonstige Hilfsmittel mit der von Professor Dr. H. Cohn entworfenen „Tabelle zur Prüfung der Sehstärke" feststellen. Eine gute Uebung, die Kinder zur Aufmerksamkeit zu erziehen, ist das plötzliche Erscheinen und schnelle Verschwindenlassen von Gegenständen, die der Schüler alsdann zu beschreiben hat (Abbildungen von Thieren, Buchstaben, Zahlen u.s.w.). Durch die Schnelligkeit, mit der die Gegenstände auftreten und wieder verschwinden, wird die Aufmerksamkeit der Schüler geweckt und das Auge an das schnelle Aufnehmen der Gegenstände gewöhnt. Das beste Mittel zur Schulung und Uebung des Auges sind Spaziergänge. Den Hauptwerth wird der Lehrer auf die Orientirung im Gelände legen und diesen Sinn bei der Jugend zu wecken suchen. Die Schüler werden mit den Himmelsrichtungen bekannt gemacht und darüber belehrt, wie man sich bei bedecktem Himmel auch ohne Kompaß orientiren kann. Kirchthürme liegen nach Westen. Moos an alten Bäumen und einzelstehenden Steinen an der Nordseite. Ein Baumstumpf hat in der Richtung nach Süden die breitesten, nach Norden die schmalsten Jahresringe. Schließlich können Entfernungen bis zu 600 Meter geschätzt und von einigen Kindern abgeschritten werden. Diese Uebungen interessiren die Jugend im hohen Maße, so daß sie sich später auch aus eigenem Antrieb auf Spaziergängen mit dem Entfernungsschätzen beschäftigt, sie fördern deren Orientirungssinn und tragen dazu bei, daß die Schüler mit offenen Augen die Wunder der Natur beobachten lernen.

Dampfkraft auf See.

Die ausgiebigste Verwendung der Dampfkraft für die Schifffahrt ist uns so alltäglich geworden, daß uns erst ein Vergleich mit den Verhältnissen an Land die erstaunlich hohe Stufe unserer Schiffsmaschinentechnik ins Gedächtniß ruft. Diese Aufgabe hat am Vollkommensten die große deutsche Berufszählung von 1895 erfüllt, die auch die Verwendung von Maschinenkraft im ganzen deutschen Reich statistisch festgestellt hat. Im Hamburgischen Staat wurde als Gesammtzahl aller gewerblich verwendeten Pferdestärken die Zahl von 463,251 ermittelt, von denen nicht weniger als 92 Prozent (425,004 HP) allein auf die Schiffe entfielen. Seit 1895 hat sich die Stärke der Schiffsmaschinen wieder wesentlich vergrößert; arbeiten doch auf dem einen Schnelldampfer der Hamburg-Amerika Linie, der „Deutschland", mehr Pferdekräfte, als in der ganzen Stadt Hamburg (abgesehen von der Schifffahrt) gezählt wurden, nämlich 35,600 gegen 22,886. In allen 28 Großstädten Deutschlands wurden bei der Zählung nur 354,658 Pferdekräfte ermittelt, gegenüber den 425,004, die allein auf die Hamburger Schiffe entfielen. Im ganzen deutschen Reich wurden in allen Betrieben mit Motoren an Land 3,427,325 Pferdekräfte gezählt. Da inzwischen nicht nur die Hamburger, sondern die gesammte deutsche Dampfschifffahrt gewaltige Fortschritte gemacht hat, auch in der Kriegsmarine außerordentlich starke Maschinen in Anwendung sind, dürfte eine künftige Gewerbezählung in der gesammten, mächtig entwickelten deutschen Industrie und dem starken Ueberlandverkehr vielleicht nicht gar zu viel mehr Dampfkraft nachweisen, als in der Schifffahrt allein.

— Benütze den Augenblick, aber lebe nicht für ihn.

(Für die „Sonntagpost.")

Kunterbuntes aus der Großstadt.

Der Handelsfürst von Korndorf und Cyrano de Bergerac. — Möglicher Grundstein für eine literarische Zukunft des Ober-Mimen Cocquelin. — Von der Blatterngefahr. — Weshalb der Sieg, den unser Gesundheitsamt vorgeblich über dieselbe errungen, vielfach bemängelt wird. — Der Märtyrer Rodermund.

Dem ausgezeichneten französischen Charakterdarsteller Cocquelin, der hier in vergangener Woche im „Illinois Theater", zusammen mit seiner berühmten Kollegin Bernhardt, der lernbegierigen weiblichen Jugend unserer zahlungsfähigen Kreise einige französische Sprachstunden ertheilt hat, ist während seiner Anwesenheit in Chicago großes Heil widerfahren. Vorläufig mag er das freilich selber noch nicht wissen, denn der Segen nahte sich ihm, wie das englische Sprichwort es ausdrückt: in einer Verkleidung, und zwar in einer so guten, daß selbst dieser geschulte Fachmann sie nicht sofort zu durchschauen vermochte und ob der vermeintlichen Heimsuchung fuchswild wurde. Herr Cocquelin wurde nämlich vor Gericht zitirt, um in dem erstaunlichen Prozeß, welchen unser geschätzter Mitbürger Samuel Eberly Groß wegen angeblichen geistigen Diebstahls nominell gegen Richard Mansfield und A. M. Palmer, thatsächlich aber gegen den trefflichen französischen Bühnendichter Edmond de Rostand führt, von einem unseren gerissensten Anwälte als Zeuge vernommen zu werden.

Nun mag man mit Recht verwundert fragen, worin bei der Tortur eines derartigen Verhörs — dasselbe erstreckte sich über zwei Tage — das Heil liegen soll. Herr Cocquelin selber hat, wie schon bemerkt, von solchem auch noch nichts zu entdecken vermocht. Aber man wird ihn schon darauf bringen, und dann dürfte er vor Freude einen Luftsprung machen, wie er ihn schöner auch auf der Bühne noch nie ausgeführt hat. Das überstandene Verhör läßt sich nämlich von ihm auf das Schönste literarisch verwerthen, oder vielmehr, um einen Kunstausdruck zu gebrauchen, „ausschlachten". — Wenn Herr Cocquelin nach Paris zurückkehrt, braucht er dort nur eine Uebersetzung des von seiner Vernehmung angefertigten Protokolls, mit einer kurzen, die näheren Umstände erklärenden Einleitung versehen, im Druck erscheinen zu lassen, um nicht nur ein glänzendes Geschäft zu machen, sondern auch in den Ruf zu gelangen, einer der bedeutendsten zeitgenössischen Humoristen zu sein. Es wird nämlich in Frankreich kein Mensch glauben, daß die Vernehmung sich wirklich in der fraglichen Form abgespielt habe, sondern man wird allgemein erklären, der Herr Cocquelin habe die Sache vorzüglich erfunden.

* * *

Herr Samuel Eberly Groß, der zuvor hier nur als ein überaus umsichtiger Händler mit Baugründen bekannt war und es in dieser Eigenschaft zu einem sehr beträchtlichen Vermögen gebracht hat, entpuppte sich vor einigen Jahren zur nicht geringen Verwunderung Aller, die ihn bis dahin nur von seiner Geschäftsseite gekannt hatten, als ein heimlicher Dichter und noch dazu als Bühnendichter. Seinen Anspruch auf die Poetenlizens wies er an der Hand eines von ihm, und zwar in flotten Versen geschriebenen Lustspieles nach, betitelt: „Der Handelsfürst von Korndorf". Dieses Opus hatte indessen bei seinem ersten Erscheinen, im Jahre 1897, keine große Erschütterung in der literarischen Welt hervorgerufen, und es war hier kaum auch nur ein entfernter Verdacht rege geworden, daß der Verfasser S. E. Groß identisch sein könnte mit dem Vorortsgründer gleichen Namens. Der Autor Groß mochte sich mit der gleichgiltigen Aufnahme, die seinem Erstlingswerk zu Theil wurde, bereits abgefunden haben, als Richard Mansfield im vergangenen Winter jenen Bombenerfolg mit de Rostands „Cyrano de Bergerac" erzielte. Natürlich wohnte auch Herr Groß einer Aufführung dieses Stückes bei — und da kam es über ihn „wie eine Offenbarung." Edmond de Rostand hat in seiner Dramatisirung vom Leben und Leiden des gascognischen Glücksritters Bergerac, der mit der Zunge und der Feder ebenso gewandt umzugehen wußte, wie mit dem Raufdegen, den nicht sehr neuen Bühnentric zur Anwendung gebracht, den Helden die Gunst eines Weibes, das er selber über die Maßen liebt, durch Wort und Schrift seinem vermeintlich von der Schönen bevorzugten Nebenbuhler zuzuwenden. Einen ähnlichen Kunstgriff hatte auch Herr Groß sich in seinem „Handelsfürsten von Korndorf" gestattet, und dann — in beiden Stücken ist besonders eine Balkonszene, bei der sich mit etwas gutem Willen eine gewisse Uebereinstimmung wohl herausfinden läßt. Diesen guten Willen aber besaß Herr Groß in größtem Maße. Er verschaffte sich so rasch wie möglich eine englische Uebersetzung vom Textbuch des Rostand'schen Werkes, und je länger er dasselbe studirte, um so fester faßte bei ihm die Ueberzeugung Wurzel, daß der französische Autor sich unter dem Schmucke seiner (Samuel Eberly Groß') Federn in den Tempel des Ruhmes geschlichen habe. Daß er in dieser Ueberzeugung von verschiedenen Advokaten, denen er seinen Fall vortrug, voll Eifers bestärkt wurde, darf bei den befriedigenden Vermögens-Verhältnissen des Herrn Groß und bei der Bereitwilligkeit, welche derselbe an den Tag legte, sich die Rückeroberung seines, ihm so freventlich entwendeten Ruhmes, ein schönes Stück Geld kosten zu lassen, nicht Wunder nehmen.

* * *

Das Prozeßverfahren, welches Herr Groß sodann von seinen Rechtsbeiständen — juristischen Klopffechtern, die auf ihrem Gebiete ebenso zu Hause sind, wie der selige Cyrano de Bergerac es auf dem wirklichen Fechtboden war — gegen die diesseitigen Inhaber des Aufführungsrechtes auf De Rostands Stück hat anstrengen lassen, muß ihm seither schon ein hübsches kleines Vermögen gekostet haben. Auch dürfte er bereits eingesehen haben, daß er den Prozeß höchstwahrscheinlich verlieren wird — der letzte etwaige Zweifel hieran muß ihm genommen worden sein durch die hier seitens des Herrn Cocquelin erfolgte Bestätigung der von De Rostand selber schon in Paris vor den Groß'schen Inquirenten abgegebenen Erklärung, daß der Verfasser des „Cyrano de Bergerac" dieses Stück als Entwurf schon 1895 fertig im Kopfe hatte, und daß schon 1896, also ehe der „Handelsfürst von Korndorf" in Frankreich auch nur dem Titel nach bekannt gewesen, das Manuskript des Stückes fertig zur Drucklegung war. — Für den Dichter Groß mag diese Aussicht auf den Ausgang des Rechtsstreites keine besonders erfreuliche sein, der Geschäftsmann Groß aber wird sich zu trösten wissen. Mit einem Poeten wie De Rostand einen derartigen Streit überhaupt geführt zu haben, ist ein Ruhm, für den man schon in die Tasche greifen kann, und sichert der gegenwärtige Prozeß dem Kläger vielleicht auch nicht die Unsterblichkeit, welche dem Marsias auf Grund seines Wettkampfes mit Apollo zutheil ward, so ist dem braven Herrn Groß doch auch im Verlaufe der Handlung nicht wie Jenem geradezu das Fell über die Ohren gezogen worden, sondern nur „die Wolle über die Augen."

* * *

Die Blatterngefahr, durch deren gewaltsame Aufbauschung unser Gesundheitsamt das Publikum wochenlang in einer gelinden Erregung gehalten und dem Geschäfte der Lymphe-Fabrikanten nicht wenig aufgeholfen hat, scheint so ziemlich vorüber zu sein. Es sind während der angeblichen Epidemie im Ganzen noch nicht ganz siebenzig Blattern-Patienten im Isolir-Hospital eingeliefert worden, und einen tödtlichen Verlauf hat die Krankheit nur in zwei Fällen genommen. Die Lungenentzündung forderte dagegen im Laufe des Monats Januar rund 600 Opfer, ohne daß man daraus ein besonderes Aufsehens gemacht hätte. Natürlich wird aber Dr. Reynolds jetzt beanspruchen, daß ein weiteres Umsichgreifen der Blattern, ja vielleicht eine Dezimirung der Einwohnerschaft durch dieselben nur seinem energischen Einschreiten und der massenhaften Impfung zuzuschreiben sei, zu der sich die Bevölkerung infolge der behördlichen Ermahnungen verstanden hat. In Fachkreisen wird mein seinen Anspruch vielfach für berechtigt erklären. Fatal bleibt es aber und vom Standpunkt der Befürworter des Impfzwanges in hohem Grade beklagenswerth, daß Dr. Rodermund von Appleton, Wisconsin, welcher sich der Ansteckungsgefahr, die man den Blattern zuschreibt, in so tollkühner Weise ausgesetzt hat, von der Krankheit verschont geblieben ist. Die Impfbolde haben diesem Gegner ihrer Sache übrigens recht unschön mitgespielt. Nachdem er ihnen aus Appleton, wo sie ihn in seiner Wohnung hatten interniren lassen, mit Hilfe eines Freundes bei Nacht und Nebel entkommen war, verfolgten sie ihn durch's Land. In Terre Haute, Ind., wurden sie seiner habhaft, da man aber dort nicht über ein Isolir-Hospital verfügt, so mußte man sich damit begnügen, ihm den Aufenthalt daselbst nach Kräften zu verleiden. Er reiste ab und begab sich über Chicago nach Milwaukee. Dort erkannte man den gefährlichen Menschen und schaffte ihn prompt in's Blatternhospital, wobei man auch vor einem kleinen Verfassungsbruch nicht zurückscheute, indem man es dem Gefangenen unmöglich machte, unter der Habeas Corpus-Akte die Gerichte um Schutz anzugehen. Dr. Rodermund hat aber seinen Widersachern auch im Isolir-Hospital, wo der Nichtgeimpfte dazu doch die schönste Gelegenheit hätte haben sollen, nicht den Gefallen gethan, an den Blattern zu erkranken. So wird man ihn denn morgen — ob man will, oder nicht — wieder in Freiheit setzen müssen. Gespannt ist man übrigens darauf, und mit regem Interesse wird auch von hier aus verfolgt werden, welche Aufnahme dem Manne nun bei seiner Rückkehr nach Appleton von seinen dortigen Mitbürgern zutheil werden wird. Man hätte ihn bekanntlich am liebsten gelyncht, als es bekannt geworden war, daß er — Gesicht und Hände mit Blatterneiter eingerieben — in der Stadt herumgegangen war — doch erwog man, daß man bei der Lyncherei mit dem gefährlichen Menschen in nächste Berührung kommen würde, und so versagte man sich das Vergnügen. Seither hat sich nun herausgestellt, daß das Lynchverfahren in diesem Falle eine Uebereilung gewesen wäre — ebensowenig wie Dr. Rodermund selber sind Personen von den Blattern befallen worden, mit denen derselbe nach seinem Wagniß in persönlichen Verkehr getreten war. Und so ist denn die Siegesfreude, welche unser Gesundheits-Kommissär gegenwärtig zur Schau trägt, keine reine. Wie ein großer, dicker Wermuthstropfen ist der Dr. Rodermund ihm in den Becher der Lust gefallen, und der fröhliche Kampf zwischen den Befürwortern und den Gegnern der vom seligen Doktor Jenner erfundenen viel umstrittenen Methode, die Menschen durch eine Kasteiung des Leibes vor größerem Schaden zu bewahren, kann ungehindert seinen Fortgang nehmen. —ss.

— Sicherer Beweis. — „Jetzt bin ich überzeugt, Ella, daß mein Arthur mich liebt, heute hat er mir's mit — rother Tinte geschrieben"

— Im zwanzigsten Jahrhundert. — Der kleine Karl: „Was man sich heutzutage mit den Eltern ärgern muß, das ist schrecklich!"

— Schweigen bezeichnet den klugen Weisen — aber auch den klugen Dummen!

Das Glück.

Novellette von M. v. Ekensteen.

Seit sechs Wochen war sie aus der Pension zurück, als Tante Exzellenz ihr zu Ehren einen Ball gab. Sie eröffnete damit die Saison, und Hanna sollte debutiren.

Die ganze fashionable Herrenwelt machte eilig Salonvisiten, Jeder bot sein höchstes Maß von Liebenswürdigkeit auf. Die kleine Hanna von Strachwitz war ja nicht nur ein allerliebster Backfisch, sie bekam auch ihre Zweimalhunderttausend mit in die Ehe, und die noch jugendliche Stiefmama hatte alle Ursache, die junge Mädchenknospe bald aus ihrer Nähe zu rücken, durch eine annehmbare Heirath. 16 Jahre, wenn sie aus großen Blauaugen schauen, wenn Flachslocken sich um lachende Grübchenwangen schmiegen, sind keine vortheilhafte Folie für eine Frau, die einen Theil ihrer Schönheit den raffinirtesten Toilettenkünsten verdankt. — So kommentirten die Ritter vom zweierlei Tuch und die Löwen des Tages, während die Mütter heirathsfähiger Töchter skandilisirten, daß man „dieses Kind" schon in die Welt führte, während sie einige Monate früher sehr entrüstet behauptet hatten, die eitle Mutter würde Hanna sicher vor zwanzig Jahren nicht an ihrer Seite auftreten lassen, um ihre Schönheit nicht durch die Jugend der Stieftochter beeinträchtigt zu sehen.

Weder Hanna, noch Frau v. Strachwitz und Tante Exzellenz ahnten, daß man sich so viel mit ihnen beschäftigte; die greise Tante freute sich, ihr schönes Pathenkind in ihrem Palais und mit ihrem seltenen rosa Perlenschmuck, in die Gesellschaft einzuführen. Die Stiefmutter wollte allen Verdächtigungen, als ob sie für die eigene Schönheit bange, die Spitze bieten, und so hatten Mutter und Großtante beschlossen, das Kind mit seinen sechzehn Jahren, seinem lachenden naiven Wesen in den Ballsaal zu führen, den der griesgrämige Bruder der Tante Exzellenz eine Menschenbörse und einen Sklavenmarkt auf dem Parkett nannte.

Und Hanna freute sich mit glühenden Wangen und fliegenden Pulsen: Ein echter, rechter Ball mit Kavalieren und Schleppkleid, der erste Schritt in die gleißende, strahlende Welt der Gesellschaft, nicht wie ein geduldetes Kind mehr, nein, als Dame, und reich und jung, berechtigt, Gnaden auszutheilen und nach dem Glück zu haschen. Das Glück! Das war's, worauf sie sich freute, was sie suchen, was sie erjagen wollte, dieses Glück, von dem so viel in ihrem Merkbuch stand, von dem nicht nur ihre liebste Freundin, Lotte von Dewitz, sondern auch die sanfte, ernste Lehrerin, deren Liebling sie gewesen war, ihr Gedankenworte hineingeschrieben hatten.

„Einmal kreuzt das Glück jedes Menschen Weg, aber es flattert schnell vorbei, wie ein Schmetterling, wie ein verwehtes Rosenblatt, wer es nicht erhascht und nicht festhält, dem entflieht es! — Nur zu den Gottbegnadeten kommt es zögernd ein zweites Mal. — Lasse Dir es nicht entschlüpfen!"

So hatte ihre Lotte geschrieben, und sie nahm sich vor, zu schauen, daß der gaukelnde Schmetterling Glück ihr nicht entkomme.

Der Ballabend kam. Wie sie schön war im rosigen Gazegewoge mit den schimmernden Apfelblüthen, wie Abendgewölk an einem lauen Sommertag, und doch nicht die brünette Mama verdunkelnd, die so stolz am Arme des Gatten hinschritt.

Es wogte und rauschte von Brocat und Sammet auf dem spiegelblanken Parkett, als sie ankamen, es blitzte und sprühte von Edelsteinen, die Seidenschleppen knisterten, die Uniformen strahlten, und ernst hoben sich die schwarzen Fräcke von all' dem Glanz und Farbenschimmer ab.

Hanna senkte die Augen nicht vor der blendenden Lichtfülle, — sie schaute auf nach dem Glück. Sie erröthete nicht vor den brillantengeschmückten Büsten und den nackten rosigen Armen, denn sie war den Anblick schon als Kind gewohnt gewesen in den Salons des Elternhauses. Nicht scheu und zaghaft trat sie mit dem kleinen rosa Atlasschuh auf, sondern fest und energisch; sie bewegte sich in der bauschenden Gazeschleppe mit angeborener Grazie, und den Narzissenstrauß in der golddurchwirkten Manschette, von dem ein betäubender Duft ausging, wußte sie zu tragen, als sei sie solche Huldigungen gewöhnt, nicht — als sei es der erste Tribut, den Graf Henkel ihrer Schönheit zollte.

Ihre elfenbeinerne Tanzkarte wies nur noch einen unbesetzten Tanz auf; da verneigte sich schlicht und einfach vor ihr der junge Hauslehrer von Tante Exzellenz' Enkeln, und ihr freundlich in die Augen blickend, bat er um einen Walzer.

Wie seltsam er abstach von den jungen Leutnants, mit seinem Frack, mit dem lockigen Haar, das in dunklen Wellen über die Stirne schattete, und mit den großen Braunaugen, die so gerade und offen aus dem bleichen Gesichte hervorleuchteten!

Hanna blickte freudig auf; Dr. Elsner war ihr kein Fremder, sie hatte ihn schon in den Ferien kennen gelernt, manche Stunde harmlos mit ihm verplaudert, und so gut wie er wußte Niemand, selbst die musikalische Lehrerin nicht, ihre Lieder auf dem Klavier zu begleiten. — Schon war sie im Begriff, ihm die Karte zu reichen, damit er sich zum Tischwalzer einschreiben sollte, da tauchte plötzlich hinter ihm die Gestalt eines jungen Dragonerleutnants auf; Hanna fuhr leicht zusammen, und wie ein Blitz zuckte der Gedanke durch ihr Hirn: „Das Glück flattert vorbei wie ein Schmetterling!"

Verlegen senkte sie das Auge vor Dr. Elsners klarem Blick und sagte: „Ich bedaure, — ich habe keinen Tanz mehr frei."

Still und ernst verbeugte sich der junge Hauslehrer und entfernte sich, während Graf Henkel, der junge Offizier, an seine Stelle trat und mit gefalteter Stirn und scheinbar verletzt fragte:

„Sie haben keinen Tanz mehr frei, mein gnädigstes Fräulein?"

Ein schämiges Erglühen huschte über Hannas Gesicht; flüchtig sah sie Dr. Elsner nach. Der aber ging gleichmüthig, ohne umzusehen, einem der Nebensäle zu; er hatte ja keine Veranlassung, an eine Unwahrheit ihrerseits zu denken. Als er verschwunden war, reichte sie dem Grafen die Tanzkarte hin:

„Den Tischwalzer habe ich noch für Sie, Herr Graf!" Dann hob sie das Bouquet, vergrub einen Augenblick die Nasenspitze in die rosigen starkduftenden Blüthen und sagte dann mit einem halb kindlichen, halb koketten Lächeln, das sie der Stiefmutter abgelernt hatte:

„Wie Sie mich verwöhnen mit ihren herrlichen Blumengaben! Und wie erriethen Sie nur heute so wunderbar die Nüance meiner Toilette?"

Graf Henkel lachte und schlug die Absätze zusammen, daß die silbernen Tanzsporen klirrten; wie ein Imperator so stolz, warf er den Kopf in den Nacken, und mit der linken Hand seinen semmelblonden Schnurrbart in die Höhe zwirbelnd, sagte er lächelnd:

„Glück, meine Gnädigste, Glück, Inspiration!"

Dann schnitten die Klänge der Polonaise die Unterhaltung ab, und der Gesandtschaftsattaché eröffnete mit der kleinen Hanna den Ball. — — — —

Es fiel keinem der geladenen Gäste auf, daß Dr. Elsner nicht tanzte; wer hatte Zeit, sich um den jungen Gelehrten zu kümmern, und was galt hier im Tanzsaal das Wissen und der Verstand? — Er sah gelangweilt in das Gewühl, nur hie und da, wenn er eine Unterredung mit anhören mußte, huschte ein Lächeln über sein Gesicht. Als bei Tisch die Unterhaltung lebhafter wurde und ein Tageslöwe mit aufgedrehtem, schwarzem, spärlichem Bärtchen und eingekniffenem Monocle näselte:

„Der Henkel ist doch ein Teufelskerl; jetzt sitzt er schon wieder bei dem Goldfischchen Hanna und ködert sie mit seinen Konversationslexikon-Blüthen," stand er auf, machte eine stumme Verbeugung nach rechts und nach links, und empfahl sich französisch.

„Ekelhafter, langweiliger Pedant!" sagte einer der jungen Herren, ihm mit halber Kopfwendung nachsehend.

* * *

Als der Fasching vorüber war und die große Welt sich zu langweilen begann, brachte die Verlobungsanzeige der siebzehnjährigen Hanna mit Leutnant Graf Henkel wieder willkommenen Unterhaltungsstoff. Man hatte das ja kommen sehen, aber man hatte doch nicht erwartet, daß die Eltern so „gewissenlos" sein würden, „das Kind" so früh zu verloben. — Tante Exzellenz war zu Thränen gerührt, als sie Hanna auf die Stirn küßte und mit Würde sagte:

„Du bist ein Glückskind, ma belle! Die Grafen Henkel stammen noch vom Hochadel ab, und Arnold ist ein Kavalier vom Wirbel bis zur Zehe."

Hanna selber kam sich unendlich wichtig vor und dachte still vor sich hin: „Ich habe das Glück nicht entschlüpfen lassen! Großtante, Vater und Mutter sind des Lobes voll, Arnold tanzt wie ein Gott, er regiert die Pferde wie kein Zweiter, ist Matador bei jedem Rennen und mich verwöhnt er wie eine Prinzessin. Frau Gräfin werden, ist doch köstlich!"

Die jungen Herren der Gesellschaft aber saßen nach dem Diner noch bei einer Bowle beisammen und besprachen die neue Verlobung.

„Das kleine Gänschen von Buchenau hilft mit ihren Goldfüchsen seinen Rennstall aufbessern!" sagte der eine.

„Wäre ich nicht diesen Winter im Süden gewesen, sollte es dem Henkel verteufelt schwer geworden sein, zu reüssiren!" meinte ein anderer, und ein spindeldürrer Leutnant a. D. gähnte: „Ich gönne ihm sein Glück; mir wäre entschieden die Mama lieber; die hat doch Rasse, aber das Mädchen ist nichtssagend wie Limonade." „Nicht ganz so, wie Sie meinen," warf ein junger Schriftsteller ein. „Ich hörte einmal Fräulein Hanna mit dem Erzieher ihrer Vettern im Garten ihrer Tante Exzellenz das Glück definiren; da hätten Sie nur hören sollen, mit welcher Verve das Backfischchen sprach." Fräulein Hanna zitirte Chamisso: „Das Glück ist die Liebe, die Lieb' ist das Glück!" und der pädagogische Partner widersprach energisch und behauptete, „das Glück sei so verschieden, wie die Wünsche der Menschen, so wandelbar und unbeständig wie nichts Anderes auf der Welt, darum sage man nicht mit Unrecht „treulos wie das Glück". „Die Kleine sagte darauf, „treulos könne es doch nicht werden, wenn man es nur recht festhielte, wie einen Schmetterling, den man gefangen, wie ein Rosenblatt, das man mit der Hand umschließe, man müsse es nur zwingen!" und da lachte Dr. Elsner und erzählte ihr das Märchen vom Glöcklein des Glücks."

„Das klingt ja schauerlich sentimental, aber da Sie uns nun mal die Pastete aufgetischt haben, müssen Sie nun auch die Tunke dazu geben. Was ist denn das für ein Märchen vom Glück? Habe in meinem Leben nie was davon gehört!"

„Aber, das ist doch ein ganz altes Ammenmärchen, vom sterbenden König, der seinem Sohne sagt, auf dem Throne fände man reicheren Schatz an Unglück, als an Glück, denn das erstere käme mit Eimern, das letztere nur tropfenweise. Der Sohn, der es nicht glauben will, läßt nach des Vaters Tode am Throne ein silbernes Glöcklein anbringen, das Glöckchen des Glückes, und das will er läuten, so oft er sich recht ungetrübt glücklich fühlt. Aber die Tage kommen und gehen. Die Jahre fliehen, und niemand im Reiche hat je den Klang des Glöckleins gehört. Wie er aber sterbend liegt und sein Volk den Thron jammern umsteht, um seinen Segen flehend, da greift er zum ersten Male nach dem Glöcklein, denn im Sterben erst fand er das Glück!"

„Oh!" stöhnte der Herr Leutnant a. D., „wie langweilig! Lassen Sie uns schnell aufbrechen, um auf andere Gedanken zu kommen!" — — — — —

Dr. Elsner hatte auch die Verlobungsanzeige in der fernen Provinzialstadt erhalten, wo er seit einigen Monaten definitiv angestellt war. Er hatte sie mehrmals sehr aufmerksam gelesen, war sich mit der Hand über die Stirne gefahren, hatte seine Stube sinnend durchwandert und leise gemurmelt: „Das liebe, junge, unschuldige Ding!" und dann hatte er sehr artig und doch sehr reservirt gratulirt.

„Glück ist Frieden. Frieden mit sich selber, mit der Welt und mit Gott!"

So stand es von der Lehrerin Hand in Hannas Merkbuch, und sie las so oft die Stelle und schüttelte wie verständnißlos den Kopf. Hatte sie denn kein Glück, daß sie nirgends Frieden fand? Lebte sie nicht wie alle anderen jungen Frauen in ihrem Bekanntenkreise, sorgloser, in breiteren Verhältnissen sogar als viele? War sie nicht jung und schön, nicht gefeiert, wo sie erschien? Und doch bleichten ihre Wangen und ihre lachenden Kinderaugen lagen nun so traurig in dem schmal gewordenen Gesichtchen! Luxus und Behaglichkeit verschönten ihre schmucke Villa, jeden Wunsch konnte sie sich erfüllen, Gäste gingen aus und ein, sie fuhr und ritt, aber — ihr Kinderlachen war verstummt. Es fehlte ihr etwas und sie fand nicht, was es sei. Arnold hatte nicht viel Zeit für sie, der Dienst, die Pferde, die Kameraden absorbirten hin, aber wenn er zu Hause war, überbot er sich an Artigkeiten und Aufmerksamkeiten. Wenn Arnold zu den Rennen ritt, dann bebte ihr Herz vor Angst und sie bat ihn: „Bleibe bei mir, mir bangt um Dich!" Aber er lachte dann unbändig und nannte sie kindisch. Dieses Lachen that ihr weh, aber er lachte es immer, wenn er gereizt war, und sie ward still und ängstlich, so daß sie alle Fragen zurückdrängte und jede Bitte unausgesprochen ließ, um ja dieses Lachen nicht zu provoziren.

So schleppte sich das Leben ohne Vertiefen und Genügen, zwischen Diners und Bällen, Visiten und konventionellen Lügen hin, bis eines Tages Hannas bange Ahnungen sich kraß und grausam erfüllten.

Graf Arnold Henkel hatte bei den großen Herbstrennen tollkühn einen jungen Hengst geritten und beim Nehmen eines Hindernisses — eines irischen Walles — hatte das Thier gescheut, ihn abgeworfen. An den Folgen einer Gehirnerschütterung war er nach kurzen Stunden gestorben, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben.

* * *

Das lachende Kind, die stille, bleiche Frau gehören der Vergangenheit an. Die junge Gräfin Henkel ist eine interessante und heitere Frau geworden, gern gesehen in der Gesellschaft, doch kühl und ablehnend jedem Antrag zu einem neuen Bund gegenüber. Tante Excellenz ist seit einigen Jahren gestorben, die Eltern wohnen auf einem Landgut und meiden im nahenden Alter das aufreibende Leben der Geselligkeit und sie können es gar nicht fassen, daß Hanna keine zweite Ehe eingehen will. Sollte sie Arnold so sehr geliebt haben? Die Ehe machte einen so kühlen Eindruck!

Alljährlich flüchtet sie zur Sommerrast in ein weltabgeschiedenes Gebirgsdorf; da gibt es nicht Etikette und Zwang, da fühlt sie ein leises Wehen von Frieden. Sie streichelt die Krausköpfe der Kinder, plaudert mit den Frauen von Haushalt, Wäsche und Garten und sieht den Männern bei der Feldarbeit zu. — Heute ist Erntetag und man hat die Sommergäste geladen. Auch sie hat sich eingestellt und sieht mit Interesse, wie das junge Volk lacht und tanzt. Ein seltsames Träumen geht durch ihre Seele bei den weichen Walzermelodieen, und sie gedenkt der fernen, bewußten Lüge.

„Bedaure, ich habe keinen Tanz mehr frei!" Das klingt und tönt an ihr Ohr, immer lauter, und die Fideln kreischen dazwischen „bewußte Lüge!" Sie sieht die Gäste kommen, mehr, immer mehr, neue Ankömmlinge auch, und ihr ist, als riefe jeder „Bewußte Lüge!" Und nun haftet ihr Blick am Hollunderstrauch, wo ein einsamer Mann steht. Sein Gesicht ist bleich wie Schnee, seine Augen so dunkel wie die Hollunderbeeren, den Hut trägt er in der Hand, und über seine hohe Stirn fallen schattend die Wellen des schwarzen Haares.

Da wird ihr so wunderseltsam ums Herz: der sonnenumschienene Tanzplatz wird zum spiegelblanken Parkett, die bunten Westen der Burschen wandeln sich zu den Uniformen der Gäste von Tante Excellenz und die fliegenden Röcke der Mädchen werden rauschende Seidenschleppen.

Da springt sie empor. Weiche Walzermelodien locken — — und sie hat jeden Tanz noch frei!

Plötzlich steht sie vor dem Fremden am Hollunderstrauch, jagend geht ihr Herzschlag und sie verschlingt die Hände zur Bitte:

„Dr. Elsner — ich habe einen Walzer für Sie frei, damals — damals log ich!"

Er sieht sie ernst und traurig an, und es geht ein Rauschen wie Maiwind nach Frosttagen durch seine Seele, wie er den Kopf leise schüttelnd sagt:

„Gräfin Henkel, es ist zu spät; ich bin ein kranker, müder Mann; ich kann und darf nicht tanzen."

Sie sieht ihn an und fühlt: er lügt nicht! Stumm reicht sie ihm die Hand, und wie er sie ansieht, klingt und singt es in ihrem Herzen; das ist das silberne Glöcklein des Glücks! — — —

Sie hat ihn dann gesund gepflegt. Wenn Dr. Elsner die weiche Altstimme seines Weibes auf dem Flügel begleitet, klingt es immer wie ein Choral, und wenn Hanna ihm zuraunt:

„Damals griff ich fehl, als das Glück vorbeirauschte, jetzt halte ich es!" dann wehrt er und sagt ernst:

„Lasse die Vergangenheit ruhen, störe nicht unseren stillen Frieden!"

Der Rhein im Winter.

Im Herbst, wenn die ersten Nebelschleier sich auf den Strom senken, die Vergnügungsreisenden nach der Heimath flüchten, beginnt für die großen eleganten Personendampfer die Ruhezeit. Doch dies ist nur eine verhältnißmäßig geringe Einschränkung der Thätigkeit, die auf dem Rhein herrscht; die Schleppdampfer mit ihren zahlreichen Kähnen, die zwischen Mannheim und Rotterdam verkehren, Kohlen, Getreide, Baumaterialien u. s. w. befördern, Flöße, Trajekt- und kleine Personendampfer beleben ohne Unterbrechung (Sonntagsruhe und „Neunuhrladenschluß" sind auf dem Wasser unbekannte Dinge) den Fluß. Der Winter, den der Kalender anzeigt, bleibt auf die Schiffahrt von geringem Einfluß. Erst wenn empfindliche Kälte eintritt, Neckar, Main, Nahe, Mosel Eis senden und schließlich Vater Rhein selbst mächtige Schollen zu diesem Treiben liefert, ändert sich das Bild. Für kurze Zeit werden die Kräfte aufs Doppelte angespannt, denn oft in wenigen Stunden sind Dampfer, Schiffe, Flöße verschwunden, alles Leben ist gewichen vor den mächtigen Eismassen, die sich auf der Stromesfläche drängen und schieben. Für Steuerleute und Matrosen hat die Ferienzeit begonnen. In überhitzten Wirthsstuben erzählen sie jetzt, wenn der Wein die Phantasie beflügelt und die sonst etwas schweren Zungen löst, mancherlei Geschichten und Abenteuer, die dem „Jägerlatein" an Kühnheit nicht nachstehen. Namentlich die „Ueberseeischen" wissen oft gar wunderliche Dinge zu berichten. So z. B. von befreundeten Walfischen, die jedes Mal einen wiehernden Ton ausstoßen, wenn sie ein bekanntes Schiff erblicken. Ein Steuermann behauptet, in der Nähe von Java erhebe sich aus dem Meere „ein Berg von purem Gold, 1000 Meter hoch." Auf die Frage, weshalb er sich nicht einen tüchtigen Klumpen davon mitgebracht, antwortet er: „Des geiht nett, 's Gold stößt des Schiff zurück, das Loot krieht, wie mir druffsteuere will, 'n annere Korsch. Mit 'm Schiff aus Holz oder Eisen ist da nichts zu wollen, m'r müscht e' Nache von Gold baue, dann kennt's glücke. Meiner Gesellschaft hab' ich's schun oft gesagt — aber sie wöllen net —." Auch Wasserratten, denen nie der Gischt der Meereswellen um die Nase spritzte, wissen oftmals von nicht ganz alltäglichen Vorkommnissen zu berichten. So erzählt ein Schiffer vom Niederrhein: „Nachts, wir schliefen alle wie die Ratzen, hör' ich 'n Geplätscher. Wie ich noch so vor mir denk', es muß rejene, seh' ich'n Lichtschimmer am Thürspalt und spür 'n brenzeliche Geruch in der Nas! „Feier!" ruf ich, „die Annen (Naden des Schiffes) brennt!" und spring mit gleiche Füß' aus 'm Bett. Da rieft ach schun mein Töchterchen m'r vum Verdeck zu: „Vatter, brauchst kan Angscht zu habe', die Fisch' lösche! Ich denk', die Krott' is' verrückt wor'n. Doch wie ich enauf kumm, was seh' ich: hunnert un hunnert von große Karpe speien aus ihre Mäuler Wasser in's Feuer — bis es aus war." — Ihre freie Zeit theilen die Feiernden zwischen dem Wirthshaus und dem Aufenthalt am Ufer. Mag die Kälte noch so grimmig sein, stundenlang betrachten sie ihren Liebling, den Strom, füttern Möven, Amseln, Spatzen und tauschen ihre Vermuthungen aus, ob es kälter wird oder nicht. Manche Eigenthümlichkeiten zeigt der Schiffer Sprachschatz. Eis ist für sie nicht sächlich, sondern männlich. Bei leichtem Frost sagt der Schiffer nicht es friert, sondern „es schröfft", wird die Kälte stärker, dann „backt es zusammen" oder „es pappt". Den Wetter-Ankündigungen der Meteorologen bringt er kein sehr großes Vertrauen entgegen. Der Schiffer schöpft seine Prophezeiung aus dem Fluß; zeigt sich „Grundeis" (so nennt er kleinere Scheiben, die an der unteren Fläche Moos, Wasserpflanzen, Schlamm von der Sohle des Flusses mit in die Höhe bringen), dann geht „das Wetter uff", die „Kält' hat sich gebrochen."

Die Landfrage bei den Indianern.

Unsere Indianer sind, soweit der Landbesitz in Betracht kommt, Kommunisten, wie unsere deutschen Vorfahren; allerdings haben sie keine Folgegenossenschaft, wie diese, es sind eben Krieger und Jäger, die für den Ackerbau nicht viel übrig haben.

Seit zwanzig Jahren arbeitet man an der vom Sekretär Schurz und Senator Dawes angestrebten Auftheilung des Stammlandes, nur wenig Stämme haben sich der Sache friedlich gefügt; in den meisten Fällen ist die Idee des Privatbesitzes von Land bei den Indianern auf Widerstand gestoßen, gerade wie in alten Zeiten in Deutschland. Die jetzigen Wirren im Stamme der Creek-Indianer sind ein Ausfluß dieser Landauftheilung.

Diese Indianer fühlen instinktiv ohne Proudhon und Rodbertus gelesen zu haben, daß diese Landauftheilung nur den Untergang der rothen Rasse beschleunigen wird. Die meisten rothen Landeigenthümer würden über kurz oder lang das Opfer von Landhaien werden.

Schurz und Dawes haben es jedenfalls gut gemeint, aber sie haben übereilt gehandelt. Zuerst hätte man es mit der jährlichen Auftheilung des Ackerlandes versuchen sollen, unter dem strengen Verbote der Veräußerung oder Verpachtung an Privatpersonen und

Gesellschaften.

Der Privatbesitz an Land ist einer der Hauptübelstände des sozialen Lebens, er ist die Quelle des Pauperismus. So lange ein Mensch noch Land besitzt, ist er kein Pauper. Sobald Jemand das Recht hat, sein Land an einen Anderen zu verkaufen, ist auch die Möglichkeit gegeben, daß ein Vierter alles Land für sich erwerben und die anderen Menschen sich zu Sklaven machen kann. Proudhon hatte deshalb sehr recht, als er vor siebenzig Jahren den Ausspruch that: „Eigenthum ist Diebstahl".

Dieses ist ein großes Wort, man muß es nur recht verstehen. Proudhon hat sehr recht, auf diesen Gedanken stolz zu sein. Sagt er doch selbst: „Während der ganzen Regierung Ludwig Philipps ist kein größerer Gedanke ausgesprochen worden, als dieser, und Rothschild ist nicht reich genug, um mir die Ehre der Urheberschaft dieses Wortes abzukaufen."

Land sollte nie verkäuflich sein, sondern nur verliehen werden. Das möchte scheinen, als ob wir unserem anstößigen Grundrentensystem das Wort reden, aber Landbesitz sollte auch nicht in den Händen von Privaten sein, sondern nur der Volksgemeinde gehören.

Die Indianer fühlen und ahnen es, daß die Auflösung der Stammesverbindung sie zerstreut und zerbricht, wie die Stäbe eines Bündels, das im Ganzen unzerbrechlich ist. (B. D. C.)

Eigenartige Gewänder.

Auf der Hauptpost zu Brüssel war man schon seit Langem sehr überrascht, daß die Briefsäcke, die nach dem Kongo gesandt werden, nie wiederkamen. Alle administrative Untersuchungen hierüber blieben lange Zeit erfolglos, bis man dieser Tage der Sache endlich auf die Spur kam. Im Kongo hat die Post natürlich schwarze Subalternbeamte. Diese wiederum haben Frauen und Bräute. Letzteren nun waren die Postsäcke von deren Gatten oder Verehrern geschenkt worden. Die schwarze Schöne aber brauchte nur den Boden des Beutels aufzuschneiden, letzteren sich über den Kopf und Nacken zu ziehen und mit Hilfe der sich bereits in dem oberen Rande des Briefsackes befindlichen Zugschnur an den Hüften festzuschnallen. Auf diese einfache Weise war schnell ein allerliebster, kurzer Rock zu Stande gebracht, der zwar aus schmutzigem Sackleinen bestand, für die Kongodamen aber das Neueste vom Neuen war. Daß je nachdem auf dem Vorder- oder Hinterblatte dieses Modestückes in großen schwarzen Buchstaben die Worte „Bruxelles-Centre" zu lesen waren, störte diese unschuldigen Gemüther nicht weiter.

Der Stammtisch.

(Von Albert Weibel.)

Quabbe: Die „Stockyard" ist nicht wenig stolz auf den Besuch der Sarah.

Grieshuber: Wie eine Fürstin ist sie empfangen worden.

Kulicke: Sogar die Hogs haben gegruntet und die Oren gebellowert.

Qu.: Wahrscheinlich mit denselben Gefühlen, wie die römischen Gladiatoren, die, in den Tod gehend, den Cäsaren zuriefen: Morituri te salutant!

Lehmann: Ick bin eejentlich von wejen ihre deutsche Vaterlandverächtlichkeit keen wiethender Bernhardiner nich, aber sehen möchte ick ihr doch. Man hört ja heutzutaje jar keen elejantes Französisch nich mehr, un det is for mir ab un zu een wahret Bedürfniß.

Charlie (der Wirth): Nu hör' mal, Lehmann, Französisch kann ich ebenso wenig, wie Du. Aber auf gut deutsch will ich Dir sagen, daß Du in Zukunft Deinen Mund nicht mehr so aufreißen darfst! — Du vertreibst mir die Gäste und außerdem hetzest Du mir die Polizei auf den Hals, weil man glauben kann, hier drinnen gebe es Mord und Todschlag.

Gr: Nach dem letzten geheimen Ukas des Chef Kipley werden ja jetzt Conduitenlisten über alle Saloons geführt.

Qu.: Ja, augenblicklich weht ein böser Wind für die Wirthe. Ihre Hoffnung, bis 1 Uhr Nachts aufhalten zu dürfen, ist auch wieder fehlgeschlagen. Die Temperenzler gewinnen einen Sieg nach dem andern!

Charlie (der Wirth): Kinder, was Recht ist, ist Recht! Ich bin ja selbst Gastwirth; aber ich muß sagen, daß eine schärfere Kontrolle des Schankgewerbes durchaus nichts schadet. Ein anständiger Wirth hat Nichts zu fürchten; im Gegentheil, unser Stand wird an Ansehen gewinnen, wenn die schlechten Elemente ausgemerzt werden und wenn nur unbescholtene Männer das Schankgewerbe betreiben dürfen. — Aber, was mich ärgert, das ist nicht die Einschränkung und schärfere Kontrollirung unseres Geschäftes, sondern die Art und Weise, in welcher von unseren Feinden gegen uns vorgegangen wird. Die Temperenzler können die abscheulichsten Lügen verbreiten und finden überall ein williges Gehör. — Das Großartigste hat sich Dr. Parkhurst vor 8 Tagen in der Musikhalle geleistet. Nachdem er die Greuel der Verwüstung geschildert, die der Saloon in unserem Gemeinwesen angerichtet, überraschte er seine Zuhörer mit einer großartigen Entdeckung, die seine Detektives gemacht hätten.

An der Nordseite gäbe es 6 bis 8 Saloons, die ihre Hinterzimmer zu Spielstuben mit Puppen, Schaukelpferden etc. für Kinder eingerichtet hätten. Die Kleinen der Nachbarschaft würden dadurch angelockt und kämen häufig zum Zeitvertreib dahin. Dann kommt nun der böse „Saloonist" her und traktirt die unschuldigen Kindlein mit süßem Wein und Limonade, in die er heimlich Schnaps geschüttet. Dadurch würde diesen Babies meuchlings die Liebe zum Suff beigebracht, und auf diese Weise für Nachwuchs der schnapstrinkenden Kundschaft gesorgt.

Kul.: Und solchen Nonsens können Pieples, die einen saunden Riesen haben, beliehwen?

Gr.: Gewiß, solche Lügen aus „frommem" Munde werden bereitwilligst geglaubt. Durch solche Lügen werden die Leidenschaften entflammt und der Fanatismus der Menschen geschürt, bis sie sich zu Thaten hinreißen lassen, wie wir sie jetzt von der Mrs. Nation in Kansas hören.

Lehm.: Schon der unsterbliche Schiller hat die Sorte jekannt. Wie sagt er doch? „Aus diesen Weibern werden erst Hiehnen, dann Tiger, die den Schmerz in ihren Zähnen, verbeißen in des Feindes Herz", oder so ähnlich."

Gr.: Die Mrs. Nation wäre eine gute Frau für Dich, Lehmann.

Qu.: Unzweifelhaft.

Kul.: Schur!

Charlie (der Wirth): Gewiß; da könntest Du immer Revanche kriegen!

Lehm.: Wieso?

Gr.: Es könnte ja mal vorkommen und soll ja auch wohl schon dagewesen sein, daß Du wegen zu stark unterdrückter Bescheidenheit aus einer Kneipe herausfliegst, da könnte dann die Alte gleich eine Schürze mit Backsteinen füllen und zur „Straferpedition" gegen den Saloon ausrücken.

Lehm.: Nee, is nich. Ick bin een juter Birjer, een Patriot, mein Herz jeht uff in die Nation — aber in diesem Falle von wejen die Madame da bin ick — anti-Nation-al. —

Alle: Au! Au! Au! Raus! Polizei!

Charlie (der Wirth): Wo steckt jetzt das verrückte Frauenzimmer denn eigentlich?

Grieshuber: Noch ist sie in Kansas. Aber auf ihrem Siegeszuge bewegt sie sich stets östlich. In absehbarer Zeit wird sie in St. Louis ankommen.

Lehm.: Ehrenpforten sollten for ihr da uffjestellt werden, weißjewaschene Jungfrauen entjejenjeschickt, in'n Planters Haus sollte sie injequartiert werden un ihr det Leben so scheen und anjenehm jemacht werden, bet se jar keen Verlangen hat, wieder fortzujehen. Un det Allens sollte der Staat Illinois bezahlen!

Gr.: Aber, Lehmann, bist Du denn wirklich nun ganz verrückt geworden? Was in drei Teufels Namen hat unser Staat davon, daß es dem hysterischen Frauenzimmer in St. Louis gut geht?

Qu.: Ich sehe da gar keinen Kausal-Nexus.

Lehm.: Aber Menschenskinder! seid Ihr doch schwach von Begriffen! Nach die neiliche Entscheidung sind die St. Louiser berechtigt, im Fall unser Kanal ihr dreckijet Trinkwasser noch dreckiger jemacht hat, dieset Wasser dem Staate Illinois ecklich unter die Nase zu reiben. In die Madame Nation und ihre Armee hat aber der Staat Illinois einen jar nich jenug zu schätzenden Bundesjenossen, denn die wird den Leitchen da schon uff ihren nicht mehr unjewehnlichen Weje klar machen, dat das Mississippiwasser die beste Jottesjabe is, wo man hat, ännihau dausend Mal besser, als die Deiwelsjauche, wo man Bier nennt.

Qu.: Ich glaube überhaupt, daß die St. Louiser ganz mit dem Wasser zufrieden sind und Nichts gegen uns unternehmen werden. Wenn aber doch, so sollten wir ihnen mit Repressalien drohen, z. B. daß wir keinen Tropfen „Busch" mehr trinken werden.

Gr.: Wenn wir da auf den Busch klopfen wollten, so wäre das bloß ein Schlag in's Wasser und würde uns gerade so viel nützen, wie unserer Regierung die Drohung, daß sie keinen Philippiner jemals als Beamten anstellen wolle, der nicht vor dem 1. April die Waffen niedergelegt hätte. Diese Drohung war wieder mal ein richtiger Schwabenstreich. Unser Präsident schießt doch einen Bock nach dem andern.

Lehm.: Na, im zweeten Termin wird dat nu nich mehr so auffällig sind un nich so bemorken werden.

Kul.: Bist Du von der Opinien, daß er schmarter werden wird?

Lehm: Nee, janz und jar nich. Er wird womöglich noch jröbere Böcke schießen. Aber wenn er denn so wat wieder uff die Pfanne hat, denn schickt er den Mister Rosenfeldt uff's Löwenschießen aus, dann achtet Niemand nich so jenau uff sein Böckeschießen.

Gr.: Lehmann, schäm Dich! Da Ihr aber gerade von Löwen sprecht, habt Ihr gelesen, daß in unserer Menagerie dem Löwen McKinley Vaterfreuden bescheert sind?

Charlie (der Wirth): Schöne Vaterfreuden das! Abgesperrt hat man ihn für sich ganz allein!

Gr.: Ist das seine Belohnung für die von ihm fertig bekommene Expansion unseres Thierreichs?

Kul.: Das hat einen anderen Riesen. Man is äffräd, daß McKinley seine Leien-Bäbies, wo man Kubs nennen duht, auffressen wird.

Lehm.: (sich dumm anstellend): Wie, der McKinley will Kuba verschlingen?

Gr.: Wenn ihm das blos nicht im Halse stecken bleibt und er daran erwürgt.

Lehm.: Jott bewahre! Dafor läßt er es erst vom Kongreß weich kauen.

Qu.: Aber, meine Herren, nehmen Sie doch Einsicht an. Wenn unser Präsident erklärt hat, daß Kuba unabhängig und frei werden soll, so wird es unter allen Umständen auch unabhängig und frei werden, vorausgesetzt natürlich immer, daß der Präsident in seiner Weisheit die Ueberzeugung gewonnen hat, die Insel sei politisch reif genug, sich selbst zu regieren. Ferner muß die von den Kubanern aufgestellte Verfassung dergestalt beschaffen sein, daß die Regierung in Havana niemals mit Washington in Widerspruch gerathen kann, und daß die Intentionen der kubanischen Republik stets mit denen unserer eigenen identisch sind.

Gr.: Mit anderen Worten: Wenn sich die Kubaner an uns mit Leib und Seele verkaufen, wenn sie alle Rechte an uns übertragen, so wollen wir ihnen großmüthig zum Schein des Gerechten gestatten, daß sie ihr Vasallenthum zu uns mit dem stolzen Namen: „Cuba libre" umkleiden.

Lehm.: Det kommt beinah' so raus, wie sie anno 48 in Berlin jesungen haben, um den König Friedrich Wilhelm, den sie damals ooch Lehmann nannten, zu uzen: „Unser Lehman absolut — Wenn er uns den Willen duht."

Gr.: Spaß bei Seite. Die richtige Regierungsform scheint mir die zu sein, in welcher der an der Spitze des Staatswesens Stehende den Willen des Volkes mit starker Hand durchzuführen verpflichtet ist.

Qu.: Ist das denn nicht unsere Regierungsform?

Lehm.: Jut jesagt for'n Sechser Käse, aber et kommt annersch. Die Form is jut jenung, aber die Fillung doocht nischt. Ick will Euch mal een Licht uffstecken un einen Vortrag halten....

Charlie (der Wirth): Wenn Du ein Licht aufstecken willst, werde ich derweile das Gas abdrehen!

Gr.: Unsinn! Statt eines Vortrages wird er jetzt den Mund halten. Verstanden, Lehmann! Und du, alter Gashahn — bring' die Karten!

Für die Küche.

— **Ueber das Braten.** Ein guter Braten bildet stets das Hauptstück, die Krone bei vornehmer, wie bei einfacher Tafel, aber er bedarf auch der größten Aufmerksamkeit und sorgfältigsten Beobachtung. Das dazu bestimmte Fleisch darf nicht zu frisch geschlachtet oder geschossen sein, wenn der Braten mürbe und saftig werden soll, doch noch weniger darf es das geringste Maß der Fäulniß durch üblen Geruch andeuten, da es alsdann ekelerregend und gesundheitsschädlich ist.

Zuerst gilt es, den Bratofen eine halbe Stunde vor Gebrauch zu heizen, damit er gut durchhitzt ist. Jeder Braten, außer vom Schwein, von der fetten Gans oder der Ente, die mit kochendem Wasser zugesetzt werden, wird mit reichlicher siedender Butter oder mit Fett zugesetzt. Große Stücke, wie Keulen, Rinderbrust, klopft man zuvor, indem man sie dabei mit einem Tuch umhüllt. Rinderfilet, Hammelbraten, Kalbsbraten und Wild spickt man wohl auch mit Speckstreifen, wenn man das Fleisch saftiger machen will, wobei man die Spicknadel vorsichtig gebrauchen muß, um das Ansehen des Fleischstückes nicht zu verunzieren. Man benutzt nur gut glasirte, oder emaillirte Bratpfannen, da bei Rissen oder fehlender Emaille der Braten leicht anbrennt. Bei dem Einsetzen in den Ofen legt man den Braten, den man vorher mit Salz einreibt, sofort mit der ansehnlichen Seite nach oben und bestreicht ihn mit erhitzter Butter oder Fett, um zu verhüten, daß der Saft auslaufe. Nachdem die Butter oder das Fett in den Braten eingezogen, gießt man Wasser oder Bouillon von Zeit zu Zeit in die Pfanne, salzt nach; begießt aber nicht mit dieser Brühe, sondern alle 10 Minuten mit zerlassener Butter oder Fett, das man bei fettem Braten von der Sauce abgeschöpft hat. Ist die Unterhitze zu stark, oder fehlt es an Oberhitze zum Bräunen, so setzt man die Pfanne auf einen Dreifuß oder Ziegelstein; sollte dagegen der Braten zu schnell braun werden, so überdeckt man ihn mit Speckscheiben oder mit einem mit Butter oder Fett bestrichenen Papier.

Die Bratzeit ist je nach der Größe des Fleischstücks, seinem Alter und der Festigkeit seiner Faser verschieden. Um dem Fleisch seinen ihm eigenthümlichen Geschmack nicht zu benehmen, füge man kein oder wenig Gewürz bei, auch vermeide man beim Sämigmachen der Sauce das Mehl und thue lieber eine Brotkruste oder geröstete Semmel in die Sauce. Viele Braten bestreicht man mit saurem Rahm, um eine braune Kruste zu machen und der Sauce einen säuerlichen Wohlgeschmack zu geben. Den Satz der Sauce rührt man beim Anrichten mit heißem Wasser oder Brühe von der Pfanne los; die Sauce gießt man für die feine Tafel durch und entfettet sie.

Jede Art von Braten bedarf verschiedeer Hitze. Große Braten und Geflügel bedürfen mehr, Kalbfleisch und kleines Geflügel weniger Hitze, auch müssen dieselben in ein mit Butter oder Fett getränktes Papier gehüllt werden, damit die Haut nicht sofort verbrennt. Gegen Ende des Bratens nimmt man das Papier ab und einige Umwendungen genügen, um die Haut und eventuell die Speckstreifen gehörig zu bräunen. Wenn der Bratendampf auszuschwitzen beginnt, ist es ein Zeichen, daß er gar ist. Auch kann man bei großen Braten mit der Spicknadel hineinstechen, ob noch rother Saft ausfließt. Große Fleischstücke von 8 bis 10 Pfund bedürfen 2½—4 Stunden, Stücke von 4—5 Pfund 1½ bis 2 Stunden, kleineres Geflügel ½—¾ Stunden. Die Sauce bereitet man für die feinere Tafel extra. Das Braten am Spieß oder auf dem Rost ist ein Luxus, auf den wir hier nicht näher eingehen.

— **Die Suppen.** Eine gute Suppe ist für unsere Ernährung von größter Wichtigkeit. Für das Kind ist sie der Uebergang in der Nahrung von der Muttermilch zum Brei, für Kranke und Genesende hat sie die Vorzüge der Leichtverdaulichkeit und daß sie die Säfte der kräftigsten Nahrungsmittel auffaugt, welche diese in anderer Form nicht genießen könnten. Zur Anregung bei großen Gastmählern oder bei der Hauptmahlzeit des Tages vermag man sie äußerst schmackhaft zu bereiten, weil alle Feinheiten und Würzen, welche uns die Natur in Kräutern, Wurzeln, Blüthen und Früchten bietet, in der Suppe die durchdringendste Anwendung finden. Für Arme ist die Suppe das billigste, was zugleich nährt und wärmt. Wir sprechen natürlich nicht von jenen schmacklosen, faden, wässerigen Suppen, bei denen der Genuß ebenso gering ist, wie die Bestandtheile, die hineinkommen; sondern von kräftigen Fleischbrühen mit Einlagen, schmackhaften Milch-, Eier- und Mehlsuppen und solchen von Hülsenfrüchten, Kartoffeln u. s. w.

Zur Fleischbrühe gilt es, frisches, nicht zu fettes Fleisch zu nehmen, es mit kaltem Wasser aufzusetzen und es langsam bei schwachem Feuer zum Kochen zu bringen. Erst wenn es eine Weile gekocht hat, fügt man Wurzelwerk, Salz und etwaige Gewürzkräuter oder Gewürze hinzu. Je länger und langsamer die Suppe kocht, desto besser entzieht man dem Fleisch die Nährstoffe; gilt es schnell eine gute Suppe zu bereiten, so schneidet man das Fleisch möglichst klein.

Sehr wichtig ist die sorgfältige Zubereitung der nährenden Einlagen in den Suppen, seien es Hülsenfrüchte, Tapiola, Gries, Gerstengraupe, Grünkern, Reis, verlorene Eier, Klößchen, Nudeln. Bei Milchsuppen z. B. muß man bei Kranken, die Verdauungsbeschwerden haben, die Stoffe wie Reis, Graupe, Gries, vorher kalt weichen, denn wenn man sie noch so lange kocht, kann es vorkommen, daß der Zellenstoff nicht ganz weich sich löst und die Verdauung des Kranken belästigt.

Neben der Fleischsuppe ist die Fischsuppe für Gesunde sehr empfehlenswerth, schmackhaft, nährend und billig. Man wählt zu ihrer Bereitung frische, kleine Süßwasserfische; doch kann man sie auch aus der Brühe bereiten, in welcher man für größere Mahlzeiten große Fische gekocht hat; allerdings werden dieselben nie so kräftig schmecken, denn es gilt wie beim Fleischkochen: legt man den Fisch in siedende Brühe, so wird er saftig und wohlschmeckend, die Brühe aber fade sein; umgekehrt, will man eine gute Fischsuppe kochen, so stellt man den Fisch mit kaltem Wasser auf, wodurch natürlich der Fisch selbst fade schmecken wird. Man erhöht den Wohlgeschmack durch Gewürze, Gewürzkräuter, Sardellenbutter u. s. w.

Bei den Milch- und Chokoladensuppen, sowie bei den Kalteschalen, kommt es am meisten darauf an, daß man die besten Zuthaten, die reinsten Stoffe nimmt. Es gibt viele Frauen, welche 2 Quart Wasser und 1 Quart Milch zu einer sogenannten Milchsuppe nehmen, das Verhältniß muß jedoch umgekehrt sein, sonst wird es eine Wassersuppe. Ein schlechtes geringes Chokoladenpulver gibt keine Chokoladen-, sondern eine braune Mehlsuppe u. s. w. Bei unseren Rezepten werden wir besondere Rücksicht auf die Suppeneinlagen nehmen, sowohl solche, die sich für den einfachen Tisch, als solche, die sich für Gastmähler und solche, die sich für Kranke und Genesende eignen. Die einfachste Suppe kann schmackhaft bereitet werden, wenn man sorgsam auf die Güte und Mischung der Stoffe, das Maß des Wassers und die Zeit des Kochens achtet.

— **Das Legieren, Abziehen, Abquirlen.** Suppen, Saucen und andere Speisen werden, um ihnen ein schönes gelbes Ansehen zu geben, oder um sie recht bündig zu machen, mit Eidottern abgezogen. Zu diesem Zweck schlägt man das Gelbe der Eier in einen Topf und quirlt es zu den Suppen mit etwas Milch oder Sahne, zu den Saucen mit Wein oder Wasser recht klar und gießt es durch ein grobes Sieb. Will man aus Ersparniß ganze oder weniger Eier verwenden, so fügt man etwas Mehl hinzu. Die so verdünnten oder klar gerührten Eier nennt man Bindung. Soll nun eine Suppe oder Sauce abgezogen werden, so nimmt man sie kochend vom Feuer, gießt unter stetem Umrühren etwas davon in die wie oben bereitete Bindung und dies in die ganze Masse zurück. Die Suppen werden nun gleich angerichtet, während man die Sauce noch einen Augenblick zum Feuer setzt, damit die Eier gar werden, ohne jedoch zu gerinnen. Dickere Saucen oder solche, in die Zitronensaft gedrückt ist, können, ohne daß sie gerinnen, nach dem Abziehen noch beliebig eingekocht werden.

— **Das Spicken** dient dazu, die dem Fleische etwa fehlenden Fetttheile durch Speck, der gleichmäßig über die Oberfläche und im Innern vertheilt wird, zu ersetzen, um dem Stück dadurch ein besseres Aussehen zu geben und den Wohlgeschmack desselben zu erhöhen. Eine erste Bedingung, ohne die man nicht im Stande sein wird, sauber zu spicken, ist, daß der Speck, womöglich Luftspeck, fest und zähe und so geschnitten sei, daß er genau in die Spicknadel paßt, das heißt, nicht zu stark, aber auch nicht zu schwach sei. Das Fleisch, welches gespickt werden soll, wird erst sauber abgehäutet. Sind es Stücke von Kalb oder Wild, so löst man diese zuerst aus der Keule, indem man dabei den deutlich zwischen jeder Nuß erkennbaren Nähten folgt und häutet dieselben auf der oberen und unteren Seite sauber ab. Um jedes beliebige Fleischstück zu spicken, hat man darauf zu sehen, daß die Speckfäden in der gleichen Richtung der Fleischfasern durchgezogen werden, damit man sie beim Zerlegen quer durchschneidet.

— **Jus zubereiten.** Der Boden einer Kasserolle wird mit fein geschnittenem Rindertalg, Speck oder auch mit Bouillonfett bedeckt und Zwiebel-, Mohrrüben- und Schinkenscheiben darauf gelegt, die man nun wieder mit einer Lage von in Stücke geschnittenem Rind- und Kalbfleisch bedeckt. Man gießt nun eine Kelle voll Bouillon oder Wasser darüber und läßt das Ganze so lange langsam einkochen, bis sich auf dem Boden der Kasserolle ein dunkelbrauner Satz gebildet hat. Dann gießt man das Fett rein ab, füllt, nachdem man noch etwas rohes Rind-, Kalb- oder Wildfleisch dazu gethan hat, die Kasserolle voll Wasser oder Nachbrühe (auf ½ Pfund Fleisch 1 Quart) schäumt sie ab und läßt sie mit dem nöthigen Wurzelwerk einige Stunden kochen, bis das Fleisch gar ist. Die so gewonnene Jus wird durch eine Serviette gegossen und zu braunen Suppen und Saucen verwandt. Man kann jeden Fleischabgang sowie auch Knochen dazu verwenden.

— **Extrakt (Auszug) von Brühe als Glace (Glanz).** Um Glace oder andere Kochkunstwerke von Fleisch zu bereiten, macht man einen Auszug von Fleischbrühe, indem man 1 Pfund Rind-, 1 Pfund Kalbfleisch, ½ Pfund Schinken, ½ altes Huhn wie zur Jus mit Wurzelwerk und Zwiebeln verkocht, jedoch bei dem Ausbraten das zu braun Werden zu verhüten sucht; nun läßt man diese Stoffe mit 2 Quart Wasser ohne Salz 3—4 Stunden kochen, sodann gießt man die Brühe durch ein feines Sieb, entfettet sie und läßt sie mehr oder weniger so einkochen, wie man sie verbrauchen will. Erreicht man den Grad, daß sie vom Löffel tropft, so gebraucht man sie zum Ueberziehen des Bratens und zu Fleischgelee. Hat man kein Glace, so nimmt man Fleischextrakt

---

— **Immer Geschäftsmann.** — „Was schreibst Du so eifrig, Sidonie?" — „Eine Novelle, Papa." — „Mach' se kurz, mein Kind, 's Papier ist theuer."

— **Kasernenhofblüthe.** — „Kerl, Sie machen ja solche unmögliche Figur wie ein Regenwurm, der sich in die Brust werfen will!"

Die Eisenbahn der Zukunft.

Jüngst ging die Meldung durch die Blätter, der deutsche Kaiser hätte sich gelegentlich eines Besuchs der Werke der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft von dem Leiter derselben, Geheimrath Rathenau, einen Vortrag über die beabsichtigte probeweise Einführung eines elektrischen Vollbahnzuges auf der 60 Kilometer weiten Strecke Berlin—Zossen halten lassen. Wie aus Berlin berichtet wird, ist die Meldung in dieser Form nicht zutreffend. Die erwähnte Unterredung des Kaisers mit dem Direktor der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft fand im Neuen Palais zu Potsdam statt, und betraf nicht sowohl den Versuch mit einer elektrischen Vollbahn, als vielmehr die Lösung des Problems, die Großstädte des Deutschen Reiches unter einander und die Hauptstädte des europäischen Kontinents durch elektrische Schnellbahnen mit einander in die unmittelbarste wie auch schnellste Verbindung zu bringen. Das Ideal der Zukunfts-Eisenbahn wurde bei jener Audienz in großen Umrissen skizzirt und dabei gleichzeitig auch erwähnt, daß die vorbereitende Lösung jenes epochemachenden Problems noch im Laufe dieses Jahres in die Wirklichkeit übertragen werden soll durch versuchsweises Befahren der Militärbahn-Strecke Berlin—Zossen mit zwei elektrischen Schnellbahn-Fahrzeugen.

Bei der Audienz, zu der Geheimrath Rathenau befohlen wurde, gab Anlaß zur Berührung der Verkehrsfrage die vor einiger Zeit erfolgte Ernennung des Geheimraths Krupp zum wirklichen Geheimrath und die des Generaldirektors Rathenau zum Geheimen Baurath. Der Kaiser hatte bemerkt, daß er die beiden Auszeichnungen im Hinblick auf die hohe Bedeutung und den stetigen Fortschritt der Technik verliehen habe. Unter diesem Gesichtspunkte wollte der Kaiser auch die Ernennung des Geheimraths Rathenau als eine Ehrung der technischen Wissenschaft und der Gesellschaft, der Herr Rathenau seine Dienste leihe, aufgefaßt wissen. Im weiteren Verlauf des Gesprächs äußerte sich der Kaiser zugunsten einer völligen Umgestaltung des gesammten Eisenbahnbetriebes. In den Dienst des Personen-Transportverkehrs müsse die elektrische Kraft treten, während dem Güter-Transport bis auf Weiteres wohl noch der Dampf als Betriebsmittel erhalten bleiben müsse. Vom Kaiser aufgefordert, seine Ansichten über die Gestaltung des Zukunftsverkehrs mitzutheilen, machte Geheimrath Rathenau folgende Ausführungen:

Die gegenwärtige Art des Personen-Verkehrs auf unseren Eisenbahnen entspricht nicht mehr den Anforderungen der Neuzeit. Die Länge der Fahrzeit und die zu geringe Zahl der täglichen Fahrgelegenheiten wird als hinderlich empfunden. Das Publikum beschränkt sich deshalb heute auf die unumgänglich nothwendigen Fälle der Reise. Für das Geschäftsleben, die Wissenschaft und den Privatverkehr würde es von unermeßlichem Vortheil sein, wenn durch Schaffung schnellerer und billigerer Verkehrsmittel, namentlich zwischen den größeren Städten, Verkehrserleichterungen eintreten könnten. Der Personen-Fern-Verkehr müßte vom Lokal- und Güterverkehr getrennt werden. Das Bedürfniß zur Herstellung elektrischer Schnellbahnen zur direkten Verbindung der größeren Städte, z. B. von Berlin mit Hamburg, München, Frankfurt a. M., Köln, ferner mit Paris, Brüssel, Wien, Rom und Petersburg macht sich immer mehr geltend.

Ein großer Triumph wäre es, wenn Deutschland in der Schaffung dieses neuen modernsten Verkehrsmittels die Führung übernehmen könnte. Daher haben sich im Interesse der Verwirklichung dieses Gedankens hervorragende Industrielle und Bankinstitute zur Gründung einer Studien-Gesellschaft vereinigt, in der die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft, die Firmen Siemens & Halske, Borsig, Delbrück, Leo & Co., die Deutsche Bank, Philipp Holtzmann in Frankfurt a. M., Friedrich Krupp, die National-Bank in Berlin, das Bankhaus Jac. S. H. Stern in Frankfurt a. M., van der Zuhten in Köln vertreten sind. Durch das Entgegenkommen des Kriegsministers und des Ministers der öffentlichen Arbeiten ist einer großen Zahl unserer hervorragendsten Fachleute die Mitwirkung an dieser Arbeit ermöglicht worden. Der Präsident des Reichseisenbahnamts, Exzellenz Dr. Schulz, hat den Vorsitz in der Studien-Gesellschaft übernommen. Ihrem Aufsichtsrath gehören bekannte Ingenieure, Finanzleute, Offiziere und Gelehrte an. Neben dem Aufsichtsrathe hat sich ein technischer Ausschuß gebildet, dessen Vorsitzende die Geheimräthe Professor Slaby und Generaldirektor Emil Rathenau sind, ferner ein Ausschuß für Betriebs- und Verkehrsangelegenheiten, ein bautechnischer, elektrotechnischer und maschinentechnischer Ausschuß. Das Resultat der Ausschußberathungen wird voraussichtlich noch im Laufe dieses Jahres in die Erscheinung treten in dem Betrieb einer elektrischen Schnellbahn, welche der Gesellschaft durch den Kriegsminister von Goßler zur Verfügung gestellt ist, nämlich der Militärbahn Berlin—Zossen. Man hofft, daß es gelingen wird, hier eine Geschwindigkeit von 200—250 Kilometer pro Stunde mit Fahrzeugen zu erreichen, von denen das eine die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft und das andere die Firma Siemens & Halske erbauen. Die Fahrzeuge, die das Aussehen eines Schlafwagens haben, bieten Raum für 50 Personen. Gelingt der Versuch auf der geplanten Strecke von 30 Kilometer, dann würde die Zeit nicht mehr fern sein, wo man von Berlin beispielsweise nach Hamburg in wenig mehr als einer Stunde und in Abständen von 10—15 Minuten gelangt, wo das Kursbuch gewissermaßen außer Kurs gesetzt wird, weil dann Berlin mit den Großstädten des Reichs — ohne jede Zwischen-Station! — in schnellster Aufeinanderfolge der Wagen gleichwie jetzt mit den äußeren Vororten durch den elektrischen Schnellbahnverkehr verbunden sein wird. Mit der Erhöhung der Fahrgeschwindigkeit, die jetzt durchschnittlich 60 Kilometer für die Schnellzüge beträgt, auf 250 Kilometer bei den stets nur aus einem großen Fahrzeug bestehenden elektrischen Schnellzügen, würde dann das Ideal der Zukunftsbahn erreicht sein.

Der Kaiser folgte mit gerechtem Staunen den Ausführungen des Geheimraths Rathenau über die Eisenbahnpläne der Studien-Gesellschaft, und versprach, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln dieses wahrhaft nationale Unternehmen zu fördern.

Tulpenwahnsinn.

Die Tulpe fängt jetzt wieder an — bei der Richtung der Kunst, steil aufragende Blumen darzustellen — sich einen Platz neben der Lilie zu erobern. Was für Unheil hat die Tulpe schon einmal angerichtet! In seinem Buche „Ueber Wahnideen im Völkerleben" berichtet der Nervenarzt Dr. M. Friedmann über die Tulpenmanie in Holland. Die Tulpe war um die Mitte des 16. Jahrhunderts nach Europa gekommen. Bald wurde sie die Modepflanze. In den niederländischen Städten steigerte sich die Nachfrage rasch. Kaufmännische Spekulation bemächtigte sich der Sache. Die Tulpen wurden aus Samen gezogen, deren Entwicklung Zeit bedurfte. Dadurch gelangte man zu Lieferungsverträgen auf Zeit. Daraus entwickelten sich Termin- und Differenzgeschäfte, wie sie an der heutigen Börse üblich sind. Alle Welt begann, als die Preise immer mehr stiegen, selbst Tulpen zu züchten. Bald betheiligte man sich anfach an den Terminspekulationen, nur in der Absicht, Gewinn aus den kommenden Preissteigerungen zu ziehen, ohne die Tulpen selbst verwerthen zu wollen. Ein Taumel ohne Maß und Ziel ging durch ganz Holland, vom Edelmann bis zum schlichten Bauer. Landgüter, Pferde, Hab' und Gut wurden veräußert, um flüssiges Geld zu erlangen. Die Werthe für die Tulpenzwiebeln stiegen enorm. Eine einzige Zwiebel der Varietät „Semper Augustus" wurde einmal zu 13,000 Gulden, ein anderer hat drei Zwiebeln zu 30,000 Gulden erhandelt. Im Jahre 1637 wurden für das Waisenhaus in Alkmeer 120 Tulpenzwiebeln für 90,000 Gulden verkauft. Aber schon in demselben Jahre kam die Wendung. Eine „Semper Augustus" kostete nur noch fünf Gulden. Ein schrecklicher Zusammenbruch zahlloser Existenzen erfolgte. Erst nach vielen Jahren erholte man sich wieder von der schrecklichen Krisis.

Moderne Türkinnen.

Der Sultan hat, wie aus Konstantinopel berichtet wird, den türkischen Frauen dadurch eine große Freude gemacht, daß er dem ersten Photographen Konstantinopels erlaubt hat, sie zu photographiren. Der Künstler ist vor kurzem zum Islam übergetreten, woraus vielleicht die ihm erwiesene Gunst zu erklären ist; sicherlich wird es für ihn so einträglich, wie für die türkischen Frauen angenehm sein. Das einzige, was die Freude beeinträchtigt, ist der Umstand, daß diese Bilder nicht zirkuliren dürfen, damit sie nicht etwa in unrechte Hände fallen. Natürlich finden die türkischen Damen schon einen Ausweg, um ihre Bilder doch in die Häuser ihrer Freundinnen zu schmuggeln, und so sind denn auch bereits einige Bilder der ersten Damen der Gesellschaft in ausgewählter Gesellschaftstoilette sichtbar geworden. Auch eine große Vorliebe für Amateurphotographie ist jetzt unter den vornehmen Türkinnen aufgekommen, und es gibt nur wenige Häuser, in denen die Kamera keinen Platz gefunden hat. Der türkischen Frau gelingen die Aufnahmen sehr gut. Sie hat große Geduld, und ihre Abgeschiedenheit vom Außenleben befähigt sie, alle ihre Gedanken und Thatkraft hierauf zu konzentriren. Sie ist aber auch eine gute Schneiderin, eine geschickte Näherin, eine Musikerin und oft auch eine Künstlerin. Mit schriftstellerischer Thätigkeit und Dichtkunst beschäftigen sich die türkischen Damen jetzt vielfach; ihre künstlerisch geformten Gedanken sind meist sentimental. Gegenwärtig ist die gebildetste ihres Geschlechts die Tochter der türkischen Gesandten in Paris, Munir Bey. Sie hat eine sehr sorgfältige Erziehung genossen und zeichnet sich in Musik, Zeichnen Malen und Bildhauerkunst aus.

Europäische Rundschau.

Provinz Brandenburg.

Berlin. Otto Hildebrandt, der in weiten Kreisen der Gastwirthe Berlin's bekannte Rendant der Ortskrankenkasse der Gastwirthe, ist gestorben. Die Beerdigung fand in Hohenschönhausen statt. — Ihren 100. Geburtstag feierte die verwittwete Frau Sanitätsrath Pauline Schmidt, geborene Thomann, Wartenburgstraße 27. Sie stammt aus dem Kreise Schönau in Schlesien und wohnt bereits seit 44 Jahren in Berlin. — Drei Jahre Gefängniß erhielt vor dem Schwurgericht der Schneider Wilhelm Bluhm, welcher den Gefreiten Dietz vom dritten Garde-Feldartillerie-Regiment mit dessen Säbel in einer Straßenschlägerei tödtete. — Von einem Radfahrer, dem Handlungsreisenden Nagel, wurde die 50 Jahre alte Frau des Tischlermeisters und Hausverwalters Gericke, Linienstraße 32, umgestoßen. Die Frau fiel so unglücklich, daß sie mit dem Hinterkopf auf eine Bordschwelle aufschlug und tödtliche Verletzungen erlitt. — Nach Unterschlagung von 18,000 Mark wollte der Geschäftsführer Gröper von der „Deutschen Wasserwerke-Aktien-Gesellschaft Berlin" flüchtig werden, doch wurde er noch zur rechten Zeit erwischt und in Untersuchungshaft genommen.

Neu-Ruppin. Uhrmacher Wäsch aus Kletzke bei Perleberg, der wegen Mordes und versuchten Raubes an dem Briefträger Felt vom hiesigen Schwurgericht zum Tode verurtheilt worden war, ist durch den Scharfrichter Schwietz aus Breslau enthauptet worden.

Oberschöneweide. Der Besitzer von „Tabbets Waldschlößchen", Brauereibesitzer Karl Selchow, ist unter Zurücklassung einer großen Schuldenlast verschwunden.

Rixdorf. In seiner Laube erschoß sich der Maurergeselle Emil Schäfer aus der Falkstraße 21. Schwermuth infolge eines unheilbaren Leidens hat den Unglücklichen in den Tod getrieben.

Schöneberg. Superintendent Max Vorberg, der Oberpfarrer von Schöneberg, ist im 64. Lebensjahre infolge Herzschlags gestorben.

Steglitz. Unter dem Verdachte der Brandstiftung zum zweiten Male verhaftet wurde die Frau des Zeitschriftenherausgebers und Verlegers Grafen von Schlieben.

Provinz Ostpreußen.

Hensels. Dienstknecht Rusch wurde beim Wegebnen durch ein stürzendes Pferd getödtet.

Mühlhausen. Zum Beigeordneten auf eine weitere Amtsdauer von 6 Jahren wählten die Stadtverordneten den Stadtkämmerer Pelz.

Pillkallen. Die Verhaftung des Amtsanwalts, Oberlieutenants a. D. Horst Frhr. von Hanstein erregt hier großes Aufsehen. Trotzdem der Mann wegen Betrug steckbrieflich verfolgt wurde, hat er die Amtsanwalt-Stellung erlangt.

Plaschken. Kaufmann Hugo Blaesner erklärte sich für insolvent.

Rastenburg. Durch einen Revolverschuß machte der 20jährige Handlungsgehilfe Schaumann seinem Leben ein Ende. — Im Gerichtsgefängniß erhängte sich die unverehelichte Johanna Langanke aus Schönfließ. Sie war vom Schöffengericht wegen eines Vergehens zu 10 Mark Geldstrafe bezw. 5 Tagen Haft verurtheilt worden.

Schaltischledimmen. Lehrer Thuleweit feierte sein 50jähriges Amtsjubiläum.

Provinz Westpreußen.

Dirschau. Der hiesige Männer-Gesangverein feierte unter großer Betheiligung sein 50jähriges Stiftungsfest, zu welchem Deputationen der Vereine aus Danzig und Marienburg erschienen waren.

Elbing. In der Nähe des Treidelbammes an der Schichau'schen Stahlgießerei wurde im Elbingfluß der bisher in der Hanfhechelei beschäftigte Arbeiter August Schulz aus der Kl. Rosenstraße todt aufgefunden. Aus einer tiefen Stichwunde des Hinterkopfes floß Blut; es scheint demnach ein Verbrechen vorzuliegen.

Friedheim. Der Kaiser hat bei dem siebenten Sohne des Tischlermeisters August Paul von hier eine Pathenstelle angenommen.

Gollub. Gutswirth Karl Wendler in Schloß Golau feierte das Jubiläum seines 50jährigen ununterbrochenen Dienstes bei der Gutsherrschaft.

Pr.-Stargard. An den Folgen eines Schlaganfalls starb Möbelfabrikant Gustav Boltenhagen.

Putzig. Als der Zimmermann und Vorarbeiter Clemens aus Neufahrwasser Abends die Hafenwächter controlliren wollte, stürzte er in der Dunkelheit von der Mole und ertrank.

Rehhof. Besitzer Leopold Janzen aus Montauerweide gerieth mit der rechten Hand in die Häckselmaschine.

Rosenberg. In gemeinschaftlicher Sitzung des Magistrats und der Stadtverordneten wurde Rentier Braun als Kreistagsabgeordneter wiedergewählt.

Provinz Pommern.

Stettin. Nach kurzem Krankenlager starb der schwedisch-norwegische Generalconsul Friedrich Ludwig Peter Ivers im 75. Lebensjahre. Der Dahingeschiedene war Besitzer des weitverzweigten und renommirten Rhedereigeschäftes F. Ivers.—In Concurs geriethen Kaufmann Emil Rau und Cigarrenhändler Karl Speckin.

Anklam. Bürgermeister Löwe ist als Bürgermeister hiesiger Stadt für eine fernere Amtsdauer von 12 Jahren bestätigt worden.

Bütow. Nachts brach im Vorderhause des Tischlermeisters Karl Thomas in der Packstraße Feuer aus, welches das Gebäude zerstörte.

Demmin. Mehrere Nebengebäude des Gärtners Otto Dabs in der Rosestraße gingen in Flammen auf. Die Feuerwehr konnte nur mit größter Anstrengung das Wohnhaus und die benachbarten Gebäude halten.

Gingst. Unter allgemeiner Theilnahme beging der ehemalige Bauerhofspächter und jetzige Rentier J. Pesing sein 50jähriges Ehejubiläum. Der Jubilar ist 78, die Jubilarin 67 Jahre alt.

Gollnow. Beim Rangiren fand auf dem hiesigen Bahnhof der Bodenmeister Heidemann den Tod.

Provinz Schleswig-Holstein.

Altona. Der verstorbene Bankier Pius Warburg, Seniorchef der weltbekannten Firma W. S. Warburg, vermachte 300,000 Mark zur Errichtung einer Stiftung für Freiwohnungen ohne Unterschied der Confession.— Todt in seiner Wohnung aufgefunden wurde der in weiteren Kreisen bekannte Quai-Inspector Jagsdorf.

Neumünster. Im Alter von 71 Jahren verstorben ist der städtische Spritzenmeister Schümann. Reichlich 30 Jahre hat der Verstorbene im Feuerlöschdienst gestanden.

Nordhastedt. Zum Gemeindevorsteher wurde Landmann C. J. Peters wiedergewählt.

Osterlinnet. Anläßlich ihrer diamantenen Hochzeit waren die Eheleute Altentheiler Simon Sorensen und Frau Gegenstand zahlreicher Aufmerksamkeiten.

Oxbüll. Den Hufner Krogh fand man als Leiche in einem Teich. Seinen Rock hatte er vorher zusammengerollt und den Hut darauf gelegt. Er hinterläßt seine Frau mit neun Kindern.

Sonderburg. Aus der Wahl eines Senators ging Pferdehändler H. J. Hansen hervor.

Roge. Das 5jährige Kind des Landmanns Höft fiel in einen Kessel mit kochend heißem Wasser und verbrühte sich dabei so stark, daß es bald darauf verstarb.

Rethwischdorf. Zum Brandmeister für den Brandwehrbezirk Rethwischdorf ist Rudolf Hack, zu dessen Stellvertreter August Behnk ernannt worden.

Provinz Schlesien.

Bunzlau. Zum Stadtrath an Stelle des verstorbenen Apothekers Teichmann ist Zeitungsverleger L. Fernbach gewählt worden.

Beuthen. Amtsvorsteher Kempe sollte bei einem Kaiserhoch den Hut nicht abgenommen haben. Der Hausbesitzer Schneider denuncirte ihn in einem beleidigenden Briefe. Die hiesige Strafkammer verurtheilte den Denuncianten zu 2 Monaten Gefängniß.

35,000 Mark.

Hohenfriedberg. Mit Einstimmigkeit wählten die Stadtverordneten den Kaufmann Schramm zum Rathmann.

Kammendorf. Vollständig niedergebrannt ist die der Wittwe Parks gehörige Besitzung.

Pleß. Die verstorbene Schneidermeisterswittwe Auguste Janus hat ihr gesammtes Vermögen im Betrage von etwa 60,000 M. der Stadtgemeinde Pleß testamentarisch mit der Bestimmung vermacht, daß die Zinsen des Capitals alljährlich an evangelische und katholische Arme vertheilt werden.

Provinz Posen.

Posen. Der Führer der Polenfraktion in Reichstag und Landtag, Amtsgerichtsrath Stanislaw Motty, ist im Alter von 74 Jahren gestorben.

Schubin. Der 96jährige Lehrer Braunhart feierte mit seiner 93jährigen Ehefrau hier das höchst seltene Fest ihrer eisernen Hochzeit.

Schwerin. In Concurs gerieth der Cigarrenfabrikant Emil Neumann. — Von der Strafkammer erhielt der Eigenthümersohn Paul Lange aus Kiebler-Wiesen drei Monate Gefängniß, weil er durch Fahrlässigkeit den Kuhjungen Hermann Müller aus Schwenten dadurch getödtet hatte, daß er auf ihn mit der Flinte einen Schuß abgab.

Pleschen. Den Tod auf den Eisenbahnschienen suchte und fand die 32 Jahre alte Marianne Sawischleck von hier, indem sie sich unter der Ueberführung am Humboldthain in Berlin vor einen Zug der Nordbahn warf. Das linke Bein wurde ihr abgefahren, und sie starb später an Verblutung.

Provinz Sachsen.

Magdeburg. Von einem elektrischen Straßenbahnwagen überfahren und getödtet wurde der 9jährige Emil Meyer.

Bitterfeld. Selbstmord verübte der 15jährige Realschüler Bruno Quast, indem er sich von einem Eisenbahnzuge überfahren ließ.

Erfurt. In dem Hause Thomasstraße 25 stürzte der 4 Jahre alte Knabe Leonhard Borsdorf eine kurze Treppe hinab und erlitt einen Schädelbruch, welcher nach 5 Tagen den Tod des Kindes herbeiführte. — Erheblichen Schaden verursachte ein Feuer, das im Laden des Kaufmanns Boblen wüthete.

Glinde. In voller körperlicher und geistiger Rüstigkeit beging der Altsitzer und Fischermeister Haase seinen 98. Geburtstag.

Gispersleben-Kiliani. Auf der Chaussee wurde der hiesige Einwohner Wagner von einem Unbekannten angefallen und durch Messerstiche am Kopfe erheblich verletzt.

Langensalza. Der Besitzer des niedergebrannten Hotels „Kaiserhof", Spangenberg, kam wegen Verdachts der Brandstiftung zur Haft.

Provinz Hannover.

Hannover. An Brandwunden gestorben ist die 4½ Jahre alte Tochter der Spediteur Voges'schen Eheleute. — Ertrunken ist der Schulknabe Warnecke im Landkreise Linden. Warnecke ist in der Limmerstraße kurz vor der Schwanenburg vom Wege ab- und in die Leine gerathen.

Alterhagen. Der Stallschweizer Rauch aus Oesterreich, zur Zeit beim Oekonom Fr. Feuerhake hier, wurde verhaftet und in das Amtsgerichtsgefängniß in Springe eingeliefert, weil er seinen Mitschweizer R. durch Messerstiche tödtlich verletzt hat.

Aurich. Das Fest der goldenen Hochzeit begingen der Departements-Thierarzt Boß und Frau unter lebhafter Theilnahme der Bürgerschaft.

Dannenberg. In Breselenz brannten die Gebäude der Landwirthe Schulz und Heuer nieder.

Göttingen. Der frühere Verwalter Gust. Borchers wurde hier unter dem Verdachte, in Göttingen und auswärts eine größere Anzahl von Laden- und Einbruchsdiebstählen verübt zu haben, verhaftet. Er soll sich drei Jahre lang unter dem Namen Behrens hier heimlich aufgehalten haben.

Hann. Münden. Hier starb die älteste Einwohnerin unserer Stadt, die Wittwe Maria Magdalene Wedekind. Sie hat ein Alter von 95 Jahren erreicht.

Hemmoor. Im zweiten Betriebe der hiesigen Cementfabrik brach Feuer aus, durch welches die Mühle und die Presse eingeäschert wurden, auch brannten die Dachgeschosse des Maschinenhauses und der Schlemme ab.

Verden. Der Maurer Wolff, welcher wegen eines Sittlichkeitsverbrechens festgenommen, aber am Tage darauf wieder entlassen worden war, hat in seiner Wohnung seinem Leben durch Erhängen ein Ende gemacht.

Provinz Westfalen.

Iserlohn. Seinen Concurs angemeldet hat Kaufmann Albert Hoffmann. — Sofort getödtet wurde auf seiner Arbeitsstelle der Drechsler Werneck; derselbe war der Kreissäge zu nahe gekommen, die ihm den Hals fast durchschnitt.

Paderborn. Aus dem Leben schied Kreisschulinspektor Schulrath Dr. Joh. Winter. Obwohl er bereits lange Zeit gekränkelt hatte, war er noch bis in die letzten Tage unermüdlich amtlich thätig, bis ein Schlaganfall seinem Leben ein unerwartetes Ziel setzte. Seit mehr als 25 Jahren führte er hier das Amt des Kreisschulinspektors. Winter stand im 62. Lebensjahre.

Rheine. Aus einem Wassertümpel zog man die Leiche des Eigenthümers Lütkemeyer.

Scharfenberg. Nachts versuchten zwei Burschen durch das Fenster in das Haus des Landwirths F. Funke einzusteigen. Von Funke zur Rede gestellt, was sie noch zu so später Stunde dort machten, zertrümmerten sie zwei Fensterscheiben. Als nun Funke aus dem Hause trat, wurde er mit einem sog. Brunnenhaken niedergeschlagen und schwer verletzt. Die Thäter sind verhaftet. Funke ist Wittwer und 58 Jahre alt.

Steinheim. Bis auf den Grund brannte das Wohnhaus des Invaliden Löwe nieder.

Rheinprovinz.

Cöln. Rechtsanwalt Dr. Dietrich hat sich erhängt.

Aachen. Landrath a. D. Janssen, stellvertretender Vorsitzender des deutschen Vereins vom heiligen Lande, ist gestorben.

Duisburg. Die hiesige Strafkammer verurtheilte den früheren Procuristen der Firma Curcius, Arthur Lamberg, der vor einiger Zeit wegen Unterschlagung von 84,000 M. verhaftet worden war, zu zwei Jahren Gefängniß unter Anrechnung von drei Monaten Untersuchungshaft.

Essen. Geheimrath Krupp überwies seiner Arbeiterstiftung 500,000 Mark und bestimmte, daß dieses Kapital zu gleichen Zwecken verwendet werde, wie das an die Arbeiterstiftung übergangene Kapital der früheren Invaliden-Stiftung.

Eupen. Die beiden Mörder des Försters Michel, Paulßen und Francois, sind von Holland nach Verviers ausgeliefert worden. Paulßen gestand, den Michel erschossen zu haben, aber nicht absichtlich, Francois sei unschuldig.

Hermeskeil. In dem benachbarten Mühlfeld wurde die Tochter des Wirthes Holz von einem Strolch durch Messerstiche lebensgefährlich verletzt, während sie allein zu Hause und die Dorfbewohner in der Kirche waren. Als der Thäter die Wohnung nach Geld durchsuchte, wurde er von dem hinzukommenden Bruder des Mädchens mit Hülfe einiger Leute gefesselt und in's Gefängniß abgeliefert.

Siegburg. Geh. Sanitätsrath Dr. Brühl feierte in aller Stille sein 65jähriges Doctorjubiläum.

Provinz Hessen-Nassau.

Frankfurt. Beim Fensterputzen stürzte das 22 Jahre alte Dienstmädchen Frieda Amrhein aus Hanau aus dem dritten Stock des Hinterhauses Scharnhorststraße 23 in den Hof und war sofort todt.

Herschbach. Im Steinbruch bei Herschbach ist der Zimmermann Hörle von einem herabfallenden Stein erschlagen worden.

Kirchhain. Bäcker F. Wolf stieg am Abend in seine Scheune, um etwas Stroh herabzuwerfen. Beim Herabsteigen glitt er aus, stürzte zunächst auf einen Balken und fiel dann weiter bis in die Tenne; er erlag seinen Verletzungen.

Oberimbach. Der Maurer Böllinger aus Großenlüder stürzte auf der hiesigen Station aus einem Zuge und wurde unter den Rädern zermalmt.

Rothenditmold. Da Scharlach, Diphtheritis und auch Typhus in unserem Orte epidemisch auftreten, sind behördlicherseits die Schulen auf die Dauer von vier Wochen geschlossen worden.

Mitteldeutsche Staaten.

Ammensen. Hier wurde Gemeindevorsteher Albert Momeyer mit 49 von 51 Stimmen wiedergewählt.

Bodenburg. Goldene Hochzeit feierte der Ackerbürger und Stuhlmacher Ernst Stoffregen mit seiner Ehefrau Wilhelmine, geb. Knust, im Kreise von 6 Kindern und 19 Enkeln in körperlicher und geistiger Frische.

Braunschweig. Im städtischen Fahrpark an der Taubenstraße kam der Fahrer Lüthge beim Ausspannen zu Fall und brach den rechten Unterschenkel. — Auf Ersuchen der Staatsanwaltschaft zu Leipzig ist hier die Wittwe Pauline Röhle, geb. Kaubitzsch, aus Leipzig festgenommen worden, die in dem dringenden Verdacht des Meineides steht.

Erkerode. Bei der Gemeindevorsteher-Wahl erfuhr der bisherige Vorsteher, Großkotsaß Wilhelm Günther, eine Wiederwahl.

Nordsteimke. Für 40jährige Dienstzeit ist dem Gärtner Mirke das Verdienstkreuz verliehen worden. Derselbe ist auf dem Rittergute des Grafen von der Schulenburg thätig.

Offleben. Dieser Tage feierten auf hiesiger Actien-Zuckerfabrik die Fabrikarbeiter G. Kuntze, L. Heine und A. Siebert ihr 25jähriges Arbeiter-Jubiläum.

Weimar. Vom Urlaub nicht zurückgekehrt ist ein aus Apolda stammender Rekrut des hiesigen Bataillons, Namens Böckel. Derselbe hat Urlaub nach Apolda erhalten, ist nach Ablauf desselben nach Weimar gefahren und hat in einem hiesigen Restaurant in der Nähe des Bahnhofes seinen Mantel und seinen Helm zurückgelassen.

Sachsen.

Dresden. Aus dem Leben schied der 1829 in Freiberg geborene Rechtsanwalt Justizrath H. F. Gerlach. — Im hiesigen Stadtkrankenhause starb die von ihrem Geliebten Eichner im Lößnitzgrunde bei der Meierei durch einen Schuß in den Kopf schwer verletzte 16 Jahre alte Arbeiterin Hilbert.

Freiberg. Stadtrath Dr. Wegelin in Riesa ist hier zum ersten juristischen Stadtrath und Stellvertreter des Bürgermeisters gewählt worden.

Georgenthal. Vom Treibriemen erfaßt wurde der in der Herold'schen Schneidemühle beschäftigte Arbeiter Zimmer aus Obersachsenberg. Er wurde in das Getriebe gezogen und schwer verletzt.

Glossen. Bei der Gemeindevorstandswahl ist der bisherige Gemeindevorstand Gutsbesitzer Däberitz mit 10 von 11 abgegebenen Stimmen auf 6 Jahre zum Gemeindevorstand wiedergewählt worden.

Grünberg-Diensdorf. Wohnung und Scheune vom Gute von Kotsch sind ein Raub der Flammen geworden.

Leipzig. Drechsler Ehrlich, aus Dresden stammend, wurde in der Blüthner'schen Pianofortefabrik von einem herabstürzenden Fahrstuhl zerschmettert, so daß der Tod sofort eintrat. — In Konkurs geriethen: R. Weintraub, Nikolaistr. 36; Otto Weiße, vorm. Louis Pfau und Karl Rob. Michalk, Cigarrenhändler, Blücherstr. 47.

L.-Lindenau. Infolge einer Explosion ist die Gummiwaarenfabrik von Zieger und Wiegand eingeäschert worden. Der Schaden ist sehr bedeutend.

Leisnig. Fleischermeister Karl Friedrich Otto beging sein 50jähriges Bürgerjubiläum.

Oberan. Bei bestem Wohlsein beging der Weber Friedrich August Wilhelm sein 50jähriges Bürger-Jubiläum.

Schlegel. Erhängt hat sich der an Schwermuth leidende Gartenbesitzer Hermann Geißler.

Tolkewitz. In seinem Schlafzimmer fand man den Schreiber Friedrich August Walter an einem Wandnagel erhängt auf.

Hessen-Darmstadt.

Darmstadt. Im Alter von 56 Jahren ist der Kammersänger Ludwig Bär gestorben. — In der Wohnung des Buchbinders W. Heckmann entstand durch Entzündung von Feuerwerkskörpern eine Explosion, bei der die Frau und ein Kind des Heckmann getödtet wurden. Er selbst und seine Schwester erlitten gefährliche Brandwunden.

Alzey. Dr. Weyprecht, Sohn des praktischen Arztes in Michelstadt, wurde unter 43 Bewerbern zum Direktor des Krankenhauses gewählt. Weyprecht ist gegenwärtig Assistenzarzt an der Berliner Klinik.

Bad Nauheim. Das Hotel Kaiserhof wurde für den Preis von 1,240,000 Mark mit Inventar (außer Wein) an den früheren Mitinhaber des Hotel Fürstenhof in Frankfurt, Herrn Hesse, verkauft.

Beerfelden. In der Schubart'schen Holzschneiderei dahier gerieth der dort beschäftigte Zimmermann Walter in die Transmission, wodurch ihm ein Bein zwischen Knöchel und Knie gebrochen und fast ganz abgerissen wurde.

Rimhorn. Der 25jährige Georg Köbler von hier, der als Maurer in Fechenheim arbeitete, stürzte aus beträchtlicher Höhe von einem Neubau herunter, was seinen sofortigen Tod zur Folge hatte.

Bayern.

München. Die Volkszählung ergiebt für Bayern eine Einwohnerzahl von rund 6,150,000 Seelen; gegenüber der Zählung 1895 mit 5,818,544 Seelen ist dies eine Zunahme von rund 331,000 Seelen oder von 5,7 v. H. — Hier wurde der wegen Diebstahls verfolgte ledige stellenlose Kaufmann Wilhelm Hieber aus Augsburg festgenommen. Er hat vor vierzehn Tagen am Bahnhof-Postamt in Nürnberg dem Lehrling eines Bankgeschäftes einen Geldbrief mit 2300 Mark abgenommen. — Stationsgehilfe Gumler glitt beim Rangiren von einem Trittbrett aus und brachte den rechten Fuß unter die Wagen. Der Fuß wurde oberhalb der Zehen abgefahren.

Anzing. Hier wurde der k. Forstamtsassistent Max Steger beim Verlassen des Forstamtsbureaus von einem Gehirnschlage betroffen, dem er ohne zum Bewußtsein zurückzukommen, erlegen ist.

Augsburg. Die Gastwirthseheleute Kleemann wurden auf dem Wege nach ihrer Wohnung von einem vielfach vorbestraften Individuum überfallen und durch Messerstiche bedeutend verletzt; die Verwundungen des Ehemannes sind sehr schwere; der Thäter ist verhaftet. — Der Direktor der hiesigen Baugewerksschule, Architekt Rudolf Kempf, wurde wegen grober Beleidigung eines Magistratsmitgliedes durch Magistratsbeschluß aus dem Amte entlassen.

Bamberg. Gestorben ist im Alter von 67½ Jahren Herr Andreas Wicklein, Senior der hiesigen Lehrer.

Nürnberg. In Bamberg ist Dombechant Kreppel, früher Stadtpfarrer dahier, im Alter von 70 Jahren plötzlich gestorben.

Prien. Das obere Stockwerk des Czermak'schen Schlosses ist abgebrannt.

Regensburg. Der Inhaber der ältesten (Demmler'schen) Buchdruckerei Regensburgs — nachmals Wasner — Heinrich Schiele, ist gestorben.

Riem. In dem Empl'schen Oekonomiewesen zum Moorbauern brach Großfeuer aus, welchem der neugebaute Stadel zum Opfer fiel. Der Schaden wird auf 30,000 M. geschätzt. Das Feuer konnte auf seinen Herd beschränkt werden.

Rothenburg. Die Gemeinde Kloster Sulz feierte das 25jährige Amtsjubiläum ihres Bürgermeisters Michael Scheuermann.

Sommerach. Ein glücklicher Standesbeamter ist der Bürgermeister des Winzerdorfes Köhler bei Sommerach. Während des ganzen Jahres 1900 kam nämlich kein einziger Verehelichungs-, Geburts- oder Sterbefall vor und die Blätter des Standesamtsregisters blieben unbeschrieben.

Wasserburg. Der 14jährige Hausiererssohn Wolfgang Hummel ging trotz Abrathens seiner Geschwister auf die nur ganz schwach gefrorene Eisdecke des Penzingersees. Ungefähr 15 Meter vom Ufer entfernt brach Hummel ein und ertrank.

Württemberg.

Stuttgart. Für ganz Württemberg hat die jüngste Volkszählung 2,165,765 Einwohner ergeben, das ist eine Bevölkerungszunahme von 84,614 Personen. — Im Alter von 83 Jahren starb Ferd. v. Frey, Oberfinanzrath a. D.

Allmendingen. An Stelle des verstorbenen Schultheißen Pfinder wählte man dessen Sohn, Kaufmann Philipp Pfinder, zum Ortsvorsteher.

Backnang. Stadtschultheiß Gock wird sein Amt, in der er lange Jahre auf's verdienstvollste wirkte, niederlegen.

Benningen. Nach einem Wortwechsel wurde der 28 Jahre alte Zigeuner Georg Gutenberger von Markgröningen in der hiesigen Wirthschaft „zur Krone" mit einem Revolver erschossen. Der Thäter ist flüchtig.

Besigheim. Beim Fällen von Pappeln wurde dem 56 Jahre alten, verheiratheten Holzhauer Julius Niezinger aus Freudenthal von einer stürzenden Pappel ein Oberschenkel zerschmettert. Der Unglückliche starb im hiesigen Krankenhaus.

Eßlingen. Dieser Tage stürzte der verheirathete 38 Jahre alte Stadttaglöhner Albert Haug aus einem Kahn in den Neckar und ertrank.

Fellbach. Beim siebenten Sohne des Weingärtners Ulrich Laipple übernahm der König eine Pathenstelle und ließ dem kleinen Erdenbürger ein Geschenk zukommen.

Feuerach. Aus der Schultheißenwahl ging Rathsschreiber Geiger hervor.

Hardt. Bis auf den Grund brannte das Anwesen des Uhrenkastenschreiners Johann G. Ring nieder.

Heilbronn. Vier Jahre Zuchthaus erhielt der 57jährige, ledige Dienstknecht Karl Blümer aus Knittlingen wegen Brandstiftung.

Ulm. Vor einiger Zeit war der Schuhmacher und Laternenwärter Barth von hier, der in dem von ausgeströmten Gas angefüllten Wachlokale von einem Kameraden in betäubtem Zustande aufgefunden und in's Freie verbracht worden, plötzlich verschwunden. In Offingen ist nunmehr der Leichnam Barth's aus der Donau gezogen worden. Es ist wohl möglich, daß der Unglückliche in seinem Betäubungszustande in's Wasser gerieth. Barth hinterläßt eine kränkliche Frau und vier kleine Kinder.

Winnenden. In dem Fabrikgebäude der Frau Guge, in welchem sich außer der Gerberei-Einrichtung auch die Anlage des hiesigen Elektrizitätswerkes befand, brach Feuer aus, welches trotz angestrengtester Thätigkeit der rasch herbeigeeilten Feuerwehr das Gebäude vollständig zerstörte; auch der Dachstuhl des anstoßenden Wohngebäudes ist abgebrannt.

Baden.

Karlsruhe. Spengler Richard Siegler stürzte, als er die Stiege zu seiner im 4. Stock gelegenen Wohnung passiren wollte, etwa 10—12 Stufen herunter und war sofort todt. — Flüchtig ist der Verladeobmann der badischen Staatseisenbahnen, Johann Greiner, nach Diebstahl eines Waggons Kupfer im Werthe von 14,000 Mark. Das hiesige Amtsgericht hat einen Haftbefehl erlassen. Greiner, der im 57. Lebensjahre steht, diente früher unter Bazaine in Mexiko und arbeitete später in der Gewehrfabrik in St. Etienne.

Altbreisach. Erhängt hat sich an dem Treppengeländer der hiesigen Kaserne bei der 2. Compagnie des Badischen Fuß-Artillerie-Regiments No. 14 stehende Rekrut Kanonier Schmieder von Winterfulgen.

Emmendingen. Von der Strafkammer in Freiburg wurde Rechtsanwalt Weiter von hier, welcher wegen Unterschlagung von ca. 6000 M. angeklagt war, zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt.

Freiburg. Auf einige Zeit unschädlich machte die Strafkammer ein raffinirtes Einbrechertrio, das besonders in den Großstädten seinem „Geschäfte" nachging. Kellner F. Schneider aus St. Martin erhielt 5, Schneider R. Troschke aus Stettin 5¼ und Metzger A. Ernst aus Kassel 2 Jahre Zuchthaus. — Ihren Tod fand die Ehefrau des Holzarbeiters Förster, die auf Station Wiehre unter einen Eisenbahnzug gerieth.

Furtwangen. Wegen Unterschlagung erfolgte die Verhaftung des Metzgerlehrlings E. Rosenfelder.

Gallmansweil. Feuer zerstörte das Anwesen des Gemeinderaths Joos.

Leustetten. Bürgermeister Müller hat das Amt wegen Ueberhäufung mit Privatgeschäften niedergelegt.

Trossingen. Bauern fanden den 30jährigen Dienstknecht Jakob Link als Leiche in einem Schweinestall auf.

Tübingen. Eine der ältesten Buchhandlungen Deutschlands dürfte wohl die Osiander'sche Buchhandlung (Inhaber Karl Köhler) hier sein, die in diesen Tagen ihr 300jähriges Jubiläum feierte.

Ueberlingen. Aus der Gemeinderathswahl gingen hervor: A. Apin, F. Blersch, Jos. Illmensee, H. Manz, G. Munding, A. Stephan und Jos. Bachstein.

Untermettingen. Einem Brande zum Raube fiel das gesammte Anwesen des Müllers Benedikt Brogle.

Unterschüpf. Auf Anordnung der Staatsanwaltschaft Mosbach wurde der hiesige Unterlehrer K. Vetter in Untersuchungshaft nach Boxberg abgeführt.

Wahlwies. Schwer darnieder liegt der 13jährige Hermann Keller, der bei Schmied S. Schwarz hier bedienstet ist, der Knabe stürzte von der Obertenne der Scheuer herunter.

Rheinpfalz.

Landau. Wegen Diebstahls erhielt der 34 Jahre alte Schneider Richard Lang aus Ludwigshafen 8 Monate Gefängniß.

Landstuhl. Feuer zerstörte das Anwesen der Firma Reichhard dahier.

Ludwigshafen. Der 47 Jahre alte Maurer Adam Höh gerieth am Luitpoldshafen zwischen zwei Kohlenwagen, wodurch ihm der Kopf vollständig zermalmt wurde und der Tod sofort eintrat.

Neustadt. Auf dem Güterbahnhofe wurde beim Rangiren der Arbeiter Georg Jäger überfahren. In's städtische Krankenhaus verbracht, mußte man ihm das linke Bein oberhalb des Knies und den rechten Fuß abnehmen.

St. Ingbert. Dem Einfahrer Heinrich Günther beim hiesigen Bergamt wurde in Rücksicht auf seine seit 50 Jahren mit Treue und Eifer geleisteten Dienste die Ehrenmünze des Ludwigsordens verliehen.

Schaidt. Die Erdöl-Bohrstelle im Bienwald zwischen Schaidt und Lauterburg stößt seit einigen Tagen Erdöl aus.

Waldfischbach. Beim Spielen mit einem Revolver erhielt der Schuhmacher Ludwig Hensel einen Schuß in den Unterleib.

Elsaß-Lothringen.

Straßburg. Schuldirector a. D. F. A. Fischer, langjähriger Director der höheren Mädchenschule, ist im Alter von 79 Jahren gestorben.

Bergbieten. Nach voraufgegangenem Wortwechsel überfiel der Arbeiter Fuhry den Ackerer Michel Schmitt und verletzte ihn schwer durch einen Messerstich.

Diedenhofen. In Concurs gerieth der Kaufmann Michel Scharf.

Rappoltsweiler. Oberlehrer Ferdinand Ortjohann ist, 46 Jahre alt, verstorben.

Schlettstadt. Kaufmann Karl Kirchner meldete den Concurs an.

Mecklenburg.

Doberan. Wegen Sittlichkeitsvergehens wurde der 52 Jahre alte Hofgänger Heinrichs aus Konow dem hiesigen Amtsgericht eingeliefert.

Gadebusch. Abends brannte es in den Hintergebäuden des Ackerbürgers Urban in der Mühlenthor-Vorstadt; es gelang sämmtliche angrenzenden Gebäude zu schützen und das Feuer auf seinen Herd zu beschränken.

Plau. Rentner Hancke sen., früher Buchdruckereibesitzer und Begründer der „Plauer Zeitung", beging sein 50jähriges Bürgerjubiläum. Das gleiche Jubiläum und außerdem das 50jährige Meisterjubiläum beging der Barbier Grünberg.

Wismar. Nicht unerheblichen Schaden verursachte ein Brand, der im Hause des Landwirths Muß wüthete.

Oldenburg.

Oldenburg. Die Einwohnerzahl des Großherzogthums stellt sich nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung auf 398,499, gegen 373,739 im Jahre 1895; mithin Zunahme 24,760.

Dinklage. Nachts entstand Feuer im Hause des Bäckers und Wirthes Elmendorff; das Gebäude brannte sammt Mobiliar ab.

Eutin. Zum Provinzialrathsmitglied hat die Fleckensvertretung in Ahrensböl den Ziegeleibesitzer Lübkert einstimmig gewählt.

Freie Städte.

Hamburg. Wilhelm Rée, Gründer des Bankgeschäfts Wilhelm Rée jun., ist, 58 Jahre alt, in Folge eines Herzschlages plötzlich verschieden. — Im Velodrom Rotherbaum wurde das Dienstmädchen Harrer von einer im vollen Schwunge befindlichen Luftschaukel getroffen. Der Unvorsichtigen, die sich zu nahe an die Schaukel herangewagt, ist der Kopf thatsächlich zerschmettert worden.

Bremen. Ein von der Dresdener Staatsanwaltschaft steckbrieflich verfolgter Hochstapler, der als Kunstkritiker Dr. v. Romen auftrat, fiel der Bremer Polizei in die Hände, nachdem er auch hier verschiedene Schwindeleien verübt hatte.

Lübeck. Der neugewählte Bürgermeister Dr. Brehmer wurde in sein Amt eingeführt.

Schweiz.

Aesch. Nachts wurde H. Hofer, Waldbannwart des H. Vischer auf Pfeffingerschloß, durch die zwei großen Hunde der Wanduhrenfabrik Angenstein auf der öffentlichen Landstraße Aesch-Delsberg angegriffen und in gräßlicher Weise zugerichtet, so daß Fleischstücke von seinem Körper herabhingen. Der Unglückliche schwebt in Lebensgefahr.

Ebikon. Dahier ist ein den Gebr. Stadelmann in der Weichlen gehörendes Oekonomiegebäude sammt einigen darin befindlichen Vorräthen bis auf die Mauern abgebrannt.

Gondiswil. Alt-Lehrer Johann Ryffeler, eine in der ganzen Gegend bekannte Persönlichkeit, ist gestorben. Vor drei Jahren trat er nach 50jährigem Schuldienste in den Ruhestand.

Hägendorf. Urs Jos. Wyß, geboren den 20. März 1809, ist gestorben; er war der älteste Bürger von Hägendorf und des ganzen unteren Gäu.

Kienersrütti. Bemerkenswerth ist der Bevölkerungsrückgang in der Gemeinde Kienersrütti im Amt Seftigen. Während diese Gemeinde 1870 noch 119 Seelen zählte, 1880 noch 91, 1888 noch 62, hat sie jetzt nur noch 48 Bewohner. Kienersrütti ist daher wohl die kleinste Gemeinde des Kantons Bern.

Oberurnen. Landjäger Zindel dahier verhaftete den Dietland Steinmann, Kistenmacher von Niederurnen. Derselbe entwendete einer Wittwe Grüninger in Niederurnen 700 Franken.

Schaffhausen. Gestorben ist hier nach längerer Krankheit Hr. Robert Joos, Staatskassier, in seinem 61. Lebensjahre. Seit 1854, also während 47 Jahren, war er Beamter der kantonalen Finanzverwaltung.

Spiez. Der Wirth Bischof ist im Alter von 77 Jahren gestorben. Er war als Offizier im Sonderbundsfeldzug thätig und in letzter Zeit Aidemajor eines Oberländerbataillons.

St. Gallen. Bei der Saxerlucke, der Einsattelung, durch welche man von Fählensee im Säntisgebiet nach Rütti im Rheinthal gelangt, ist Fabrikant Eggenberger von Grabs über einen Felsen gestürzt und zu Tode gefallen. Er hinterläßt eine Frau und 6 unerwachsene Kinder. — Beim Holzhauen im Kappeler Steinthale (Toggenburg) ist der Holzhändler Wälle von einem herabstürzenden Blocke derart getroffen worden, daß er den erlittenen Verletzungen erlegen ist.

Täuffelen. Der 80jährige Posthalter Laubscher fiel von der Heubühne in die Tenne und erlitt einen complizirten Beinbruch.

Zug. Während der Gemeindeversammlung starb an einem Schlaganfall Alt-Regierungsrath Moritz Baumgartner, Vicepräsident des Kantonsrathes, früher einer der einflußreichsten Führer der conservativen Partei.

Winikon. Hier ging eines der größten Bauernhäuser des Suhrenthales in Flammen auf. Dasselbe gehörte den Gebr. Kaufmann im Unterdorf. Der große Viehbestand konnte glücklicherweise noch gerettet werden, während ein großer Theil der Fahrhabe und ein bedeutendes Quantum Futtervorräthe und Nahrungsmittel in den Flammen blieben.

Oesterreich-Ungarn.

Wien. Einem Herzleiden ist der Architekt und Commercialrath Karl Schlimp erlegen. — Einer der bekanntesten Priester von Wien, der Pfarrer an der Altlerchenfelder Kirche, Dechant Lukaseder, feierte sein goldenes Priesterjubiläum. — Hier wurde der Eisenhandlungsgehilfe Joseph Rizal aus Kaschau unter dem Verdachte, einer Budapester Firma 7000 Kronen unterschlagen zu haben, verhaftet.

Bregenz. Hier starb, 78 Jahre alt, die Wittwe Jacob; dieselbe führte 56 Jahre lang die Wirthschaft auf dem Gebhardsberg.

Baden. Im Alter von 68 Jahren starb hier der bekannte Hoffiaker Leopold Rosensteiner.

Budapest. Der gewesene Handelsminister und Obercommissar der ungarischen Abtheilung auf der Pariser Weltausstellung, Bela Lukacs, hat sich in selbstmörderischer Absicht in die Donau gestürzt und ist ertrunken. Lukacs litt seit zwei Monaten an einer Nervenkrankheit.

Dobrzan. Am Typhus erkrankten Bahnwächter Johann Stuiber, seine Frau und fünf Kinder. Der sechzehnjährige Sohn ist bereits der Krankheit zum Opfer gefallen. — In einem Aborte des Kaiserin Elisabeth-Krankenhauses erhängte sich Gustav Riedel, ein Bruder des verstorbenen Leinenfabrikanten Cleofas Riedel. Auch der letztere hatte Selbstmord verübt.

Göding. Mittelst seines Dienstrevolvers entleibte sich der Corporal Stephan Hobler des 15. Dragoner-Regiments im Rothhäuslerwalde. Das Motiv der That war Furcht vor Strafe wegen Mißhandlung eines Rekruten.

Leipa. Ueber das Vermögen des Kaufmanns Alfred Schneider ist der Concurs eröffnet worden.

Leitmeritz. Im Alter von 85 Jahren starb der kais. Rath Dr. Josef Quoika. In ihm verliert unsere Stadt den ältesten Arzt und eine der bekanntesten Persönlichkeiten.

Schönborn. Wenzel Förster, früher langjähriges Mitglied des Gemeindeausschusses, Ehrenmitglied der Feuerwehr und des Gesangvereins, starb im 71. Lebensjahre.

Tachau. In der Scheuer des Johann Rauch entstand Feuer, welches die Wohngebäude Rauchs, sowie die angrenzende Scheuer des G. Neubauer einäscherte.

Wöllersdorf. Der 57jährige Arbeiter H. Baumruck hat auf seine Gattin Theresia einen Revolverschuß abgefeuert und sie so schwer verletzt, daß sie starb.

Utzenstorf. Im hohen Alter von bald 80 Jahren ist der Sonderbundsveteran Felix Rehrli, Alt-Maurermeister, zu den Vätern gegangen.

Pariser Wintermoden.

Wie es sich in den Herbstmoden schon angekündigt, herrscht in Paris allgemein die Vorliebe für Pelzwerk vor, und zwar für möglichst reiches und kostbares Pelzwerk. Zobel und Hermelin sind an der Tagesordnung, letzterer allerdings, wo es sich nicht um besonderen Prunk handelt, vorwiegend als Futter und Besatz, ebenso Chinchilla, daneben aber auch Otter, Persianer, Astrachan, Breitschwanz, Bär, Grau- und Silberfuchs sowie Sealskin. Besonders bevorzugt sind die feinen persischen Lammfellchen mit ihrer seidenartigen Appretur, die sich, wo sie am Stück verwendet werden, wie glänzender Seidenmoire ausnehmen. Die Umhänge beherrscht der Pelz in jeglicher Form; Lang-, Halb- und Dreiviertelsmantel werden ganz aus ihm hergestellt oder mit ihm gefüttert und ausgeschlagen, ebenso Cape, Jackett und anliegender Paletot. Der Muff hat eine erweiterte, an die altfränkische Art erinnernde Gestalt angenommen. Die Boa wird kurz als Naturfell mit ausgearbeitetem Kopf, aber auch wieder lang als Stola-Boa getragen. Die letztere Form wird eigentlich als die fashionablere betrachtet. Der Pelz hat sich sogar die Gesellschaftstoilette erobert. Diese ist allerdings kaum je so prächtig und kostbar gewesen wie im gegenwärtigen Augenblick. Von leichteren Stoffen behaupten sich die Spitzengewebe für ganze Kleider und einzelne Kleidertheile und die bemalten Chiffons, ebenso die Netzchiffons mit feiner Spitzenapplikation. Die Unterkleider zu diesen leichten Geweben bestehen aus Satin oder Seide; die zum Aufputz dienenden Perlen und Goldflitter werden stets zu neuen und eigenartigen Mustern zusammengestellt.

Toiletten dieser Art können allerdings nur von wenigen bevorzugten Sterblichen getragen werden; wenn ihrer hier Erwähnung geschieht, ist dafür die Thatsache maßgebend, daß sie in weiten Kreisen als Muster dienen und gleichsam das Leitmotiv bilden für das, was auch mit bescheidenen Mitteln hergestellt werden kann und in unzähligen Fällen von geschickten Händen auch hergestellt wird.

Von unseren Illustrationen veranschaulicht die Erste eine Gesellschaftstoilette aus pastellblauem Kaschmir, dessen wirkungsvollen Schmuck gelbliche Spitzenzacken bilden. Der hinten in Fächerfalten arrangirte, mit kleiner Schleppe geschnittene Rock ist unten bis zu dem Fächertheil mit den Spitzenzacken verziert. Sie schmücken auch, mit den Spitzen zusammentretend, hinten und vorn das kurze Bolerojäckchen und die Aermel. Das Jäckchen öffnet sich über einem Stehkragen aus weißem Atlas und Guipüre und legt sich mit kleinen Revers um. Letzteren fügt sich ein Umlegekragen an, der wie die Revers und die hohen, rundgeschnittenen Aermelaufschläge mit blauem Sammet bedeckt ist. Den Sammet umrandet eine Seidenlitze. Sammet ist auch zu dem breiten Faltengürtel und den Aermelpuffen mit gleichen Bündchen gewählt. Den Stehkragen schmückt eine Schleife aus schmalem Sammetband, in deren Enden zierliche Metallspitzen befestigt sind.

Recht apart ist das Kleid aus bronzefarbenem Tuch, Figur 2, dessen leicht schleppender Rock fünfmal von schmalem, mit Goldsoutache begrenztem, dunklerem Sammetband umgeben und oben in sich nach hinten verlängernde Säumchen genäht ist. Die Taille hat hinten einen leicht welligen Frackschoß; vorn öffnet sie sich mit schmalen, mit Sammetband von Soutache begrenzten Aufschlägen über einem Einsatz von hellgemustertem Panne, der unten in einem faltigen Gürtel von Sammet verschwindet. Dieser endet an der linken Seite des Schoßes unter Schlingen und Enden mit Bronzespitzen. Sehr hübsch sind die Aermel, deren obere Theile, sowie die Aufschläge über einer Sammetpuffe durch Goldknöpfe und Schnurschlingen zusammengehalten werden. Schoßtheil, und Aermel und Stehkragen sind mit Sammetband und Goldsoutache besetzt.

Blau und roth carrirter Wollenstoff bildet das Material für das einfache, mit schwarzem Sammetband und rothem Tuch garnirte Kleid, Figur 3. Das Sammetband schmückt vorn aufsteigend dreimal den Rock, der hinten in zwei gegeneinander gekehrte Falten geordnet ist. An der Taille umrandet es alle Conturen und deckt vorn die Abnäher, von denen aus es sich noch einmal rings um die Taille zieht, die vorn übereinandertretend mit goldenen Knöpfen und Knopflöchern geschlossen wird. Aufschläge aus rothem Tuch begrenzen den Ausschnitt, den ein sich über den Stehkragen fortsetzender Einsatz aus gleichem Tuch füllt. Ein Tellerkragen begrenzt den hohen, carrirten Stehkragen, der wie die unten stark geschweiften und geschlitzten Aermel ebenfalls mit Sammetband umrandet ist. Der große, dunkelbraune Filzhut ist reich mit schönen, gleichfarbigen Straußfedern geschmückt.

Von besonderem Reiz ist die Balltoilette aus weißem Spitzenstoff mit einem Unterkleid von weißem Atlas, Figur 4. Der schleppende Atlasrock ist zunächst mit einem glatten Gaze- und dann mit dem Spitzenrock bedeckt, den drei rund geschnittene, mit schmalen Tüllrüschen begrenzte Volants garniren. Durch schmale, weiße Tüllpuffen geleitetes rosa Atlasband deckt den Ansatz jedes Volants, grenzt oben an beiden Seiten die Vorderbahn ab und schmückt diese unten noch zweimal, seitlich unter Schleifen endend. Harmonirend mit dem Rock ist die kleidsame Taille garnirt, deren runder Ausschnitt mit einer 2 Zoll breiten, oben und unten mit Bändchendurchzug versehenen Tüllpuffe abschließt. Die Blusentheile öffnen sich nach unten hin über einem krausen Einsatz aus Tüll, der dreimal mit banddurchzogenen, schmalen Tülpuffen überspannt ist; sie enden an der linken Seite unter zierlichen Schleifen. Eigenartig belebt wird die Toilette noch durch Aufschläge und Epauletts von Goldspitze, die auf gleichgeschnittenen Spitzentheilen mit Rüschenabschluß ruhen. Die kleinen Puffärmel aus Tüll sind gleichfalls mit Banddurchzug und Schleifchen garnirt. Ein Strauß schön schattirter rosa Nelken liegt der linken Achsel auf und schmückt seitlich die 14 Zoll breite Tüllschärpe, deren hinten lang herabhängende Enden durch schmale, mit Bändchen durchzogene Tüllpuffen mit breiten Volants verbunden sind. Im Haar ist eine volle rosa Gazerosette befestigt.

Ein moderner Anstreicher.

Hausherr: „Ich finde, der Fußboden im Schlafzimmer ist ganz anders gestrichen, wie dieser hier!"

Stubenmaler: „Ja, den hat mein Collega gemacht — der gehört einer anderen Kunstrichtung an!"

Nürnberger Goldschlägerei.

Wie verschiedene Industrien schon vor Jahrhunderten in der alten Reichsstadt Nürnberg ihren Sitz hatten, ja man darf sagen, durch die daselbst gemachten vielen Erfindungen ihren Anfang nahmen, so war es auch die Goldschlägerei, die nachweisbar bereits im vierzehnten Jahrhundert in Nürnberg blühte.

Waren doch ihre Erzeugnisse für die Ausschmückung der Einbände und der Initialen der zahlreichen, in den Klöstern geschriebenen Bücher, dann zur Herstellung des Goldgrundes der Bilder altdeutscher und italienischer Meister, sowie zur Vergoldung der heiligen Geräthe, hauptsächlich aber zur Verzierung der Schnitzereien der Kirchenaltäre vielfach nothwendig und begehrt.

Die Goldschlägerei zählte aber auch zu den vornehmsten Gewerben Nürnbergs; sie hatte wirklich den goldenen Boden des Handwerks.

Bei den in der Reichsstadt gehaltenen festlichen Umzügen der Handwerker ließen die Goldschläger gar stolz ihr Panier wehen; zeigte es doch gar meisterhaft auf Seide gemalt das Bild des prachtliebenden biblischen Königs Salomon als das ihres Patrons.

Schneiden und Walzen.

Aus der Zeit dieses Fürsten leiteten nämlich die alten Goldschläger ihre Kunst ab, und zwar auf Grund der Mittheilungen über den Tempelbau in Jerusalem und seine Ausschmückung mit gediegenem Golde.

Die schweren Folgen des unseligen Dreißigjährigen Krieges brachen jedoch vielfach die Blüthe und die Kraft des Handwerks; dies war besonders bei der dem Luxus dienenden Goldschlägerei der Fall.

So gibt in dem Meisterbuch dieses Gewerbes ein biederer Goldschläger dieser Zeit seinen Gefühlen wie folgt poetischen Ausdruck:

Wie glücklich lebten unsre Alten,
Wie reichlich kunnten sie sich halten,
Beseht das alte Meisterbuch:
Sie hatten wohlfeil's Gold, — die Zeiten,
Die waren voll von treuen Leuten,
Sie selbsten waren fromm und klug.

Nach und nach erholte sich die schwer daniederliegende Goldschlägerei wieder, glücklichere Zeiten kamen, und zu Anfang des letzten Jahrhunderts erfreute sich das Gewerbe wieder einer merkbaren Besserung. Den größten Aufschwung nahm es jedoch erst in den letzten Jahrzehnten. Jetzt beherrscht die Nürnberger Goldschlägerei, getrost darf man es sagen, den Weltmarkt. Gibt es doch einzelne Werkstätten, die einen Jahresverbrauch von nicht weniger als vier Centner Feingold haben, welche verarbeitet, die riesige Zahl von 15 Millionen Goldblätter ergeben, die, nebeneinander gelegt, eine Fläche von 120,000 Quadratyards bedecken würden.

Die Herstellung des Blattgoldes wurde bereits vor Jahrhunderten beinahe in derselben Weise wie heute bethätigt, nur hat die Bearbeitung des Goldes wie auch die des Silbers durch die Vervollkommnung und Verbesserung der Schmelzvorrichtungen eine wesentliche Erleichterung erfahren. Dadurch ist es auch möglich, das Gold viel dünner, als es früher der Fall war, zu schlagen.

Auswiegen.

In früherer Zeit wurden nur Goldgulden und Dukaten zur Fabrikation genommen; jetzt verwendet man zu solcher ganz reines, nahezu tausendtheiliges Gold, dem beim Schmelzen durch Zusatz von Kupfer und Silber die gewünschte Farbe gegeben wird. Da das Blattgold zu verschiedenen Zwecken verwendet wird, so sind auch gewisse Coloritabstufungen geboten. Die Hauptfarben sind Grüngold, Citronenfarbgold, Gelbgold, Orangegold und Rothgold. Bei den letztgenannten drei Farben darf jedoch der Zusatz von Silber und Kupfer nur ein ganz geringer sein, da sonst das Gold zu spröde wird und beim Schlagen seine Dehnbarkeit verliert.

Das gediegene, zum Schmelzen bestimmte Gold wird, nachdem dasselbe mit dem Zusatzmetall genau abgewogen ist, in Thontiegeln in einem hierzu eigens construirten Gasofen mit Gebläsevorrichtung geschmolzen, was eine Hitzeentwickelung von 1200 bis 1300 Grad erfordert. Liegt dann das Gold schön glatt im Tiegel, so nennt der Goldschläger dies durchgeschmolzen. Hierauf wird dasselbe in eine eiserne Rinne gegossen und nach dem Erkalten auf dem Amboß zu einer Stange von 2½ Centimeter Breite und von 3 bis 5 Millimeter Dicke gehämmert, um dann wieder im Kohlenfeuer roth geglüht und in Gußstahlwalzen so dünn gezogen zu werden, daß ein Dukaten Gold 20 bis 30 Centimeter lang wird.

Das auf diese Art gewalzte Gold wird hierauf in Quadratblätter geschnitten und stückweise in die sogenannten, aus Guttaperchapapier hergestellten Quetschen derart eingefüllt, daß je ein Blatt Gold mit je einem Quetschblatt abwechselt. Sind auf diese Weise 400 bis 500 Blätter zusammengelegt, so kommen dieselben in eine doppelte Umhüllung von Pergament, um größer geschlagen zu werden.

Dieses Schlagen wurde in früherer Zeit beim Handbetrieb auf einem Solenhofer Steinblock mit glattgeschliffener Oberfläche durch den Goldschläger mit einem fünfundzwanzig Pfund schweren Hammer ausgeführt, in der neueren Zeit geschieht es jedoch auf maschinelle Art durch einen Federhammer.

Dünnschlägerei.

Die erwähnten kleinen Goldblätter werden eine Stunde geschlagen, bis jedes derselben eine Ausdehnung von 8 bis 10 Quadratcentimeter gewonnen hat. Hierauf wird jedes Blatt wieder aus der Quetsche genommen, dann 20 bis 30 Blätter aufeinander gelegt, mit einem scharfen Messer durch Arbeiterinnen in vier Theile geschnitten und als sogenanntes Lothgold abgewogen. Dann legt die betreffende Person in der bei den erwähnten Quetschen üblichen Weise jedes Goldblättchen in aus Gedärmhäuten von Rindern kunstreich gefertigte, je 400 Blätter enthaltende Bücher, welche man Formen heißt. Dieselben werden in eine Umhüllung von Pergament, den sogenannten Band, gesteckt und mit einem achtzehn Pfund schweren Hammer so lange geschlagen, bis das Goldblatt eine Ausdehnung von ca. 14 Centimeter erreicht hat.

Nach dieser Bearbeitung wird das Gold blattweise aus der Form genommen, in große, aus rauhem, grauem Papier gefertigte Bücher gelegt und alsdann unter einer warmen Eisenplatte gedörrt. Ist dies geschehen, so nimmt man das Gold wieder heraus, es werden 40 bis 60 Blätter aufeinander gelegt und dieselben wieder mit dem Reißmesser in vier Theile zerschnitten. Die hierdurch gewonnenen Stücke werden auf's Neue in die Form eingefüllt und nunmehr fertig geschlagen.

Hierbei sei noch bemerkt, daß die Formen vor jedesmaligem Gebrauch Blatt für Blatt mit Federweiß bestrichen werden müssen, damit das Gold

Einlegen.

eine größere Dehnbarkeit erhält; auch ist es angezeigt, die Formen in warmen Pressen zu erhitzen und wieder mit dem Blasbalg kalt zu machen, um die Feuchtigkeit, welche die Form beim Schlagen erhält, wieder verdunsten zu lassen. Dann läßt der Schläger dieselbe noch blattweise durch die Hand laufen.

Die Formen, welche früher nur in England angefertigt wurden, werden in neuerer Zeit auch in Deutschland ausgeführt. Dieselben können zweihundert- bis dreihundertmal geschlagen werden; nachher sind sie für die Feingoldschlägerei nicht mehr zu gebrauchen.

Ist das Gold in der Form schließlich in der nöthigen Dünne geschlagen, so wird dasselbe meist durch Frauenspersonen ausgelegt und auf einem mit einem Kalbfell überzogenen Brettchen mit zwei nebeneinander stehenden verstellbaren Messern in Quadratblätter in der Größe von 50 bis 130 Millimeter geschnitten. Was den beim Schneiden des Goldes sich ergebenden Abfall anbelangt, so wird derselbe sorgfältig

Sortiren und Einbinden.

gesammelt und wieder eingeschmolzen; er macht dann noch einmal die erzählte Prozedur durch.

Die unverletzt gewonnenen Quadratblätter legt die flinke Einlegerin mit einer aus Fischbein hergestellten Zange in die mit Bolus gefärbten Büchlein aus Seidenpapier. Zwölf dieser Büchlein werden nach genauer vorheriger Abwiegung zu einem Buch zusammengebunden, welches je nach der Größe des geschlagenen Goldes 250 bis 300 Blätter enthält. Auf elegante Weise verpackt, geht nunmehr dieses kostbare Fabrikat in die Welt hinaus, um im besten Sinne des Wortes den alten deutschen Reim zu bewahrheiten:

Nürnberger Tand
Geht durch alle Land.

— **Herbe Kritik.** — „Was sagen Sie zu der Novität der beiden Lustspieldichter?" — „Zwei Seelen und kein Gedanke!"

Eine uralte Freistätte.

In dem Dorfe Scharmbeck bei der Haltestelle Ashausen (Eisenbahn Hamburg-Hannover), der letzten Station vor Winsen a. Luhe, befindet sich eine uralte Freistätte. Derartige Freistätten, durchweg aus irgend einem Grunde seitens unserer Vorfahren als heilig betrachtete Localitäten, waren in den ältesten Zeiten eine sichere Zufluchtsstätte für verfolgte schwere Verbrecher, vorzugsweise Mörder. Hatte ein solcher sich an eine Freistätte geflüchtet, deren es allerdings nur wenige gab, so war er der strafenden Gerechtigkeit entzogen, so lange er die Freistätte nicht verließ.

Die Freistätte in Scharmbeck ist ein schon aus grauester Vorzeit stammender kleiner Bauernhof. Das jetzt stehende Gebäude ist ein einstöckiger Fachwerksbau aus dem Jahre 1612, mit eigenthümlichem Backsteinmauerwerk

Die Freistätte.

und Rohrdach. Die Balken der Giebelwände sind dicht mit ganz eigenartigen symbolischen Schnitzereien bedeckt, deren Deutung heute kaum mehr möglich sein dürfte. Die Balken bestehen durchweg aus felsenhartem, noch heute kerngesundem Eichenholz.

Die nördliche Giebelwand, die die meisten Schnitzereien trägt, ist ohne Inschrift, auf der südlichen dagegen ist in großen Buchstaben zu lesen: „WO GOT THOM HUSE NICHT GIFT SIN GUNST SO ARBEIT IDERMAN UM SUNST. WO GOT DE STADT NICHT SULVEST", hier bricht die Inschrift ab, sicher ist die Fortsetzung bei irgend einer Gelegenheit einmal zerstört worden. Außerdem ist auf dem südlichen Gipfel noch zu lesen:

ANNO 1612. DEN 18 MARTUS.

Mit dieser uralten Freistätte, die, könnte sie sprechen, wohl Manches zu erzählen haben würde, hat das Dorf Scharmbeck eine hervorragende Sehenswürdigkeit.

Ein neuer Musentempel.

Das nach den Entwürfen von Heilmann & Littmann erbaute neue Prinzregenten-Theater ist bestimmt, eines der schönsten Monumentalwerke der in architektonischer Beziehung so reichen Isarstadt zu werden. Es erhebt sich in dem durch Einbeziehung der Gasteighöhen und Anlegung der Prinzregenten- und Maria-Theresia-Straße geschaffenen jüngsten Theile der Stadt. Das zwei Meter über dem Straßenniveau erhabene, an der Ostseite von einem Garten umgebene Theater macht mit seinen Doppelgiebeln, den hohen Rundbogenfenstern und den hellen, durch künstlerische Reliefs geschmückten Wänden einen imponirenden, schönen Eindruck. Während die Wagen durch die Arkadenhalle an

Das Prinzregenten-Theater.

der Front vorfahren, gelangen die Fußgänger durch geräumige Seitenthore in das von Wadére mit der Büste des hohen Hauspatrons, des Prinzregenten, gezierte Vestibule, von hier in die Wandelgänge. Die Construction des Baues ist fast durchgehends aus Eisen und Beton, die Bühneneinrichtung völlig aus Eisen hergestellt. Die Beleuchtung ist elektrisch. Die Gesammttiefe der Bühne beträgt 37 Meter; das Orchester ist versenkbar, wie es seinerzeit Richard Wagner als erste künstlerische Grundbedingung für ein modernes Theater verlangt hat. Die Parketreihen gliedern sich in vierfacher Abtheilung, umkränzt von einer einzigen Logenanordnung, amphitheatralisch derart über einander, daß jeder Platz einen ungehemmten Ausblick auf die Bühne gewährt.

Bosheit.

Schloßkastellan: „.... dies, meine Herrschaften, ist das Burgverließ, durch dessen meterdicke Mauern einst weder das Seufzen noch Schreien der unglücklichen Gefangenen an die Außenwelt drang."

Tourist: „Schau, Weiberl, das wäre ein passender Ort für Deine Gesangsübungen."

Ein schwimmender Palast.

Die Hamburg-Amerika-Linie hat ihre Flotte durch eine Doppelschrauben-Dampfyacht bereichert, die ausschließlich für Vergnügungsreisende bestimmt ist. Dieser Prachtdampfer, dessen Name „Prinzessin Victoria Louise" ist, hat eine Länge von 446 Fuß, ist 47 Fuß breit und 30 Fuß tief. Acht bis zum Oberdeck führende Querschotten theilen das Schiff in neun wasserdichte Abtheilungen. Die Wasserverdrängung beträgt 5,800 Tons, die Maschinenstärke 3,600 indicirte Pferdekräfte und die Fahrgeschwindigkeit 16 Knoten. Da der Dampfer für ein die höchsten Anforderungen stellendes Publikum bestimmt ist, hat er nur eine erste Kajüte und ist bei der Erbauung besondere

Prinzessin Victoria Louise.

Sorgfalt auf die großen, vornehm und behaglich eingerichteten Wohnräume der Passagiere verwandt worden. Unter den Neuerungen ist vor allen Dingen die Art der Aufstellung der Betten hervorzuheben. Dieselben sind nicht, wie sonst bei Schiffen üblich, in Kojenform übereinander, sondern nebeneinander oder einander gegenüber aufgestellt, wodurch die Kabinen den Charakter eines Schlafzimmers auf dem Lande erhalten. Eine große Anzahl Kabinen enthält nur ein Bett, so daß Passagiere, die es nicht lieben, mit Jemand das Schlafzimmer zu theilen, ein solches für sich allein haben können. Alle Wohnzimmer sind mit elektrischer Beleuchtung, Dampfheizung, elektrischen Klingeln und Ventilatoren u. s. w. versehen. Außer den üblichen Gesellschaftsräumen, dem 200 Personen fassenden Speisesaal, dem eleganten Conversation saal und dem behaglichen Rauchsalon steht den Passagieren noch eine Halle für schwedische Heilgymnastik mit Maschinen nach dem System Zander, ein schönes Lesezimmer mit umfangreicher Bibliothek und sogar eine Dunkelkammer für Amateur-Photographen zur Verfügung.

Elektrische Gepäckbeförderung.

Die kürzlich eröffnete Eisenbahn-Station der Compagnie d'Orleans am Quai d'Orsay in Paris ist mit den neuesten technischen Errungenschaften ausgerüstet und unter anderem mit einer eigenartigen Einrichtung für die Gepäckbeförderung versehen. Das Empfangsgebäude mußte in zwei Stockwerken angelegt werden, um mit dem alten Bahnhof am Quai d'Austerlitz eine Verbindung zu haben, und zwar liegt das obere Stockwerk 20 Fuß über dem unteren. Die Passagiere gelangen von dem einen zum anderen durch große Treppen oder Fahrstühle, deren letztere 15 vorhanden sind. Das Gepäck wird von dem einen

Im Bahnhof.

Stockwerk zum anderen, bezw. von den Packwagen zum oberen Stockwerk geleitet und zwar mittels schiefer Ebenen, über die, durch Eletrizität getrieben, ein breiter Gurt nach oben läuft, auf den Gepäckstücke gesetzt und so in die Höhe gezogen werden, bis sie zu einer Plattform kommen, von wo man sie weiter vertheilt. Die zur Bewegung der Gepäckbahnen und zur Beleuchtung des Bahnhofes nöthige Kraft wird von der in Ivry gelegenen, 1200 Pferdekräfte starken Centrale aus geliefert.

Heikle Frage.

Feldwebel: „Ich hatte vor zwei Jahren auch einen in der Compagnie, der gerade so schlechte Griffe machte, wie Sie; sind Sie vielleicht mit dem verwandt?"

Immer der alte.

„Aber Herr College, was thun Sie denn mit zwei Regenschirmen?"

„Ja, wissen Sie, der eine ist mein neuer und den möchte ich noch ein bischen schonen."

Herr von Stritzow im Gebirge.

O süße Hul=l==da —
Holdi=diöh==du=l=da —
Wär' doch ein Stuh=l da —
Holdi=diöh! —
Sätz' nicht dein Bu=u=a — —
Holdi=diöh=du=l=da! —
Auf einer Kuh=uh=a! —
Holdi=diöh!

Nobel.

„Sieh nur, Mama, was für goldblondes Haar die Töchter des Arbeiters Schulze haben!"

„Aber Irma, merk' Dir: bei Kindern von Taglöhnern spricht man höchstens von semmelblonden Haaren!"

Neue Art,

wie man Mopseln, ohne Benützung eines Hals- oder Brustbandes, spazieren führen kann.

Unter Freundinnen.

Elsa: „Jetzt verlobe ich mich aber nie wieder!"

Thekla: „Ach, das sagst du alle mal!"

Undenkbar.

(Beim Bildhauer.) „Nun, Herr Bummel, wie gefallen Ihnen diese Wasserspeier?"

„Ich finde sie sehr unnatürlich!"

„Aber wieso?"

„Wie kann man nur mit Wasser im Munde — lächeln?!"

Meine Tochter sucht einen Mann.

Satire von Max Wundtke.

Ich glaube, eine an Solidität gewöhnte Henne, die versehentlich ein Entenei ausgebrütet hat und nun mit einem Gemisch von Grausen und Staunen zuschauen muß, wie das Küchlein sich auf dem Elemente vergnügt, das für sie der Inbegriff aller Abscheu ist ... eine solche Henne, glaube ich, kann kein dümmeres Gesicht machen als ich in dem denkwürdigen Moment, da meine Tochter vor mich hintrat, den Kalabreser auf den krausen Hinterkopf gestülpt, die Regalia Chica zwischen den Zähnen, mit dem Spazierstöckchen flott auf ihre Pumphosen klopfte, und sagte:

„Weißt Du, Vater, ich habe dieses Bummelleben satt; ich werde heirathen."

Nun war ja meine Tochter allerdings schon im achtundzwanzigsten Jahr, also in einem Alter, in welchem man unter sonstigen Verhältnissen Heirathsgedanken begreiflich findet, dessenungeachtet war ich ganz baff vor erschrockenem Staunen. Daß „so was" auch noch an einer weiblichen Anwandlung leiden und Heirathssehnsucht kriegen könnte, das war mir bisher nicht im Traume eingefallen.

Da ich nichts sagte — meine Tochter schien auch gar nichts erwartet zu haben, denn sie war unterdessen an das Büffett getreten und hatte sich einen Kognak eingegossen — fuhr sie in einem Tone fort, als handelte sich's um die gleichgiltigste Sache der Welt:

„Ich habe mir gedacht, Du wirst, wenn ich erst fort bin, diese Wohnung zu groß finden. Morgen ist Quartalserster, da kündigst Du, beziehst am ersten Oktober eine kleinere Wohnung und ich heirathe dann."

„O das ist lieb von Dir, daß Du so viel Rücksicht auf mich nimmst!"

„Du lieber Gott, Du bist doch nun einmal mein Vater!" sagte sie achselzuckend.

Gerührt über diese zartfühlende Anerkennung meiner Verdienste drückte ich ihr die Hand. Aber bescheiden wie sie ist, lehnte sie meinen Dank ab mit den einfachen Worten:

„Na, ja, was ist denn dabei!?"

Ich lenkte ab.

„Und wen willst Du denn heirathen?" fragte ich.

„Das weiß ich jetzt noch nicht. Es sind ja noch dreizehn Wochen Zeit dazu."

Ich mußte ihr recht geben; es waren noch dreizehn Wochen; aber ich verstand nicht, daß man weniger Zeit brauchen sollte, einen Mann, als eine neue Wohnung zu suchen. Doch ich war gewöhnt, daß meine Tochter stets alles besser wußte; warum also nicht auch das? Uebrigens waren wir Alten in der That in vielen Dingen etwas schwerfällig und umständlich. Wenn ich daran denke, wie ich meine Frau ... na, alte Wunden soll man nicht aufreißen.

Also meine Tochter suchte einen Mann. Das ungeheuerliche dieser Thatsache verhalf mir zu dem Eingangs erwähnten Gesicht, wirkte auch so wenig förderlich auf meine geistige Thätigkeit, daß ich sie ruhig gewähren ließ. Etwas anderes hätte mir auch schwerlich genützt.

Am zweiten Tage danach las ich in der Zeitung folgendes große Inserat:

„Gesucht wird zu sofortiger Verheirathung ein gesunder kräftiger Mann von guter Bildung und sanfter Gemüthsart im Alter von 28 bis 35 Jahren. Bevorzugt wird stattliche Figur, dunkle Farbe. Persönliche Vorstellung zwischen 10—12 Uhr Morgens Sonnenstraße 2, zehnte Etage. Der Fahrstuhl wird während dieser Stunden abgestellt und die Herren Bewerber ersucht, sich der Treppe zu bedienen. Ein selbstgeschriebener Lebenslauf, Militärpapiere, Zeugnisse aus sonstigen Dienst- und Engagements-Verhältnissen sowie ein ärztliches Gesundheitsattest sind mitzubringen."

Paula Scharf, Dr. jur.,
Anwalt beim Oberlandesgericht.
36. Steuerklasse.

Ich muß gestehen — klüger als damals, da meine Tochter so plötzlich mit ihrer Absicht hervortrat, hat mein Gesicht bestimmt nicht ausgesehen. So also suchte sich meine Tochter einen Mann! Vielleicht war das ganz praktisch, zweifellos sogar, aber so seltsam, so verschieden von dem, wie man's gewöhnt war. Ich hab' mir meine Frau ganz anders gesucht, ach ... ich hab' sie ja überhaupt nicht gesucht. Aber sprechen wir nicht mehr davon!

Ich wurde ganz ängstlich dabei. Mir fiel das Entchen ein, das ich mir da vielleicht ausgebrütet hatte. Und den ganzen Schwarm „Bewerber" nach der Wohnung zu bestellen, ... na, das konnte ja gut werden!

„Sag mal, Mädel, warum willst Du denn den Lift während der Stunden abstellen lassen? Es ist doch wahrhaftig kein Vergnügen, zehn Stockwerke Treppen zu steigen."

„Ganz recht, altes Haus; soll's auch nicht sein. Wessen Lunge das aushält, der muß gut auf dem Damme sein. Ich will sehen, in welcher Kondition die Herren Bewerber durchs Ziel gehen."

„Aha, sehr praktisch!"

Ich mußte ihre Klugheit loben, so sehr es mich auch verdroß, daß sie mich „altes Haus" tituliert hatte; aber schließlich—sie war Doktor Juris und beim Oberlandesgericht zugelassener Anwalt mit guter Klientel — man konnte darüber als über einen Akt kindlicher Kordialität quittiren und womöglich noch stolz sein; denn ich bin stets ein simpler Schriftsteller geblieben, und ein Dr. jur. ist etwas und hat bei uns im gesegneten deutschen Reich eo ipso den Befähigungsnachweis für alle möglichen Stellen erbracht. Da kann es nur eine Ehre sein, von einem, der vielleicht noch einmal Kolonialminister oder gar Direktor einer Aktiengesellschaft wird, „altes Haus" genannt zu werden.

„Weißt Du, Vater," begann sie nach einer Pause, „was verdienst Du eigentlich pro Stunde?"

Die Frage verblüffte mich. Einen Schriftsteller nach seinem Verdienst fragen, ist noch viel kitzlicher als ein spätes Mädchen um ihr Alter ausforschen, und ich weiß nicht, an welcher Stelle mehr gelogen wird; aber ich wollte einmal ehrlich sein und erwiderte:

„Nun, Du weißt ja, allzuviel eigentliche Arbeitsstunden kommen bei einem brauchbaren Schriftsteller nicht vor. Wenn ich aber einmal arbeite, dann pro Stunde zwanzig Mark."

„Das ist lumpig genug. Ich möchte Dir einen Vorschlag machen. Sei Du für die beiden Stunden morgen mein Assistent und Sekretär. Mein Gott, viel ist ja an den Männern nicht dran; aber Du kennst Dich vielleicht ein bischen besser aus mit ihnen."

Ich nickte geschmeichelt.

„Ich werde Dir für die beiden Stunden mit nachfolgender Konferenz —die selbstverständlich ohne jede Verbindlichkeit für mich ist — hundert—Mark zahlen. So viel muß mir die Sache schon werth sein."

„Aber Kind, es handelt sich doch um die Wahl Deines Gatten, um Dein Lebensglück; da werde ich doch nicht ..."

„Papperlapapp! Das ist mein Privatvergnügen. Deine Zeit ist auch Geld; und wenn ich sie in Anspruch nehme, muß ich sie auch bezahlen. Nur unter der Bedingung! Bist Du einverstanden?"

„Nun gut, mein schneidiger Doktor Juris. Ich bin's."

„Schön. Der Vertrag ist rechtlich giltig. Ich muß jetzt zu einem Waldersee-Kommers. Mein Bureauvorsteher ist instruirt. Mahlzeit."

Damit war mein blondes Töchterchen hinaus. O dieses Entenei! Ich konnte mich gar nicht fassen. Aber ich sollte noch viel fassungsloser werden.

Der Tag kam heran. Punkt zehn Uhr erhielt unser Dienstjüngling vom Lande Befehl, am Fuße der Treppe Posto zu fassen und alle nun noch kommenden Bewerber zurückzuweisen. Das Wartezimer war bereits bis auf den letzten Platz gefüllt.

Meine Tochter beauftragte mich nun, nachzusehen, was für „Zeug" eigentlich da wäre. Mit dem „Zeug" meinte sie die Reflektanten auf den Gattenposten an ihrer Seite. Es waren einhundertzwanzig. Ich begriff das nicht. Ich war ja ihr Vater, das war nun einmal nicht mehr zu ändern; aber ihr Mann zu sein, schien mir so wenig verlockend, daß ich mich gewiß nicht dazu gedrängt hätte. Mein Gott, das junge Männergeschlecht hatte eine zu große Angst vorm Sitzenbleiben.

Wer von den Bewerbern nicht das Grenadier-Mindestmaß hatte, wurde ebenfalls fortgeschickt. Besonders zu achten hatte ich auf die Note in Subordination.

Jetzt, nach der ersten Siebung, blieben noch fünfundsiebzig Bewerber übrig. Meine Tochter hielt es für angebracht, jetzt selber unter den Reflektanten zu erscheinen. Es geschah, wie sie mir nachher mitzutheilen für gut fand, aus zwei Gründen; zuerst, um die vom Treppensteigen gar so sehr Echauffirten, die Triefenden, Keuchenden zur Abdankung zu zwingen und dann, um sich zu präsentiren.

„Sie haben mich jetzt alle gesehen," sagte sie beim Verlassen des Wartezimmers, „wer von den Herren einem ausgesprochenen anderen Geschmack huldigt, mag [illegible] während meiner Abwesenheit empfehlen."

Aus dem ersten Grunde hatten vierzig das Zimmer verlassen müssen. Nach der letzten Aufforderung ging keiner, was mich nicht schlecht stolz machte.

Jetzt begann die dritte Siebung. Dr. Paula beauftragte mich mit der Aufnahme der Personalien der noch vorhandenen fünfunddreißig. Dann gings an das Einsammeln der Lebensläufe. Mein blondes Töchterchen prüfte die Schriftstücke zunächst graphologisch und hieß mich, fünfzehn Bewerbern das curriculum vitae zurückzureichen, da, wie ich erläuternd hinzufügen mußte, „die aus den eingereichten Schriftproben konstatirten Charakterzüge keine Gewähr für ein ersprießliches Nebeneinanderleben böten."

Unsere Auswahl war damit auf zwanzig zusammengeschrumpft.

Was soll ich noch viel berichten! Auf Grund der Prüfung der Lebensläufe auf ihren Inhalt, der Dienstzeugnisse und der ärztlichen Atteste, verringerte sich die Auswahl bis auf drei, die damit in die engere Konkurrenz traten.

Jetzt wurde der erste dieser drei in's Zimmer gebeten. Name, Herkunft, Alter, Vergangenheit, Gesundheitszustand wurden noch einmal eingehend festgestellt, dann folgte ein gründliches Examen rigorosum.

„Verstehen Sie mit kleinen Kindern umzugehen?"

„Was wissen Sie von den Preisbewegungen im Schweinefleisch während der letzten zehn Jahre?"

„Sprechen Sie sich aus über chemische Prozesse in der Küche."

„Worauf beruht die erfrischende Wirkung der Heidelbeerkaltschale?"

„In welchen männlichen Handarbeiten (früher weibliche Handarbeiten genannt) sind Sie erfahren?"

„In welcher Lehranstalt haben Sie das Kochen gelernt?"

„Haben Sie Uebung im Umgang mit Markthallenweibern?"

„Sind Sie mit der Nähmaschine vertraut?"

„Können Sie radeln?"

„Billard, Skat spielen?"

„Sind Sie musikalisch?"

„Sind Sie im stande, kleine Reparaturen an meiner und Ihrer Gaderobe selbstständig vorzunehmen?"

„Und zum Schluß noch eins: Sind Sie bewandert in den feineren Umgangsformen? Es könnte doch einmal sein, daß ich Sie zu irgend einer Soiree oder sonstigen Veranstaltung mitnehmen muß, und ich möchte, daß ich nicht ewig eine Unschicklichkeit von Ihrer Seite zu befürchten habe."

„O mein Fräulein, ich habe in den feinsten Familien gedient. Mein Vater war sogar Gesandtschaftssekretär in Peking —"

„Das genügt mir, bitte treten Sie ab."

In ähnlicher Weise kamen die beiden anderen an die Reihe.

Als wir, mein Doktor Juris und ich, wieder allein waren, sagte sie:

„Ich habe mich für den ersten entschieden. Meinst Du nicht auch, er ist ein guter Junge? Seine Handschrift deutet auf Pflichtbewußtsein und Anschmiegungsfähigkeit."

Ich hatte nichts einzuwenden.

„Gut, dann ruf ihn noch einmal herein."

Ich gehorchte.

„Nun, mein Herr, sind Sie bereit, mit mir die Ehe einzugehen?"

„O mein Fräulein, Sie machen mich glücklich."

„Darauf kommt's erst in zweiter Linie an. In erster Linie will ich glücklich werden."

„Ich schwöre Ihnen ewige Liebe und Treue mein Fräulein!"

„Ewige? Das ist Unsinn; aber bis zu ihrem erfolgten Ableben resp. bis zum Aufhören Ihrer freien Entschließungsfähigkeit."

„Alles, mein Fräulein, alles! Sehen Sie mich hier knieen vor Ihnen! Ich schwöre, daß ich bis zum letzten Athemzuge ..."

„Du lieber Gott, machen Sie sich doch nicht lächerlich! Aus welchem Zeitalter stammen Sie denn? Hier habe ich die Eidesformel aufgesetzt. Hören Sie und sprechen Sie mir nach:

„Ich Endesunterzeichneter schwöre hiermit, bis zu meinem Tode Fräulein Doktor jur. Paula Scharf mit ganzer Seele zu lieben und ihr in unwandelbarer Treue ergeben zu sein. — Jetzt unterschreiben Sie! Das Schriftstück kommt zu den Akten. Brechen Sie diesen Schwur, so haben Sie unweigerlich Anklage wegen Meineids zu gewärtigen. So, nun ist die Sache erledigt. Für heute Abend lade ich Sie zu einem kleinen Kommers in Freundinnenkreisen ein. Sie dürfen bis acht Ihrer Freunde mitbringen."

Sie überreichte mir die unterschriebene Eidesformel. Aber ... was ist denn das. Am 10. Oktober 1999? Ich reibe mir die Augen und werde gewahr, daß ich an meinem alten Schreibtisch sitze. Der Wandkalender zeigt August 1900! Ich danke! Was doch die Hundstagshitze alles zu wege bringt!

In englischer „Kriegsgefangenschaft."

Dem „Berl. Tagebl." werden folgende Erlebnisse eines Johannesburger Deutschen zur Verfügung gestellt, der als englischer „Kriegsgefangener" nach Europa transportirt worden ist. Der Bericht lautet:

Es ist ja ganz interessant, eine feindliche Invasion mitzumachen; aber wenn die Stadt mitten in Südafrika liegt, und die Lebensmittel knapp werden, ist es doch besser bei Muttern. Wenn man noch dazu an immerwährendem Appetit leidet, dagegen der Geldbeutel chronische Schwindsucht in einer Form zeigt, die sonst vielleicht nur Bruder Studio aufzuweisen hat, so hört doch alle Gemüthlichkeit auf. Man wird meine Klagen verstehen können, wenn ich feierlichst zu wissen kund thue, daß ich seit einigen Monaten von den schwachen Ueberschüssen früherer Jahrgänge leben mußte, da mein Chef wegen Mangel an genügender Beschäftigung sein Personal, das „aus mir allein" bestand, entlassen mußte.

Fast sämmtliche Vorräthe waren zu Ende gegangen; das Wenige, was zu haben war, wurde mit Gold aufgewogen, und das konnten sich nur „die oberen zwei Dutzend" leisten. Nur einige Beispiele für das, was wir zu bezahlen hatten: Der Liter Milch kostete 1.25 Mark, Butter war fast nicht zu haben, kam aber eine kleine Quantität auf den Markt, so wurde diese mit 7.50 Mark pro Pfund bezahlt. Wir „Proletarier" fingen, sobald wir einmal Butter gegessen hatten, an, zu renommiren, und unser „heute Butter gegessen" erinnerte mich an das heimische „Sekt getrunken." In den meisten Fällen wurde Schmalz zum „Schmieren" gebraucht, aber auch dieses war verhältnißmäßig rar, und Hammeltalg war unsere letzte Rettung, wenn wir unser Brot nicht trocken essen wollten.

Ein Laib Brot, dessen Preis gewöhnlich 50 Pfennig war, kostete 2 Mark, und dann war man gezwungen, wenn der Bäcker kam, gleich für 14 Tage auf einmal zu kaufen, denn schnell war seine Spur verloren, sobald man ihn einmal mit einem Einkauf von nur ein oder zwei Broten hatte scheiden lassen.

Mehl, sowie Vieh, das zum Kauf angeboten wurde, fand willige Abnehmer bei den englischen Militärbehörden, bei denen jeder Ochse liebenswürdigste Aufnahme fand.

Anfangs Juli konnten wir uns sogar noch den Luxus einer Petroleumlampe leisten, obwohl für zehn Gallonen 200 Mark bezahlt wurden. Aber jetzt war der Vorrath zu Ende, und wir nahmen zu Kerzen unsere Zuflucht.

Daß ich in solcher Lage mich nach dem zivilisirten Europa sehnte, ist wohl erklärlich. Meine Vorräthe an baarem Gelde langten jedoch nur zur Reise, und ganz abgebrannt mochte ich nicht in der Heimath erscheinen. Da war aber bald Rath geschafft. Die englische Behörde ist nur zu willig, alle Deutschen los zu werden. Ich heuchelte gänzliche Mittellosigkeit, und in wenigen Tagen hatte ich eine Anweisung auf freie Reise von Johannesburg bis Vlissingen.

Merkwürdigerweise figurirte mein Name in der Liste der Kriegsgefangenen, und ich erfuhr, daß Alle, die wegen gänzlicher Mittellosigkeit nach der Heimath abgeschoben wurden, in der Liste der Kriegsgefangenen aufgezählt wurden. Ich vermuthe, dies geschah, um die Liste Ihrer Majestät Kriegsgefangenen zu vermehren. Mir war es gleich, als was man mich betrachtete; ich bin nicht ehrgeizig, die neue Erfahrung in meinem jungen Leben machte meine Brust schwellen in der Erwartung der Ereignisse, die noch kommen sollten.

Endlich schlug die Stunde, wo wir uns auf der Parkstation einfinden durften, und bald sauste der Zug nach Elandsfontein, an den Goldminen entlang, wo sonst so reges Leben geherrscht hatte. Heute war Alles öde, kein Rauch entquoll den hohen Schloten, kein arbeitender Kaffer war zu sehen. Umgestürzt lagen die Kippkarren auf den hohen Bergen von Sand, den Ueberresten des Erzes, aus dem das Gold herausgezogen war.

In Elandsfontein mußten wir umsteigen. Der Zug von Pretoria, voll von Gefangenen derselben Art, war angekommen, und wir sollten einen Viehwagen besteigen. Da ich einen Freund bei mir hatte, der verwundet auf Parole nach Deutschland entlassen war, so wandte ich mich an den Stabsoffizier, der auf dem Bahnhofe kommandirte. Derselbe sprach fließend deutsch, war ungemein zuvorkommend und liebenswürdig und verschaffte uns Beiden einen Wagen erster Klasse, der für uns bis Kapstadt reservirt wurde. Bequemlichkeit ist bekanntlich das halbe Leben, und wenn man als Gast der englischen Regierung erster Klasse in die Heimath reisen kann, so darf man mit sich selbst zufrieden sein.

Mit der Strecke Elandsfontein—Vereeniging — Bloemfontein — Norval Point ist ein gutes Stück südafrikanischer Kriegsgeschichte verbunden. Ueberall auf der ganzen Strecke hat De Wet mit markiger Hand seine Spuren eingegraben, die so bald nicht verwischt werden können. Nicht lange hatten wir Elandsfontein verlassen, als wir einen Eisenbahnzug sahen, dessen rauchende Trümmer die einzigen Zeugen verschwundener Pracht waren. Eiserne Gerüste von Eisenbahnwagen, herausgerissene und verbogene Schienen deuteten darauf hin, was vorgegangen war. Wir passirten bis zur Grenze der Kapkolonie fünfzehn Stellen, an denen die Trümmer verbrannter und entgleister Züge lagen. An manchen Stellen lagen Hunderte von Konservenbüchsen, die gewaltsam zerstört waren, wahrscheinlich hatten die Boeren keine Zeit und keine Transportwagen gehabt, dieselben mitzunehmen. Wir hatten Gelegenheit, alles genau zu sehen, da der Zug die ganze Nacht still stand. Wie man mir erzählte, fuhr man durch die Oranjeflußkolonie aus Rücksicht auf den gefürchteten De Wet nur bei Tage.

Sämmtliche Brücken und Flußübergänge waren von den Boeren zerstört. Die Engländer hatten dieselben durch Holzkonstruktionen ersetzt, deren bedeutendste die über den Oranjefluß war. Die Kühnheit des provisorischen Baues imponirte mir. Der Fluß fällt an beiden Ufern steil ab, ungefähr in der Höhe eines Berliner dreistöckigen Hauses. Die Nothbrücke bestand ganz aus Holzbalken. Manchem, der den scheinbar leichten Bau sah, mag das Herz beim Passiren „gepuckert" haben.

Nachdem wir den Oranjefluß passirt hatten, zeigten sich jedoch überall die Holzkonstruktionen durch Eisenbauten ersetzt. Das Material stand bereit, und mit Rücksicht auf die im Januar und Februar auftretenden starken Regengüsse war es nothwendig, die Holzbalken zu beseitigen. Wie es Dewet möglich war, immer und immer wieder die Eisenbahnschienen aufzureißen und Züge zu verbrennen, ist mir unerklärlich. Auf der ganzen Strecke sind von 50 bis 100 Meter englische Abtheilungen, die die Linien bewachen. Sie haben entweder feste Wohnungen oder haben sich in der ausgehöhlten Eisenbahnböschung häuslich niedergelassen.

Einige kleine Erlebnisse auf der Reise nach Kapstadt muß ich doch noch hier erwähnen.

In Kroonstadt holten wir den 24 Stunden vorher vor uns von Pretoria abgegangenen Zug ein, der an unseren angekoppelt wurde. Uebrigens werde ich diesem reizenden kleinen Städtchen eine dankbare Erinnerung bewahren, denn es war die einzige Station, auf welcher wir während der ganzen fünftägigen Reise warmes Essen bekamen. Als besonderes Merkmal unseres „Diners" kann ich mit dem Gefühle seliger Erinnerung anführen, daß in meinen Aufzeichnungen in Klammer mit großen Lettern das bedeutungsvolle Wort „Butter" geschrieben steht. An diesem Abend leistete uns ein Schaffner Gesellschaft, und von ihm hörten wir die ersten Nachrichten von den Thaten der Boeren, die uns in Johannesburg verheimlicht wurden. Endlich hatten wir den Freistaat verlassen. Welch' ein verändertes Bild. Keine zerstörten Brücken, keine aufgerissenen Eisenbahnschienen, keine Kadaver von gefallenen Zugthieren und Vieh, die im Freistaat die Luft meilenweit verpesteten. Keine Kreuze und improvisirte Grabdenkmäler, die wir im Freistaat an der ganzen Linie entlang erblickten.

In Norvals Pont wurde es uns vom Besitzer der Eisenbahnrestauration verboten, vor der Bar eine andere Sprache zu reden als die englische, anderenfalls wollte er uns nichts verabreichen. Wir hätten am liebsten unser Geld in der Tasche behalten, aber der Durst plagte uns zu sehr. Angenehmer wurden wir überrascht, als der Barinhaber in Wellington auf unser: “Please, give us two bottles of beer!” antwortete: „Sie können ruhig deutsch sprechen, ich bin auch Deutscher!" Wir ließen uns dies nicht zweimal sagen, und wenn nicht der Schaffner energisch zum Aufbruch gemahnt hätte, so würden wir ihm noch ein Dutzendmal auf deutsch um zwei Flaschen Bier gebeten haben.

Am Abend kamen wir in Kapstadt an. Wir standen mit unserem Gepäck auf der Straße und wußten nicht, wo aus und ein. Kapstadt ist so überfüllt, daß es schwer ist, Unterkommen zu finden. Als wir endlich nach einer Stunde in einem Boardinghaus ein Zimmer fanden, mußten wir dieses mit acht Schläfern theilen, die mit einander um die Wette schnarchten. Am nächsten Morgen begaben wir uns unserer erhaltenen Anweisung gemäß an Bord der „Arundel Castle", auf der wir bis auf Weiteres verpflegt wurden. Nach drei langen Tagen des Wartens verließ der Dampfer den Hafen, und wir fuhren der Heimath entgegen.

Das Leben auf dem Dampfer als Gefangene war Anfangs nicht gerade angenehm zu nennen. Wir waren im Ganzen 600 Personen. Die Männer mußten im Laderaum in Hängematten schlafen. Unter diesen waren roh gezimmerte Holztische, auf denen unser „Diner" in Blechgeschirren servirt wurde. Die Frauen waren in den Kabinen dritter Klasse untergebracht. Da der Raum jedoch nicht ausreichte, so wurden im hinteren Laderaum Bettstellen aus Holz errichtet, die, zwei über einander und zehn neben einander, aussahen wie die bekannten „Nasenquetscher". Gegen diese Art der Unterbringung ließ sich bei einer so großen Anzahl von Menschen wenig sagen. Doch war Vieles zu tadeln, was bei guter Aufsicht und mit einigermaßen gutem Willen vermieden werden konnte. Die Unsauberkeit der Eßgeschirre war derart, daß Viele es vorzogen, sich vom offiziellen Mahle zu drücken. Dreimal täglich gab es Hammelfleisch und dann und wann Schweinefleisch, als Gemüse hatten wir Kürbisse und einige Male Erbsen. In der ersten Wochen hatten wir wenigstens noch zweimal Mixed Pickles, aber diese wurden uns von den Stewards entzogen. Noch vor Beendigung unserer Reise kam es an's Tagelicht, daß die Stewards unsere Mixed Pickles annektirt hatten, um dieselben in London zu verkaufen. Die Schuldigen wurden schließlich strenge bestraft. Das Unangenehmste an der ganzen Reise war, daß wir anfangs nur australisches Fleisch bekamen, dessen Fett ranzig geworden war, was das Fleisch ungenießbar machte. Als Getränk hatten wir „Kaffee" und „Thee", das heißt Jeder einen Blechtopf voll brauner oder gelber Flüssigkeit. Die Schaar der Kriegsgefangenen murrte und wurde unzufrieden. Kleine, sehr lebhaft miteinander sprechende Häuflein bildeten sich. Fast sah es aus, als ob eine Verschwörung im Gange war, aber ganz so schlimm war es nicht. Bald sah ich eine Rädelsführer mit dem Koch und dem Bäcker Freundschaft schließen, ein Lächeln, ein Händedrücken, deutsch-englische Verbrüderung — und zu Tisch gab es plötzlich Hühner, Enten, Fische oder Eier. Bei Geburtstagsfeiern gab es sogar Torte, und ich behaupte nicht zu viel, wenn ich sage, daß Einige von uns mindestens einmal die Woche Geburtstag feierten, natürlich nur, um den Damen eine Aufmerksamkeit zu erweisen, die die Geburtstorten zu würdigen wußten.

Die Bierfrage, für uns Gefangene anfangs gerade so schwer zu lösen, wie die soziale zu Hause, wurde alsbald zur Zufriedenheit Aller geregelt. Der Barmann erklärte uns, als wir in Vlissingen landeten, daß er bisher noch niemals so gute Geschäfte gemacht hatte, wie aus diesem Gefangenentransport. Als wir schließlich in Vlissingen ankamen, wollten Einige das schöne Lied anstimmten: „Blushing, Blushing, Blushing, kille, kille kille," aber die Spaßmacher fielen ab; denn eine sehr ernste Stimmung ergriff fast alle Passagiere. Je näher wir der Heimath kamen, je mehr hatten wir die Zukunft vor Augen mit ihrer ernsten Frage: „Was nun? Wir dachten an das zurück, was wir verlassen hatten und verlassen mußten. Wir landeten, und Jedem von uns wurde ein Zehrpfennig, sowie freie Fahrt, wohin er wollte, nach Rußland, Deutschland, Amerika u. s. w., angeboten. Man sieht, der englischen Regierung war es daran gelegen, ihre Gefangenen möglichst sicher in die Heimath zu bringen.

Ich zog es vor, nunmehr auf eigene Kosten zu reisen, und langte auch bald in meiner Heimath Berlin an, um mich nach eintägigem Aufenthalt wieder nach dem sonnigen Südafrika zu sehnen. Denn das ist das faszinirende an Transvaal. Was immer wir dort gelitten haben, es zieht uns nach Südafrika zurück. Wann wird unser Sehnen gestillt werden?

Das ähnliche Porträt.

Eine lustige Malerschnurre wird aus Paris berichtet: Ein Pariser Dandy von reinstem Wasser, Graf von X., ließ vor Kurzem ein Porträt von sich zeichnen. Er war mit seinem Künstler jedoch nicht zufrieden. „Es hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit mir, und ich werde es nicht nehmen." Der Maler protestirte, aber Alles war nutzlos. Schließlich sagte er: „Nun wohl, Monsieur, wenn es Ihnen gar nicht ähnelt, kann ich natürlich auch nicht erwarten, dafür bezahlt zu werden." Nachdem der Graf ihn verlassen hatte, fügte der Maler dem Kopf auf dem Bilde prächtige Eselsohren hinzu und stellte es so vor dem neugierigen Publikum aus. Es war aber noch gar nicht lange zu sehen, da stürzte der Graf bereits in fürchterlichster Wuth in das Atelier des Malers. Alle seine Drohungen prallten jedoch wirkungslos ab, und so bot er schließlich einen weit höheren Preis, als den ursprünglich abgemachten, an. Der Maler aber, der sich für die Nichtachtung seiner Arbeit glänzend gerächt hatte, meinte: „Es war durchaus nicht merkwürdig, daß Sie das erste Bild nicht ähnlich fanden, aber ich wußte, Sie würden das Bild sofort erkennen, sobald ich diese Ohren hinzugefügt hatte."